
X030802988
UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY


UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819



VIRIBUS UNITIS.



Unterhaltungs-Bibliothek

für das

k. k. österreichische Militär und dessen Freunde.

Von den berühmtesten Militärschriftstellern der Jetztzeit:

J. v. Wickede, F. W. Hackländer, J. Ebersberg,
Dr. F. J. A. Schneidawind, J. Gundling.

Mit Gratis-Beigabe

des prachtvollen Stahlstichs nach Pecht:

„Eine Scene nach der Einnahme von Venedig“,

gestochen von

Leo Schöninger.

Eilfte und zwölfte Lieferung:

Der Sohn des Regiments

von

Julius v. Wickede.

Erster Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1858.

Der

Sohn des Regiments.

Oesterreichische Soldatengeschichte

von

Julius v. Wickede.

Erster Band.

„Aus dem Soldaten kann Alles werden."
(Wallensteins Lager von Schiller.)



Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1858.

Erstes Kapitel.

Auftreten des Wachtmeisters Josias Lichtenberger und seines Schweißfuchses Michel. Jugendgeschichte des Ersteren bis zu seiner Ernennung zum Wachtmeister und Dekorirung mit der goldenen Tapferkeits-Medaille.

Ein so recht tüchtiges Reitergefecht, an dem jeder tapfere Soldat seine wahre Freude haben mußte, hatte wieder stattgefunden. Die französischen republikanischen Streitschaaren, die in ihrer ungemessenen Eitelkeit schon glaubten, ganz Holland ohne Weiteres erobern zu können, hatten die gewichtigen Hiebe der k. k. österreichischen Reiter gehörig zu fühlen bekommen, und nicht sonderlichen Gefallen an denselben gefunden. In der blutigen Schlacht bei Aldenhoven war den Franzosen zuerst wieder so recht zu ihrem Nachtheil gezeigt worden, welche unwiderstehliche Kraft noch immer in den alten Reiterschwadronen von Oesterreichs Heere wohne, wenn nur ein muthiger Führer sich mit unverzagtem Eifer an ihre Spitze gesetzt hatte. Hier begann Habsburgs edler Sprößling, der jugendliche Erzherzog Carl, zuerst seine hohen Feldherrntalente der Welt zu zeigen, die ihn später selbst zu dem ebenbürtigen Gegner eines Napoleons erhoben. „Die Franzosen halten sich für unüberwindlich; zeigt euch als Männer und jagt sie zum Teufel!" diese denkwürdigen Worte hatte der Heldenjüngling den harrenden Schwadronen, die unter seine Befehle gestellt waren, zugerufen. Das waren noch Worte gewesen, einfach und schmucklos, aber kernig und schneidig, wie sie Soldaten am liebsten von ihren Befehlshabern hören; und wahrlich, sie hatten ihren Zweck nicht verfehlt.

Ihren hohen Führer an der Spitze, waren die k. k. Schwadronen gegen die feindlichen Streitmassen angestürmt, daß diese solchem gewaltigen Andrang auf die Länge keinen Widerstand entgegen zu setzen vermochten. Die langen, gewichtigen Pallasche der k. k. Kürassiere und Dragoner fanden an diesem Tage gar blutige Arbeit, und mancher französische Republikaner sank unter ihren scharfen Hieben zu Boden. Gewonnen war durch diesen kühnen Angriff der Reiterei die wichtige Schlacht bei Aldenhoven, und der Feldzug in den Niederlanden von 1793 hatte einen für das k. k. österreichische Heer sehr ruhmvollen Anfang dadurch erhalten.

Wenn eine Truppe sich gleich beim Beginne eines Feldzuges auf glänzende Weise ausgezeichnet und viel zur Gewinnung eines bedeutenden Sieges mit beigetragen hat, so wird der Geist des Selbstvertrauens und der festen Zuversicht auf fernere künftige Siege dadurch nicht wenig bei derselben erhöht. Es ist wirklich oft, als wenn jeder einzelne Soldat solcher Schwadronen und Bataillone von dem Tage an ein ganz anderer Mann geworden wäre. Viel fester und kräftiger auftretend ist der Marsch von solcher Infanterie, viel kühner und stolzer auf den Rossen der Sitz der Reiterei. Wie blickt das Auge der Soldaten mit kühnem Muthe herausfordernd in die Welt, mit wie kräftiger Faust fassen sie bei den Griffen ihre Gewehre, daß diese ganz anders klirren, wie zuvor noch der Fall war — wie schwirren die Pallaschhiebe der Reiter so schnell und schneidig, daß es eine wahre Freude ist, sie nur zu sehen. Und der Tambour eines Bataillons, was so eben in der Feldschlacht zur Gewinnung des Sieges mit beigetragen hat, wie weiß er die Schlägel jetzt so kräftig und rührig herumwirbeln zu lassen, daß man schier fast glauben sollte, seine Trommel habe seitdem sich völlig verändert, während die Fanfaren der Trompeter in so freudigen Siegestönen in die Luft schmettern, daß sie ihren Widerhall in fast jeder Männerbrust finden.

Bei der Patrouille Dragoner von einem k. k. Regimente, die einige Tage nach dieser gewonnenen Schlacht bei Aldenhoven

auf einer weiten Rekognoscirung ausgeschickt war, konnte man dieses stolze Bewußtsein des Sieges in der Haltung der gesammten Mannschaft auch noch recht deutlich erkennen. Es war ein unangenehm kalter Märztag, an dem Regen mit Schneewetter abwechselnd um die Wette kämpften, bis beide auf Augenblicke wieder von dem schneidenden Nordostwind, der so recht ungehindert über die baumlosen weiten Ebenen streichen konnte, verjagt wurden, um dann bald aufs Neue mit vermehrter Stärke wiederzukehren. Dazu war der Weg in dem fetten geldern'schen Lehmboden fast grundlos, und es bedurfte oft der Sporen der Reiter, um ihre schon etwas ermüdeten Pferde mehr anzutreiben, damit sie in schnellerer Gangart, wie im langsamsten Schritt, sich fortbewegten. Bei einem solchen Wetter und so schlechten Wegen, wo der Koth bis hoch auf die Mäntel der Dragoner heraufspritzte, einen mehrstündigen Patrouille-Ritt in einer dazu noch unbekannten Gegend machen zu müssen, ist im Allgemeinen gerade kein sonderliches Vergnügen, wie jeder länger gediente Reitersmann schon hinlänglich aus eigener Erfahrung wissen wird. Wenn da der Soldat nicht immer sehr zum Singen und Lachen aufgelegt ist, so darf das eigentlich gerade nicht verwundern; — und fahren ihm dabei auch wohl hie und da einige so recht kernhafte Flüche, die meist viel ärger klingen, wie sie im Grunde des Herzens bös gemeint sind, aus dem Munde, — nun so wird man das auch entschuldigen müssen. Das viele Fluchen ist zwar, wenn man es genau nimmt, eine nicht sonderlich gute Sitte, und bedenkt man es recht, so hilft es auch nicht viel; und doch, wer will es leugnen, verschafft unter Umständen so ein herzhafter Fluch eine ordentliche Erleichterung, und man fühlt sich förmlich freier, wenn man ihn heraus hat. Es ist, als ob man ein tüchtiges Stücklein Aerger, was im Leibe sitzt, damit los wird, und da ein Soldat nur zu viele Gelegenheit hat, eine gute Portion Aerger in sich hineinschlucken zu müssen, nun so sucht er auch hie und da einen Theil davon auf diese unschädliche Weise wieder los zu werden.

Die k. k. Dragoner, welche an diesem Morgen die Patrouille ritten, 20 Mann an der Zahl, die fluchten aber diesmal nicht im Mindesten über die Beschwerden derselben. Wenn das Wetter auch noch zehnmal gräulicher sich angestellt hätte, wie es in der That war, der Schnee noch viel dichter gefallen, der Sturmwind noch ärger geheult und der Weg noch grundloser gewesen wäre, obschon dies kaum möglich war, ihre fröhliche Stimmung hätte dadurch doch keine Verringerung erlitten. Sie drückten ihre großen aufgeschlagenen Hüte noch fester auf die Stirn, daß der Wind sie schon ruhig sitzen lassen mußte, hatten die Krägen der langen weiten Reitermäntel hoch bis an die Ohren hinauf gezogen, so daß selbst die kurzen festgewickelten Zöpfe mit darunter geborgen waren, und trotzten nun schon fröhlichen Muthes Wind und Wetter, ohne sich sonderlich nur weiter darum zu bekümmern. Waren sie doch ausgeschickt, die Rückzugslinie, die ein geschlagenes feindliches Korps in großer Eile eingeschlagen hatte, auszukundschaften, und wenn Soldaten ein solch vergnüglicher Auftrag wird, da müßten sie gar lumpige Kerle, die nur zum Stubenhocken zu gebrauchen sind, und keine braven k. k. Dragoner sein, wenn sie sich auch aus der gräulichsten Witterung nur das Mindeste machen würden. Verfolgung des geschlagenen Feindes, was kann wohl besser in den Ohren jedes braven Kriegers, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, klingen, ihn unempfindlicher gegen Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Staub und Sturmwind machen, als dies. So saßen denn auch an dem Morgen die Dragoner dieser Patrouille so vergnüglich wie nur möglich in ihren Sätteln, und hätten diesen Sitz für den Augenblick nicht mit dem weichsten Lehnstuhl hinterm warmen Ofen, und wenn auch ein Tisch mit einer gebratenen Gans und einer guten Flasche Wein darauf davor gestanden hätte, vertauscht. Solche Dinge haben auch ihren Werth, und zwar oft einen nicht geringen, und man darf es daher dem Soldaten schon erlauben, daß er mitunter ein Gelüste danach empfindet; kann er aber hinter einem Feinde drein sein, den seine und seiner Kameraden Tapferkeit in ehrenvollem

Kampfe in die Flucht geschlagen hat, wie gern entbehrt er dann alles Derartige.

Der Vergnüglichste der ganzen Mannschaft schien aber von dieser Patrouille der alte Wachtmeister zu sein, der an der Spitze derselben als Befehlshaber ritt. Zwar hatte er seinen Hut so tief niedergedrückt und den Mantelkragen dafür wieder so hoch hinaufgezogen, daß man von seinem ganzen Gesichte nicht viel mehr wie Nase, Schnauzbart und Augen sehen konnte, aber letztere blickten dafür so lustig in das Schneegestöber hinein, daß man schon allein dadurch auf die überaus gute Stimmung ihres Besitzers schließen konnte. Und mit welchem zärtlichen Tone sprach er oft zu dem starken, gedrungenen Schweißfuchs, den er ritt, und trieb das Roß mehr durch aufmunternde Worte, wie durch Spornstöße oder Flüche an, wenn bisweilen der Weg so schlecht wurde, daß das kräftige Thier nur langsam sich in demselben fortarbeiten konnte. Der Michel, so hieß der Schweißfuchs mit dem weißen linken Hinterfuß und dem schmalen Bleß vorn auf der Stirne, der sich etwas schief zog, und hellen Mähne und Schweifhaaren, und der Wachtmeister waren seit mehr denn zehn Jahren im Krieg wie Frieden fast unzertrennliche Gefährten gewesen, und wenn sie länger wie auf Stunden von einander sich trennen mußten, so verspürte Einer nicht geringe Sehnsucht nach dem Andern. Besorgte doch der Wachtmeister die Fütterung und Wartung seines Michels immer selbst noch, obschon er dies eigentlich seiner Charge nach einem anderen Dragoner hätte überlassen müssen, und gar viele Nächte in den schlechten Quartieren hatte er an seiner Seite schon auf der Streu geschlafen. Wie spitzte aber der Fuchs schon freudig die Ohren, wenn er die Stimme seines Reiters nur von Weitem schon erkannte, und zeigte seine Freude durch ein leises Wiehern und die Ungeduld durch ein sanftes Scharren mit den Vorderfüßen. Und wenn der Alte dann an sein treues Thier herantrat, und ihm schmeichelnd mit der flachen Hand auf der Kruppe oder an den Hals klatschte, die Mähnhaare glatt zog und im weichsten Tone seiner freilich etwas rauhen Stimme sagte:

„Schau, schau, Michel, hast schon Ungeduld gehabt, alter Bursch, hast wohl geglaubt, ich komme gar nicht mehr zurück," dann wandte der Fuchs seinen Kopf, schaute mit den großen dunklen Augen so sinnend seinen Herrn an, als wolle er ihm dadurch seine Liebe und Treue recht deutlich ausdrücken, und leckte ihm mit der Zunge gleich einem Hunde Hände und Gesicht. Oft stundenlang konnte der alte Wachtmeister so neben seinem Rosse stehen und mit demselben plaudern und spielen, gleich als sei es ein menschliches Wesen, was vollkommen ihn verstünde. Der Fuchs legte dabei oft die Ohren glatt an den Kopf zurück, dann spitzte er sie wieder ganz scharf, als wolle er zeigen, wie aufmerksam er zuhöre, nickte hin und wieder mit dem Haupte bejahend, oder schüttelte es wieder verneinend, gab sein Wohlgefallen durch ein helles Wiehern, oder sein Mißvergnügen gleichsam durch ein lautes Pruhsten zu erkennen, und so konnten Beide es oft lange Zeit mit einander forttreiben. Waren doch alle Dragoner der ganzen Schwadron der festen Meinung, der Michel des Wachtmeisters sei kein gewöhnliches Pferd, sondern besitze außergewöhnliche Eigenschaften und könne Alles eben so gut wie ein ordentlicher Mensch verstehen. Nun wenn auch das freilich nicht der Fall war, eben so gut wie ein gelehriger Hund verstand das treue Roß alle Worte seines Reiters, und mochte er nun auf seinem Rücken sitzen oder es frei laufen lassen, der Wachtmeister bedurfte keiner weiteren Hülfsmittel, um vollkommen ihm seinen Willen kundzugeben. Pferde sind fast stets gar treue und auch gelehrige Thiere, welche die Sorgfalt ihrer Reiter für sie gut anzuerkennen und zu belohnen wissen.

Mit großer Geschicklichkeit wußte der Schweißfuchs auch bei diesem Ritte sich von selbst die besten Stellen des tiefen Weges herauszusuchen, und die Pferde der Dragoner, die gerade hinter ihm gingen und so nachfolgen konnten, kamen dabei weit besser weg wie die Uebrigen. Es war dies auch bei dem jetzigen Ritt besonders gut für den Wachtmeister; denn so sorgsam er auch für gewöhnlich als echter Reitersmann sein Roß zwischen Schenkel und Zügel hielt, heute that er dies außer-

gewöhnlich nicht, und die Zügelhand lag so nachlässig vorne auf dem Pistolenhalfter, daß der Fuchs sich so ziemlich ungehindert selbst seinen eigenen Weg suchen konnte. Ein ganz außergewöhnliches Ereigniß mußte es schon sein, was auf den alten Josias Lichtenberger, so hieß nämlich der Wachtmeister, so einwirken konnte, daß er darüber die feste Führung seines Pferdes vernachlässigte, wenn auch dasselbe sie nicht recht bedurfte. In der That war es aber auch ein solches, und zwar von so freudiger Art, daß man ihm seine heutige Zerstreutheit wohl entschuldigen konnte. Hatte ihm der Rittmeister, der die Escadron befehligte, doch erst am selbigen Morgen, wie er so eben mit seiner Patrouille abreiten wollte, gesagt, es würde kaum einem Zweifel noch unterliegen, daß er für sein letztes so überaus muthiges Benehmen in der Schlacht bei Aldenhoven die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten sollte. Das waren doch noch Worte, die einen k. k. Wachtmeister wohl vor Freude im Kopfe etwas confuse machen konnten, und immer und immer wieder mit goldenem Klange in seinen Ohren tönten und alle seine anderen Gedanken gänzlich durchkreuzten. Die goldene Medaille, das höchste Ehrenzeichen, was die Brust eines k. k. Unteroffiziers nur zieren kann, um dessen Gewinnung so viele Soldaten schon freudig ihr Leben gewagt hatten, sollte fortan auch von ihm getragen werden dürfen. Stets hatte ihm der Besitz dieser Medaille als größter Wunsch seines Lebens gegolten, und von dem Tage an, wo er zuerst der Standarte seines Regiments den Eid der Treue geschworen, faßte er den festen Entschluß, sich dies hohe Ehrenzeichen zu erringen und sollte es ihm auch bei einem solchen Versuch das Leben kosten. Hatte nun zwar der Josias Lichtenberger in den 27 Jahren, die er dem hohen Erzhause Oesterreich bereits diente, schon manchen hitzigen Streit in Ungarn gegen die Türken und am Rhein gegen die Franzosen mit durchgefochten und stets auf die Feinde seines Kaisers dreingeschlagen, wie es einem braven Reitersmann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, geziemt, so wollte sich doch die Gelegenheit, sich solche hohe Auszeich-

nung zu erwerben, bisher immer noch nicht finden. Glück gehört nun einmal zu Allem in der Welt, und gar mancher tapfere Soldat, so sehr er auch danach strebt und trachtet, findet nun einmal während seiner ganzen Dienst- und Kriegszeit nicht die Veranlassung, sich so auszuzeichnen, daß er Anspruch auf die goldene oder silberne Medaille machen kann. Er muß sich dann mit dem Bewußtsein in seiner eigenen Brust trösten, stets seine Pflicht auf das Strengste erfüllt und keine Gelegenheit versäumt zu haben, seinem Kaiser Nutzen und Oesterreichs Fahne Ehren zu erkämpfen.

In dieser Schlacht bei Aldenhoven da war es dem Wachtmeister aber endlich so nach Herzenswunsch geglückt, und seine Tapferkeit hatte sich bemerkbar machen können. Mehrere französische Reiter, wohl 5—6 an der Zahl, hatten schon den Obersten eines k. k. Infanterie-Regiments vollkommen umzingelt, und obgleich dieser sich mit der äußersten Tapferkeit noch zu vertheidigen suchte, so blutete er doch schon aus mehreren Wunden und sein fernerer Widerstand konnte nicht mehr von Dauer sein. Der Zufall wollte, daß Josias Lichtenberger, der mit der Vorderste bei dem Angriff seines Dragoner-Regiments gewesen war, diese Bedrängnisse des tapferen Obersten noch rechtzeitig genug bemerkte. Zwar lag eine ziemlich hohe Hecke zwischen ihm und den Kämpfenden, und sein Fuchs mußte erst einen gewagten Sprung machen, bis er dahin kommen konnte, aber das hinderte ihn keinen Augenblick: Sein Michel der sprang wie ein Hirsch so leicht, das wußte er, denn er hatte ihm ja das Hecken- und Gräbenspringen selbst mit unermüdlicher Geduld beigebracht, und so mußte denn Hülfe gebracht werden. „Potz Herrgott-Sapperment, da schaut's für den Herrn Obersten gar schlimm aus, na da muß ich auch noch dabei sein!" rief er aus, wie er diesen ungleichen Kampf gewahrte, warf sogleich seinen Fuchs herum und mit einem „Hopp Michel hopp" ging es im schnellsten Satze über die Hecke hinweg mitten zwischen die feindlichen Reiter hinein. Wie ein Racheengel, das blitzende Schwert in der Rechten, erschien er plötzlich auf dem hoch sich aufbäumenden

Streitrosse in der Mitte der überraschten Feinde, die von jener Seite durch die hohe und undurchdringliche Hecke sich ganz sicher geschützt glaubten. Und bevor sie sich noch von ihrer ersten Bestürzung so recht erholen konnten, denn sie begriffen kaum, wie der kaiserliche Dragoner so plötzlich in ihre Mitte gekommen, sauste bereits sein scharfer Pallasch mit gewaltigem Hiebe dem einen Franzosen auf den Kopf und er lag vom gutgeführten Streich getroffen schon aus dem Sattel, bevor er recht wußte wie dies geschah. Nun warf der Wachtmeister seinen gewandten Fuchs herum, parirte dabei einen mehr heftig wie gerade geschickt geführten Hieb, den ein anderer französischer Reiter nach ihm führte, gewann einem dritten Feinde die linke Seite ab, und auch im nächsten Augenblick war dieser zum ferneren Kampfe von ihm unfähig gemacht worden. Zwar schoß jetzt der eine Feind noch in aller Eile seine Pistole gegen ihn ab und die Kugel streifte ganz scharf an seiner Brust vorbei, so daß sie selbst eine kleine Verletzung hinterließ, dann aber wandten sich diese republikanischen Soldaten eilig zur Flucht. Hatte doch auch der Oberst, der durch die plötzliche Dazwischenkunft des muthigen Wachtmeisters neue Kraft und Zuversicht gewonnen, Einem seiner Gegner den Zügel abgehauen, so daß dessen Pferd in wilden Sätzen mit ihm davon stürmte und er sich nun in höchster Bedrängniß mit beiden Händen in den Mähnen desselben festklammern mußte, um nicht aus dem Sattel geschleudert zu werden. Einen so komischen Anblick gewährte dieser im Sattel auf- und niederhopsende, einen ganz krummen Katzenbuckel dabei machende Franzose, dem seine Husarenmütze schon ganz hinten im Nacken saß, wie er mit beiden Händen so straff sich in den Mähnen angeklammert hatte, daß der Wachtmeister, obgleich selbst noch im Raufen begriffen, herzlich darüber lachen mußte. Als die übriggebliebenen französischen Reiter, die ihre plumpen, ungeschickten Pferde auch nur äußerst schlecht in ihrer Gewalt hatten, diese Unfälle ihrer ersten drei Kameraden sahen, da dachten sie, daß es doch wohl am sichersten für sie sein würde, wenn sie das Gefecht aufgeben und so schnell wie möglich

davonjagen würden. In höchster Eile, so rasch ihre Gäule nur laufen wollten, thaten sie dies nun, und so war der Oberst allein durch die Dazwischenkunft des Wachtmeisters vor Tod oder doch Gefangenschaft gerettet worden. Flohen nun aber die französischen Reiter davon — sogenannte Todtenkopf-Husaren waren es, wie die französische Republik komischer Weise einige Regimenter besaß, so dachte der Josias Lichtenberger doch, man müsse nie ein Ding halb thun, wenn man es ganz ausführen könne, und es sei doch schade, daß diese drei Franzosen hier so ohne Weiteres entkommen sollten, ohne daß er wenigstens versuche, noch Einen oder den Anderen davon gefangen zu nehmen. Sein Fuchs der mußte denn gewaltig noch ausgreifen, und wie das Wetter stürmte das wackere Thier hinter den feindlichen Reitern drein. Nicht gar lange dauerte es, da war schon der Hinterste derselben eingeholt worden, und mochte er nun wollen oder nicht, er mußte bereitwillig den Pardon annehmen, den ihm der Wachtmeister großmüthig anbot. Die andern beiden französischen Husaren entkamen noch glücklich; denn eine allzuweite Verfolgung derselben wäre nicht rathsam gewesen, da noch mehrere andere Franzosen leicht hätten dazwischen kommen können. Konnte der Wachtmeister doch schon mit dem Erfolge dieser Rauferei vollkommen zufrieden sein; denn zwei Feinde hatte er arg verwundet, einen dritten gefangen genommen, zwei noch ziemlich gute Pferde erbeutet und dann einen muthigen Obersten dem Heere seines Kaisers erhalten.

Man sieht hieraus, daß oft so ein einziger tüchtiger Reiter, wenn er das Herz auf dem rechten Flecke hat und die Gelegenheit ihn dabei begünstigt, für sich ganz allein nicht unbedeutende Erfolge erkämpfen kann. Der Oberst, der Zeuge des ebenso kühnen wie geschickt durchgeführten Kampfes des Wachtmeisters mit dieser großen feindlichen Uebermacht gewesen war, vergaß es nicht, das überaus muthige Benehmen desselben am geeigneten Orte verdientermaßen zu rühmen. So sollte diesem denn die goldene Tapferkeitsmedaille zuerkannt werden, und in der That hatte er dieselbe auch vollkommen verdient. Dies

war es nun, was sein Rittmeister am Morgen, als er sich zum Abritt mit der Patrouille bei ihm meldete, dem Wachtmeister gesagt hatte, und worüber solcher jetzt wie leicht begreiflich eine so große Freude empfand, daß er seinen Fuchs minder sorgsam führte, wie es sonst stets von ihm geschah.

Es war aber auch so leicht kein einziger Mann in der Schwadron, ja selbst im ganzen Regiment, vom Obersten bis auf den jüngsten Rekruten herab, der sich nicht darüber freute, daß gerade der Wachtmeister Josias Lichtenberger diese hohe Auszeichnung erhalten sollte und ihm dieselbe von ganzem Herzen gönnte. Wer diesen nur einigermaßen kannte, der mußte ihm auch gut sein, das war gewiß, und einen Feind hatte er weder unter allen seinen Vorgesetzten, Gleichgestellten noch Untergebenen. Eine grundehrliche Haut, wie man wohl zu sagen pflegt, war dieser Josias, wie er der Kürze wegen gewöhnlich nur genannt wurde, und in den Soldatenrock paßte er so trefflich hinein wie Keiner. Treu der hohen Kaiserfahne, der er einmal den bindenden Eid geschworen, bis auf den letzten Blutstropfen seines Herzens, muthig und unverzagt selbst in der großen Gefahr, wie ein Soldat es nur sein muß, dabei ordentlich, pünktlich, zuverlässig im höchsten Grade, ein fester Reiter und guter Fechter, ein Putzer, wie es im ganzen Regiment keinen zweiten mehr gab, so daß seine hohen Reiterstiefel wegen ihrer glänzenden Schwärze und sein weißer Mantel wegen seiner blendenden Reinheit oft als Muster hingestellt wurden, gegen seine Vorgesetzten von der strengsten Subordination, gegen die Untergebenen zwar ebenfalls äußerst strenge im Dienst, sonst aber ungemein gutmüthig und wohlwollend; alles Dies war der Josias so wie man es nur wünschen konnte. Ein großer Schade nur, daß er in der edlen Schreibekunst gar so unvollkommen sich zeigte, so daß er es trotz aller seiner sonstigen trefflichen Eigenschaften nicht weiter wie bis zum zweiten Wachtmeister der Schwadron, der mit dem Rechnungswesen nichts zu thun hatte, bringen konnte. Wie oft hatte er in den ersten Jahren seiner Dienstzeit sich schon Mühe gegeben, besser und schneller schreiben

zu lernen, wie viele lange Stunden hinterm Tisch gesessen und seine groben, ungelenken Finger dazu zwingen wollen, zierliche Buchstaben auf dem glatten, weißen Papier hinzumalen, wie manchen Kreuzer sich von der kargen Löhnung mühsam genug abgespart, um einen verdorbenen Studenten, der sich als gemeiner Dragoner hatte anwerben lassen, mit Branntwein oder Tabak dafür zu regaliren, daß er sein Lehrmeister in der edlen Schreibekunst werden solle. Vergebens, Alles vergebens, die Finger blieben steif und ungelenkig, die mit äußerster Mühe zu Stande gebrachten Buchstaben glichen mehr verworrenen Zacken und Strichen, die ein fünfjähriges Kind gemacht hatte, wie ordentlichen Schriftzügen, und der kleinste Rapport kostete den Josias mehr Anstrengung, als wenn er sich den ganzen Vormittag mit den bösesten Remontepferden in der Bahn hätte herumbalgen müssen. Das alte Sprichwort: „was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer," fand hier so recht seine Wahrheit, und so mußte denn nach jahrelangem vergeblichem Bemühen der Ungelehrige den Versuch aufgeben, jemals ein nur halbwegs erträglicher Schreibkünstler zu werden. So war denn seine militärische Laufbahn mit dem Rang eines zweiten Wachtmeisters, den er schon seit dem letzten Türkenkriege bekleidete, für immer abgeschlossen. Sah er nun auch selbst sehr wohl ein, daß er niemals zu einem höheren Posten gelangen würde, so hatte gerade diese Ueberzeugung sein großes Verlangen nach dem Besitz der Tapferkeitsmedaille noch mehr gesteigert. Es war viel Ehrgeiz in dem Josias, und sich auf eine oder die andre Weise auszuzeichnen, stets sein größtes Bestreben. Hätte er eine tüchtige Jugenderziehung genossen und wäre seine geistige Ausbildung nicht früher so sehr vernachlässigt worden, daß er später selbst bei dem besten Willen diese Versäumnisse nicht wieder einholen konnte, so wäre leicht ein bekannter General aus ihm geworden, während er es jetzt nie höher wie bis zu einem zweiten Wachtmeister bringen konnte. Doch Wachtmeister und Korporäle müssen auch in jedem Heere sein, und sind sie nur recht tüchtig und erfüllen streng ihre Pflicht, so gereichen sie demselben

zum größten Nutzen und sind gar ehrenwerthe Männer, welchen die höchste Achtung gebührt. Dies sah auch der Josias allmälig stets mehr und mehr ein, und wenn es ihm anfänglich oft auch nicht wenig gewurmt hatte, daß er immer und immer, Jahr aus Jahr ein dasselbe bleiben mußte, während gar mancher junge Soldat, dem er zuerst den Stalldienst und das Reiten beigebracht hatte, jetzt längst schon bis zum Rittmeister, ja selbst bis zum Stabsoffizier befördert war, so hatte er nun schon sich vollkommen darein gefunden. Und nun gar seit ihm die sichere Aussicht geworden, die goldene Medaille zu bekommen, wie war da auch das letzte Restlein von verletztem Ehrgeiz, was hie und da in verdrießlichen Stunden ihm wohl noch ein Bischen im Gemüth herumgewirthschaftet haben mochte, vollends verschwunden. So vergnügt und mit sich selbst zufrieden, wie nur ein Soldat im ganzen großen Heere des Kaisers, wenn er selbst den Feldmarschall-Lieutenants-Rang bekleidet hätte, war daher jetzt der Wachtmeister, und segnete viel tausendmal die Stunde, in der er den festen Entschluß gefaßt, für sein ganzes ferneres Leben der kaiserlichen Fahne mit dem Doppeladler anzugehören.

Der Josias war nämlich kein Sohn aus Oesterreichs großen Ländern, sondern weit hinten aus dem Reiche her, wie man wohl zu sagen pflegt, und hatte freiwillig sich anwerben lassen. Aus dem westphälischen Lande, was jetzt zum Königreich Preußen gehört, damals aber noch unter einem fürstlichen Erzbischof, — gewöhnlich einem erlauchten Erzherzog aus Habsburgs Kaiserstamm, stand, war er gebürtig, und recht feste, kräftige Menschen, so stark und zähe wie die mächtigen Eichen, in deren grünem Kranze die einzelnen großen Bauernhöfe daselbst zu liegen pflegen, wohnen daselbst. So gut war es dem Josias nun gerade nicht geworden, in einem solchen reichen Bauernhofe geboren zu werden, sondern war dies vielmehr unter freiem Himmel im Schatten einer dieser grünen Eichen geschehen. Sein Vater nämlich hatte weder Haus noch Hof, weder Garten noch Feld, ja überhaupt eigentlich keine recht feste Heimath. In den

sogenannten schlesischen Kriegen war er Soldat gewesen, und zwar ein Mordskerl, der nicht viel Bedenken machte, wenn es gerade so zum Sturm mitten auf eine feindliche Batterie losging. Sonst war er aber ein etwas unruhiger Kopf, der bald hier bald dort diente, wie es in jenen Zeiten ja so häufig geschah, und nirgends so lange blieb, um Ansprüche auf Pension und Invalidengelder machen zu können. So war er denn endlich mit einem arg zerschossenen Fuß und noch einem halb Dutzend anderer Wunden auf dem Körper entlassen worden und konnte sehen, wie er sich sein Brod selbst verdiente. Nun deßhalb verzweifelte er nicht; denn in jenen Zeiten, wo es noch mehr an Bevölkerung fehlte wie jetzt, konnte ein fleißiger Mensch sich stets halbwegs ordentlich durchbringen, selbst wenn er auch einen lahmen Fuß hatte. Der entlassene Soldat, der in seiner langen Dienstzeit in aller Herren Länder allerhand so kleine Geschicklichkeiten gelernt hatte, kaufte sich einen Scheerenschleiferkarren und fing an mit demselben in dem Münster'schen Lande, von wo er eigentlich gebürtig war, herumzuziehen. Ein sauberes Weib, die einzige Tochter einer alten Marketenderin, die im Feldlager aufgewachsen, auch an solch' heimathloses Herumziehen gewöhnt war, fand er auch bald, und so ging denn Alles so gut, wie es unter solchen Umständen nur gehen konnte. Außer dem Schleifen von Messern und Scheeren auf den Bauernhöfen und adeligen Gütern handelte der frühere Soldat noch mit Schuhwichse, Putzwachs und dergleichen Sachen mehr, die er selbst zu bereiten wußte, und verdiente damit so viel, daß er seine Frau und das alte ausrangirte Husaren-Pferd, was den Planwagen zog, in dem die ganze Familie ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, stets ordentlich ernähren und auch sonst in gutem Stande halten konnte. In diesem Planwagen nun war unser Josias geboren. Die Geburtswehen hatten die Frau des Scheerenschleifers so plötzlich befallen, daß es nicht mehr möglich war, noch ein Dorf zu erreichen, und so hatte der zukünftige Vater denn seinen Wagen unter den Schatten einer allmächtigen Eiche, die unweit am Wege stand, gefahren, damit

seine Frau dort in aller Ruhe die schwere Stunde überstehen könne. Schnell und glücklich ging dies von Statten, und nicht lange dauerte es, so hielt der vergnügte Vater einen so derben und gesunden Knaben im Arm, wie er in einem Fürstenpalaste nicht besser hätte zur Welt kommen können. Dies nun war unser Josias.

In demselben Augenblick blitzte es hell am fernen Himmel und ein dumpfer Donner rollte langsam durch die Luft. Der Vater, der eben bemüht war, dem kleinen Schreihals so eine Art von Wickel aus einem Fetzen eines alten Soldatenmantels zu bereiten, nahm dies für ein gutes Wahrzeichen und rief seinem Weibe, das zwar noch etwas schwach, aber sonst auch ganz munter auf einigen Heubündeln im Wagen lag, vergnügt zu: „Hast Du wohl das Gedonner gehört, Maricken-Luise, das bedeutet, daß unser Bub hier dereinst noch ein tüchtiger Soldat werden soll, der unterm Donnern in die Welt kommt und unterm Kanonendonner auch wieder daraus herausgeht. Na, der himmlische Vater da droben gebe nur seinen rechten Segen dazu," und Amen sagte leise die Mutter und faltete die Hände, und bat in ihrer Mutterliebe die heilige Jungfrau Maria mit stillem, inbrünstigem Gebete, sie möge sich dieses ihres Sohnes doch annehmen und ihn unter ihrem himmlischen Schutz stellen. Wie nun ein paar Tage darauf ein uralter Pater Kapuziner (denn der Herr Pfarrer war verhindert) den kleinen Säugling in der Kirche des nächsten Dorfes taufte und ihm den Namen Josias gab, weil gerade dieser Tag im Kalender war, so meinte auch der, als ihm der Vater diesen Donnerschlag erzählte, daß dies sicherlich bedeute, der Kleine würde dereinst ein Soldat werden und als solcher auch sterben. Von da an war nun kein Zweifel mehr bei Vater noch Mutter, daß sich dies Schicksal dereinst bei ihrem Sohne erfüllen würde.

In dem Planwagen des Vaters, bald hier in der Scheuer eines wohlwollenden Bauern, oder der Gesindestube eines reichen Gutsherrn, welcher der wandernden Familie ein Nachtlager gab, bald wieder auch nur unter dem Schatten einer mächtigen Eiche,

oder dem Schutz eines hohen Grabenrandes, wie es die Umstände bei diesem Wanderleben gerade mit sich brachten, wuchs der Knabe nun auf. Körperlich stark und abgehärtet wurde er freilich bei dieser Lebensart, von regelmäßigem Schulunterricht, oder nur von der Erlangung irgend welcher Kenntnisse konnte dabei aber keine Rede sein. So mehr durch Zufall lernte er allmälig so viel, daß er zur Noth in den gedruckten Volksliedern, die der Vater als Handelsartikel auch mit im Wagen führte, lesen, und statt seines Namens drei † machen konnte; dies war die ganze Schulbildung, die er erhielt. Als kleinen Buben aber, der kaum schon ordentlich laufen konnte, setzte ihn der Vater auf den alten Schimmel, der ihren Wagen zog, und ließ ihn oft Stunden lang dort sitzen; und später, wie er erst größer und kräftiger sich fühlte, war es sein Hauptvergnügen, auf den Bauernhöfen oder Rittergütern, wo sie übernachteten, die Pferde zur Schwemme zu reiten oder die Mutterstuten auf die Sommerweide führen zu helfen. Fiel der Bube auch bei diesem Gereite, und es entstanden im Verein mit den anderen Bauernjungens oft förmliche Wettgejage daraus, bisweilen kopfüber kopfunter herunter, und es gab tüchtige blaue Flecken und Beulen dabei, nun so durfte das auch weiter nicht schaden. Von Weinen und Heulen und Klagen bei solchen Unfällen konnte natürlich keine Rede sein; denn der Vater hatte mit dem Stock gar arg den Tact dazu auf den Rücken des Josias geschlagen, wenn er von solcher Verweichlichung nur eine Spur bei ihm entdeckt. Ueberhaupt erzog der Vater — denn die Mutter war, als der Josias sechs Jahre alt war, gestorben — denselben äußerst rauh und hart, wie es auch diese herumziehende Lebensweise am Ende mit sich brachte, und härtete ihn schon frühzeitig so zu einem tüchtigen Soldaten ab. Von Schuh und Strümpfen war im Sommer keine Rede, und ebensowenig von einer Mütze, und die ganze Bekleidung bestand nur aus Hemde und Hosen von grober grauer Leinwand. Kam der Winter, dann wurde irgend eine alte abgelegte Montur eines Münster'schen Soldaten auf dem Trödelmarkt gekauft, und ein befreundeter Dorfschneider,

dem der Vater dafür seine Scheeren das ganze Jahr in gutem Stand hielt, fertigte Jacke und Hose, und wenn ein Rest übrig blieb, auch eine Mütze daraus für den Knaben an. Ordentlich und reinlich mußte aber stets dieser ganze Anzug im höchsten Grade gehalten werden; denn der Vater war zu lange Soldat gewesen, um hierauf nicht strenge zu halten, und den Gebrauch von Seife, Bürste, Faden und Nadel lernte der Kleine schon von Jugend auf recht gründlich kennen. So wuchs er stark und gesund heran, wußte nicht, was eine Krankheit war, kannte die Betten nur vom Ansehen, denn gelegen hatte er noch niemals in einem solchen, sondern stets nur auf der Streu, war zufrieden, wenn er nur Mehlsuppe, Schwarzbrod und Kartoffel immer vollauf zu essen hatte, und konnte kaum begreifen, wie es Knaben geben könne, die so verweichlicht wären, daß sie durch die Rauheit des Wetters abgeschreckt würden, sich draußen im Freien herumzutummeln. Müssig gehen durfte der Josias übrigens keineswegs, sondern mußte tüchtig mitarbeiten, und wie es sich gehörte, im Schweiß seines Angesichts sein tägliches Brod verdienen. Der Vater, den seine Wunden allmälig immer mehr plagten, wurde schon schwächer und nicht mehr so zur Arbeit tauglich, wie er es früher gewesen war. Da mußte der Knabe denn Messer und Scheeren schleifen, zerbrochene Töpfe mit Draht bestricken, daß die sorgsame Hausfrau dieselben noch immer einige Jahre in der Küche gebrauchen konnte, und was dergleichen Geschäfte eines wandernden Scheerenschleifers mehr sind. So fleißig und geschickt er aber auch arbeitete, und bald dem Vater darin vollkommen gleichkam, ja selbst sogar übertraf, so unterließ Letzterer doch nie, ihm zu sagen: „Soldat sollst und mußt Du werden, Junge, das ist nun einmal gewiß, denn umsonst hat es nicht so prächtig gedonnert und geblitzt, als meine selige Maricken-Luise Dich zur Welt brachte.“ So wuchs denn der Josias in dem Gedanken heran, daß es einmal sein festes Schicksal sei, Soldat werden zu müssen, und wenn er am Feierabend, oder wenn es sich sonst so traf, mit den anderen Jungen in den Dörfern, wo sie gerade übernachteten, spielte,

so machte er stets wie selbstverständlich den Anführer dabei und sagte, dies gebühre ihm, da er ja doch einmal für sein ganzes Leben ein Soldat werden müsse. Die andern Bauernjungen, die machten freilich offene Mäuler zu dieser ihnen unverständlichen Redensart, und ihr bäuerlicher Dorfstolz wollte sich bisweilen sogar dagegen empören, daß so ein heimathsloser Scheerenschleiferjunge ohne Weiteres sich zu ihrem Anführer aufwerfe und ihre Spiele leite, allein da der Josias bei Weitem stets der Stärkste und Gewandteste von ihnen Allen war und die Widerspenstigen sogleich tüchtig durchprügelte, so fügten sie sich denn auch bald willig allen seinen Anordnungen. Wenn er aber solche Spiele leitete, so konnte man sicher darauf rechnen, daß nichts als Soldat gespielt wurde, und die Jungen durch das ganze Dorf tobten und mit ihren Weidenruthen auf einander loshieben, daß es nur eine Art hatte. Da schüttelten denn oft die älteren Leute in den erzbischöflich Münster'schen Dörfern verwundert den Kopf darüber, und konnten nicht begreifen, wie mit einem Male in ihre sonst so friedfertigen Jungen ein so kriegerischer Sinn gefahren war, und sagten wohl in ihrer breiten Mundart zu einander: „Dat mackt all dee Schierenschlieperjung, dee hät den Düwel (Teufel) im Leew (Leib).“ Der alte Scheerenschleifer aber, wenn er sah, was sein Josias für ein tüchtiger Bursche war, und alle die anderen Jungen, obgleich viel größere und besonders auch besser gekleidete sich darunter befanden, so kommandirte, wie er gerade wollte, und Keiner sich ihm zu widersetzen wagte, schmunzelte gar vergnüglich dabei, strich sich durch seinen langen eisgrauen Schnurrbart, den er als ehemaliger Soldat noch immer trug, und rief in freudig-stolzem Tone: „Potz Bomben und Granaten, hab ich nicht von jeher gesagt, in dem Jungen steckt ein tüchtiges Soldatenblut, gebt Acht, der bringt's noch weit, wenn er erst den bunten Rock anhat.“ Daß aber der Josias sich auch tüchtige Schulkenntnisse erwerben müsse, wenn er es wirklich im Soldatenstand zu etwas Hohem bringen solle, daran dachte der Alte nicht, und ließ nach wie vor denselben so wild aufwachsen.

So war denn der Josias bei diesem herumziehenden Leben allmälig an siebzehn Jahre alt geworden und dabei so stark und kräftig von Knochen und Gliederbau, daß er es im Ringen stets mit dem stärksten Großknecht in jedem Dorfe aufnehmen konnte. Allzuhoch von Wuchs war er nicht, dafür aber desto breiter im Brustkasten, und auf den Armen da schwollen die Muskeln ordentlich fingerdick hervor. Ein gar hübscher Bursche war er dabei, und wenn er den Bauernmädchen die Scheeren und Messer, die er ihnen so scharf und spiegelblank geschliffen hatte, wieder brachte, und in seiner stets munteren Laune einige neckende Worte dazu sagte, so schauten diese den frischen Burschen mit seinen hellen blauen Augen und dem blonden Kraushaar und den rothen vollen Backen gar nicht unfreundlich an, und jedes Mädchen hob gewiß die schadhaften Scheeren und Messer und Topfer so lange auf, bis der hübsche Josias wieder in ihr Dorf komme, um diesem die Arbeit und sich die Gelegenheit, etwas mit demselben zu plaudern, nicht zu entziehen. So sind nun die Mädchen einmal überall in der Welt, sei es im westphälischen Land, oder in Ungarn, Böhmen oder Welschland, und ein hübscher frischer Bursche, der dazu noch seine Zunge im Munde nicht vergebens sitzen hat, wird stets besser mit ihnen fahren, wie ein alter mürrischer Graukopf. Konnte der alte Vater des Josias daher sehr damit zufrieden sein, daß sein Sohn sich bisher aller seiner Geschäfte mit so vielem Eifer angenommen hatte; denn schlecht hätte es ihm ergehen müssen, wenn er in seinem hohen Alter und seinem immer mehr bresthaften Zustand dies stets selbst hätte besorgen müssen.

Eines Abends aber, wie sie gerade wieder in der Gegend, in welcher der Josias geboren war, herumfuhren, da ward dem Alten, der hinten im Wagen so weich wie möglich auf Heu und Decken gebettet lag, so schlecht, daß er meinte, er werde es nun wohl nicht länger mehr mitmachen können. „Fahr mich da nur unter die große Mahleiche, wo meine selige Maricken-Luise Dich vor siebzehn Jahren zur Welt brachte, und lege mich daselbst nieder, damit ich ruhig im Freien sterbe; denn hier unter dem Plan-

dache des Wagens, wo ich Gottes blauen Himmel nicht sehen kann, wird es mir zu eng und dumpf jetzt," sprach er. Der Josias, der stets von Kindheit an gewohnt war, alle Befehle des Vaters unweigerlich zu vollziehen, denn seinem Rücken würde es sonst auch schlecht bekommen haben, wenn er den mindesten Widerspruch dagegen geäußert, that auch jetzt ohne Weiteres, wie der Alte befohlen. Der Planwagen ward unter dieselbe mächtige alte Eiche gefahren, und leicht hob der starke Bursche den kranken Vater aus demselben, schob ihm ein Heubündel unter den Kopf und legte ihn seinem Willen gemäß so hin, daß er die gerade in voller Pracht untergehende Sonne noch zuletzt so recht sehen konnte. Mit innigem Wohlgefallen schien der sterbende Greis diesen schönen Anblick zuletzt noch zu genießen. Dann wandte er sich zu seinem Sohne, der neben ihm saß, und sprach: „Mit mir ist es jetzt aus, und in einer Stunde werde ich von unserm lieben Herrgott zum Appel aufgerufen werden. Von jetzt an, Junge, mußt Du die Scheerenschleiferei, die doch nur ein elendigliches Handwerk ist, aufgeben und ein Soldat werden. Hier unter das erzbischöflich Münster'sche Volk gehst Du mir aber nicht, denn in einem so kleinen Ländchen da wird der Soldatenstand doch nicht so ästimirt wie es gebührt, und das Ganze ist nicht viel werth. Nach Oesterreich, wo ich zuletzt auch diente, gehst Du, und läßt Dich unter die kaiserlichen Fahnen anwerben; da geht's zu, wie es sich gehört, und ein braver Kerl, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, kann da schon sein Glück machen. Das sag' ich Dir aber, Junge, Courage mußt Du haben, und wenn es Freiwillige zu irgend einer gefährlichen That gilt, mußt Du stets der Erste sein, der sich meldet, und sonst Subordination und Reinlichkeit und Ordnung, oder Du bist ein grauslicher Lump, und ich steig vom Himmel herab und breche Dir selbst das Genick, damit Du meinem Namen keine Schande machst. — So, Junge, nu laß nur das Geweine sein, denn damit änderst Du doch nichts, der Tod kommt schon in immer rascheren Schritten anmarschirt, um mich zu holen, das fühl' ich selbst. — Da gib mir noch einmal die

Hand — und werd' ein braver Soldat — das sage ich Dir." Mit diesen letzten Worten streckte der alte Scheerenschleifer sich noch einmal und war todt. Zwei Tage darauf begrub ihn derselbe uralte Kapuziner-Mönch, der den Josias damals getauft hatte, auf dem Kirchhofe des Dorfes, und ganz allein in dieser weiten Welt, ohne den mindesten Anhalt, ja und ohne eine eigentliche feste Heimath stand sein hinterlassener Sohn. Der Josias war aber ein fester, kräftiger Bursche, der sich derartigen trüben Gedanken nicht allzulange hingab. Er betrauerte seinen verstorbenen Vater recht aufrichtig, wie es sich für einen guten Sohn gehörte, brachte so viel Geld zusammen, daß ein Dutzend Seelenmessen für ihn von dem alten Kapuziner gelesen werden konnten, und war dann fest entschlossen, für sich selbst zu sorgen, da andere Menschen dies doch nicht gethan haben würden. Als Scheerenschleifer wollte und mochte er nach des Vaters Tode nicht mehr allein herumziehen, sondern war willens, nach Oesterreich zu ziehen und sich dort in einem Dragoner-Regiment, wo möglich demselben, in dem sein Vater zuletzt auch gedient hatte, anwerben zu lassen. So verkaufte er denn Karren, Pferd und sonstige kleine Habseligkeiten, bezahlte die Begräbnißkosten des Vaters, ließ noch ein schönes eisernes Kreuz auf dessen Grab setzen, und wanderte dann mit den wenigen Thalern, die ihm noch übrig blieben, froh und wohlgemuth in der Richtung nach Oesterreich zu, um dort bei einem Dragoner-Regiment sich für seine ganze Lebenszeit anwerben zu lassen.

In Eger, der alten kaiserlichen Stadt, lag zu jener Zeit der Stab des schönen k. k. österreichischen Dragoner-Regiments Graf N. N. stationirt. Nicht ohne Bedrängnisse und Abenteuer mancher Art war es dem Josias gelungen, den weiten Weg aus dem Münster'schen bis nach Eger glücklich zu Fuß zurückzulegen. Besonders die Werber, die zu jener Zeit im heiligen römischen Reich überall ihr Wesen trieben, hätten sich des jungen kräftigen Burschen gar gerne bemächtigt, denn ein will-

kommener Fang wäre derselbe für sie gewesen. So stellten denn preußische und churpfälzische Werber ihm auf diesem Wege nicht wenig nach, und in der alten freien Reichsstadt Frankfurt a. M., die er auf seinem Wege passiren mußte, wäre er sogar beinahe in die Hände der sogenannten holländischen Seelenverkäufer, die junge Burschen für die Kolonien in Ostindien anwarben, gefallen. Der Josias, wenn er die Welt auch sonst weiter noch nicht kannte, war doch aber ein schlauer Bursche, der zeitig genug Unrath merkte und sich so zur rechten Zeit noch aus den Händen dieser holländischen Seelenverkäufer befreien konnte. Er hatte nun einmal den Entschluß gefaßt, dem hohen Erzhause Oesterreich seine Dienste als Soldat zu widmen, und sich durch nichts, und am wenigsten durch die trügerischen Verlockungen anderer Werber, hievon abbringen zu lassen. Unterwegs erfuhr er zufällig von einem böhmischen Glashändler, mit dem er einige Tage zusammen wanderte, daß in Eger augenblicklich ein sehr stattliches k. k. Dragoner-Regiment in Garnison stände. So wanderte er denn geradenwegs gen Eger zu, und mit froherem Gefühle mag selten ein Wanderer in die Thore dieser alten Stadt eingezogen sein, wie unser Josias. Aber gleich am Thore selbst blieb er stehen, denn die Dragoner-Schildwache, die mit gezogenem Pallasch daselbst auf- und niederging, fesselte seine Aufmerksamkeit nicht wenig. Das war doch noch so ein rechter stattlicher Kriegsmann, wie ihm sein seliger Vater solche früher so oft beschrieben hatte, und gegen den konnten die fürstbischöflichen Soldaten, die er in Münster so oft gesehen, nicht im Mindesten aufkommen. Und wie fest und gravitätisch schritt dieser Posten einher, wie klirrten die großen Sporen an den hohen blankgewichsten Stiefeln so gewaltig, wahrlich, man konnte dem ganzen Mann das Gefühl seiner Wichtigkeit, hier als eine k. k. Schildwache das Thor der Stadt Eger zu bewachen, recht sichtbar anmerken.

Daß man mit einer Schildwache auf dem Posten nicht sprechen dürfe, wußte der Josias schon aus den Erzählungen seines Vaters, der ihn überhaupt in alle solche Sachen so ziem-

lich eingeweiht hatte, und so ging er denn weiter, sich einen anderen Dragoner zu suchen, um denselben zu fragen, wie er es wohl am Besten anfangen könne, recht bald als Freiwilliger in das Regiment einzutreten. Die ersten Paar Dragoner, die er auf der Straße deßhalb anredete, gaben ihm aber keinen Bescheid; im Gegentheil, sie schüttelten nur zu seiner Rede die Köpfe und gingen dann, ohne ein Wort ihm nur zu erwiedern, ihres Weges weiter. Es waren Rekruten aus einem strengböhmischen Kreise, die von dem breiten münsterländischen Dialect des Josias auch kein Wort verstanden. Das war denn freilich ein nicht sonderlich günstiger Anfang für die militärische Laufbahn desselben, und ein minder zuversichtlicher Bursche wie er hätte sich leicht dadurch abschrecken lassen können. Bei ihm war dies freilich nun keineswegs der Fall, sondern er dachte, er müsse es wohl auf eine andere Weise anfangen, um zu erfahren, wie er am Besten seine Anfrage wegen der Anwerbung bei dem Regimente anbringen könne. Der Zufall kam ihm, wie so oft der Fall, jetzt auch hierin glücklich zu Hülfe. Ein höherer Offizier des Regiments, ein schon ziemlich bejahrter Mann, begegnete ihm auf der Straße. Obgleich von strenger militärischer Haltung und einem ernsten Ausdruck im Gesicht, hatte derselbe doch so viel Zutrauen-Erweckendes in seiner ganzen Erscheinung, daß Josias sich kurz entschloß, demselben entgegenging, höflich seine Mütze zog, und nun seine Bitte um Auskunft, wie er sich wohl am Besten bei dem Regimente als Dragoner könne anwerben lassen, vortrug. Erstaunt über diese eigenthümliche Bitte sah der Rittmeister, denn ein solcher war es, den jungen Burschen mit scharfem, musterndem Blicke an, gleich als wolle er dessen ganzes Inneres durchschauen. Die Prüfung mußte aber nicht zu Ungunsten des Fragenden ausgefallen sein, denn in freundlichem Tone antwortete er: „Schau, schau, Bursche, also Dragoner in unserm Regimente möchtest Du gerne sein? Na, da kann vielleicht Rath dazu werden. Folge mir gleich in mein Quartier, damit wir Dich einer etwas näheren Musterung

unterziehen können. So von Außen gesehen scheinst Du ein brauchbarer Bursche zu sein."

Vergnügt folgte Josias dieser Aufforderung und trabte hinter dem Rittmeister drein bis in dessen nahegelegenes Quartier. Hier mußte er demselben sein früheres Leben genau erzählen und viele Kreuz- und Querfragen aushalten, denn der Rittmeister Freiherr von Harolsburg war ein sehr vorsichtiger Mann, der es gerne liebte, sich genau vorher über Alles unterrichten zu lassen, bevor er einen festen Entschluß faßte. Die Prüfung mußte aber befriedigend ausgefallen sein, denn der Privatdiener des Rittmeisters erhielt von diesem die Weisung, den Freiwilligen vorläufig über die Nacht mit in sein Quartier zu nehmen und für eine kräftige Mahlzeit zu sorgen. Am anderen Morgen geschah die ärztliche Besichtigung, der Regimentsarzt erklärte den Burschen für kerngesund und ganz zu einem k. k. Dragoner geeignet, der Oberst hatte gegen dessen Assentirung auch nichts einzuwenden, da das Regiment tüchtige Rekruten ganz gut gebrauchen konnte, und so stand seiner baldigen Assentirung denn weiter nichts im Wege. Am 1. Juli des Jahres 1767, zwei Tage nachdem er in Eger eingewandert war, leistete der Josias Lichtenberger den Fahneneid bei der Standarte des hochlöblichen k. k. Dragoner-Regiments N. N., und ging eine Capitulation gleich auf zwanzig volle Jahre ein. Der Rittmeister Freiherr von Harolsburg nahm ihn zu seiner Schwadron, und unter einer besseren militärischen Zucht konnte der neue Rekrut seinen Soldatenstand nicht beginnen.

Ein Bursche, der eine solche strenge und abgehärtete Lebensweise geführt, und von seinem Vater so gute Lehren stets bekommen hat, wie der Josias, paßt sehr gut für den Soldatenrock. So lernte denn dieser Alles, was er zu lernen nöthig hatte, um einen tüchtigen Reitersmann, der den k. k. Fahnen keine Schande machte, abzugeben, leicht und schnell, und führte sich so gut auf, daß er nie eine Strafe und selten nur einen rechten Verweis bekam. In der Reitbahn und auf dem Exerzierplatz war er stets aufmerksam und gelehrig, und wußte bald

Alles, was im Dienst- und Exerzier-Reglement steht, so gut, wie es zu wissen für einen gemeinen Dragoner nöthig ist. War daher auch noch kein halbes Jahr vergangen, seitdem er zuerst das Kollet angezogen hatte, so konnte er als völlig ausexerziert angesehen werden, und seinen Dienst ebenso gut verrichten, wie jeder andere Soldat in der ganzen Schwadron. War das eine Freude für den Josias, wie er das erste Mal in voller Parade-Montur mit auf die Wache ziehen konnte und den Ehrenposten vor der Hauptwache bekam. So stolz und fest, als stände jetzt das ganze große Kaiserthum Oesterreich unter seiner Obhut, schritt er daher, und schade nur, daß von einem Schnauzbart bei ihm noch kaum ein Härlein zu sehen war, er hätte sonst den martialischsten Dragoner abgegeben, der im ganzen Regiment nur zu finden gewesen, und das will doch wahrhaftig viel sagen; denn gewaltig tüchtige Kerle, die sich schon mit Ehren sehen lassen konnten, dienten in Menge in demselben. Sonst aber saßen ihm die engen weißen Hosen wie angegossen, und das grüne Kollet mit dem rothen Kragen und Patten stand ihm auch nicht schlecht, dazu der steifgebundene recht sauber gepuderte Zopf im Nacken, der aufgestülpte Hut so etwas schief auf das eine Ohr gedrückt, was zwar eigentlich nicht recht nach dem Reglement war, aber doch so ein mehr verwegenes Aussehen gab, die hohen Dragoner-Stiefeln so blank gewichst, daß man sich schier darin hätte spiegeln können, und der wuchtige Pallasch recht blitzend; es war eine wahre Freude, den jungen stattlichen Dragoner vor der Wache so auf und niederstolzieren zu sehen. Ging auch manches hübsche Bürgerkind der guten Stadt Eger deßhalb noch einmal mehr bei der Hauptwache vorbei, wie sie gerade nöthig gehabt, und blinzelte verschämt nach dem jungen Kriegsmann, der da mit so festen Schritten auf und niederging, und wenn sie um die nächste Straßenecke mußte, verfehlte sie gewiß nicht, sich mit dem Kopfe noch einmal nach demselben umzuschauen. Das ist nun überall so in der Welt gewesen, und wird auch in allen Ländern und zu allen Zeiten so bleiben, daß hübsche Mädchen und kräftige junge Soldaten sich gar gerne

leiden mögen, und gewiß keine Gelegenheit vorübergehen lassen werden, sich gegenseitig anzusehen. Am Nachmittag da sah denn auch der Rittmeister Freiherr von Harolsburg nach, wie der junge Dragoner seiner Schwadron sich denn so eigentlich bei seinem ersten Aufziehen auf die Wache ausnehme, und derselbe gefiel ihm so gut, daß er dem Josias aus seiner eigenen Tasche einen blanken Kremnitzer Dukaten spendirte, damit er seine Kameraden auf der Wache so recht mit Bier und Branntwein und Wurst bewirthen könne, wie es der gute Brauch ist, wenn ein Rekrut zum Erstenmal in seiner Dienstzeit die Wache bezieht. Der Rittmeister, so strenge und unnachsichtlich er sich überhaupt auch stets im Dienst bezeigte, war sonst doch gegen seine Dragoner wohlwollend und freigebig, und besonders gar auch dem Josias von der ersten Stunde seines Eintritts an sehr gewogen.

Manches Jahr diente Josias nun so im Regiment und marschirte mit demselben bald hier bald dorthin, wie es nun gerade kam, ohne daß ihm die so sehr ersehnte Gelegenheit ward, sich tüchtig mit dem Feinde messen zu können. In dem kurzen, nicht sehr blutigen Feldzug, den die Kaiserin Maria Theresia in den siebziger Jahren mit Preußen hatte, kam das Regiment, bei dem der Josias Lichtenberger stand, nicht zur Verwendung. Gegen die Türken im Jahr 1788 sollte derselbe zuerst zeigen, daß er nicht allein im Frieden ein überaus tüchtiger, sondern im Kriege auch ein sehr muthiger Soldat wäre. Schon seit 10 Jahren war er zum Korporal befördert worden, und hatte sich in dieser Charge ein so unbedingtes Lob erworben, daß Josias Lichtenberger gewiß zuerst immer mit genannt wurde, wenn von den besten Korporalen des Regiments, die man wirklich allgemein als Muster aufstellen könne, die Rede war. Hätte er eine größere Schreibfertigkeit besessen, gewiß bereits seit längerer Zeit wäre er weiter befördert worden; doch da dies aber, wie schon vorhin erwähnt, leider nicht der Fall war, so konnte er auch im Frieden nicht recht leicht weiter vorrücken. Mit welcher freudigen Ungeduld der Korporal Josias Lichtenberger den Augenblick erwartete, in dem die Trompeter seines Regiments

zuerst das Signal zum Einhauen in den Feind blasen würden, wird jeder Soldat daher selbst leicht ermessen können.

Der Feldzug des k. k. Heeres gegen die Türken begann im April 1788 zuerst mit der Belagerung der Festung Schabacz, wobei Se. Majestät der Kaiser Joseph selbst in hoher Person das Oberkommando führte. Schon nach fünf Tagen hatte die Kriegsgeübtheit der Oesterreicher hier den Sieg gegen die wilde, zügellose Tapferkeit der Türken errungen, und die mächtige Festung, die den Besitz von ganz Serbien sicherte, war genommen worden. So glücklich nun aber auch der Anfang war, so wollte es später doch längere Zeit nicht so recht von der Stelle gehen, und die Erfolge der k. k. Waffen waren leider nicht der Art, wie man mit Recht früher von denselben erwartet hatte. Die einzelnen Truppentheile, die mit den Türken in kleineren oder größeren Gefechten zusammen kamen, kämpften zwar stets so muthig, wie es ihre Pflicht und Schuldigkeit war, das Ganze ging aber dabei nicht so recht von der Stelle, und bedeutende Erfolge wurden während des Frühlings und Sommers 1788 nirgends erkämpft. So in kleineren Vorposten-Gefechten und bei Patrouillen war der Korporal Josias Lichtenberger nun wiederholt schon mit den Türken zusammengekommen, und als ein tüchtiger Reitersmann, der seinen Pallasch wohl zu führen verstand, hatte er sich dabei gezeigt. Die türkische Kavallerie, dazumals durchweg Spahis genannt, war wahrlich nicht schlecht, und die Reiter derselben wußten ihre kleinen gelenken Hengste so gewandt herumzutummeln und mit ihren scharfen krummen Säbeln so schnelle Hiebe zu führen, daß sie nicht zu verachtende Gegner der k. k. Dragoner abgaben. Nun der Josias verstand seinen Michel, den er gerade einige Jahre vorher aus einem Siebenbürger Gestüt als Remontepferd bekommen hatte, auch so zwischen Zügel und Schenkel zu halten, daß die Spahis ihm so leicht nichts anhaben konnten, und sein schwerer gerader Pallasch schlug nicht weniger scharf, wie die leichten krummen Säbel seiner Feinde. Wo daher irgend nur eine Gelegenheit zu hoffen war, sich mit der feindlichen Reiterei etwas herumhauen zu

können, da fehlte der Korporal Josias gewiß nicht, wenn es ihm möglich war, und wenn Freiwillige zu einer gefährlichen oder sehr beschwerlichen Rokognoscir-Patrouille aufgefordert wurden, so war es schon eine Sache, die sich gleichsam von selbst verstand, daß er der Erste war, der sich dazu meldete.

Ein ganz anderer Zug kam nun aber in das k. k. Korps, zu dem auch dies Dragoner-Regiment gehörte, als der Feldmarschall Laudon den Oberbefehl über dasselbe übernahm. Wo der befehligte, da war fast stets der Sieg für die k. k. Truppen zu gewinnen, das wußten dieselben zu gut schon von früheren Zeiten her. Von allen Generalen, die in dem großen siebenjährigen Krieg die k. k. österreichischen Korps befehligten, hatte der Feldmarschall Laudon sich den gefeiertsten Ruf erworben, und ward von den Feinden eben so sehr gefürchtet, wie von seinen eigenen Soldaten verehrt. Am 18. August kam nun derselbe zu dem k. k. Korps, was vor Dubicza stand, an, um den Oberbefehl über solches zu übernehmen. Ein gar nicht enden wollender Jubel aller Soldaten empfing den berühmten Feldherrn, und es war, als wenn selbst der jüngste Rekrut von dem Augenblick an, daß er unter den Befehl desselben zu stehen kam, ein viel größeres Selbstgefühl gewänne.

Jetzt ging es denn auch gleich auf eine ganz andere Weise vorwärts, und die Türken wurden wiederholt in größeren und kleineren Gefechten geschlagen. Den „deutschen Teufel" nannten dieselben in ihrer Furcht den Feldmarschall Laudon, und schon die Nachricht, daß er persönlich irgendwo gegen sie befehligen würde, war hinreichend, die größte Entmuthigung unter dem türkischen Korps zu bemerken. Wenn nun auch die Feindseligkeiten, die zwischen den Heeren stattfanden, vielfach in den Belagerungen und Erstürmungen von Festungen bestanden, bei denen die Kavallerie nicht so viel mitwirken konnte, wie sie wohl wünschte, so fand Josias doch häufig Gelegenheit, einen tüchtigen deutschen Hieb gegen irgend einen Feind anzubringen, und unterließ es gewiß nie, dies nach besten Kräften zu thun, wo er es irgendwie nur konnte. So ging denn der Rest des

Jahres 1788 hin, und eine gute Schule für den wirklichen Kriegsdienst hatte das ganze Dragoner-Regiment in diesem Feldzug durchgemacht. Nicht geringe Verluste waren freilich dabei erlitten worden, denn in den ungesunden Gegenden von Nieder-Ungarn waren die Fieber nicht wenig verheerend aufgetreten.

In den Erholungsquartieren, die alle Truppen im Winter von 1788—89 bezogen, konnten die entstandenen Lücken der Regimenter wieder vollzählig gemacht werden; denn wenn es gilt, die Ehre der kaiserlichen Fahnen zu schirmen, wird es Oesterreich niemals an tapferen Söhnen dafür fehlen, und so wurde im Frühling 1789 der neue Feldzug wieder mit frischen Kräften und ungeschwächtem Muthe begonnen. Jetzt ward denn auch den Türken kräftiger auf den Leib gerückt, wie es im Beginn des vorjährigen Krieges geschehen war, und besonders auch die k. k. Kavallerie fand mehr Gelegenheiten, bei größeren Feldschlachten entscheidend mitzuwirken. Das war denn eine wahre Freude für die wackeren Reitersleute, mochten sie nun Kürassiere, Dragoner oder Huszaren sein, und sie bemühten sich gewiß, stets nach besten Kräften dem alten Waffenruhm der k. k. Reiterei keine Schande zu machen.

Ein so recht tüchtiges Gefecht, an dem jeder Soldat, der dabei sein konnte, seine wahre Lust haben mußte, und noch Kindern und Kindeskindern mit stetem Behagen davon erzählen mochte, war am 28. August bei Loßmare. Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen, die Hüte alle mit frischen grünen Reisern geschmückt, marschirten die k. k. Kolonnen gegen die türkische Schlachtlinie vor. Jetzt kam auch an die Reiterei der so lang gehoffte Befehl zur Attaque. Ein jubelndes Freudengeschrei begrüßte den Adjutanten, der denselben brachte, und noch niemals hatte auch der Korporal Josias Lichtenberger aus so voller Brust in dasselbe mit eingestimmt, wie in dem Augenblick. Und nun sich recht fest in den Sattel gesetzt, der Zügel kurz gefaßt, der Hut noch einmal tief in die Stirn gedrückt, die Trompeten schmetterten, ein lautes, jubelndes „Hurrah hoch der Kaiser" ward noch gerufen, und vorwärts in den Feind ras-

selten die Schwadronen. Mochte derselbe auch den verzweifeltsten Widerstand leisten, ein noch so verheerendes Feuer gegen die Anstürmenden versuchen, vergeblich, den Anprall der einhauenden Schwadronen hielt nichts mehr auf. Wer fällt, der fällt, ein Unglück für ihn, aber es hilft einmal nicht, vorwärts in den Feind, heißt die Losung, dort in der Mitte der durchbrochenen feindlichen Schlachtreihe ist der Platz, wo Oesterreichs Standarten glänzen müssen. Der scharfe Sporn den Rossen nur tüchtig in die Flanken gestoßen, wenn sie vor dem feindlichen Feuer zurückprallen wollen; der Pallasch mit kräftiger Faust zum vernichtenden Hieb geschwungen, und nun in Gottes Namen hinein, wo der Haufe der Feinde am dicksten ist, denn dort ist auch die Ehre am größten. An etwas Anderes muß aber ein k. k. Reiter in dem Augenblick nicht denken, oder er ist der Uniform, die er trägt, gar nicht werth.

So machte es denn auch der Korporal Josias Lichtenberger bei dieser Attaque. Sein Schweißfuchs Michel bekam die Sporen zu fühlen, wie es ihm selten geschah, und hinein ging es in heftigen Sätzen in die türkischen Haufen, und er war mit der erste Mann seiner ganzen Schwadron, dessen Pallasch zum Einhauen kam. Nun aber krachten die gewichtigen deutschen Hiebe auf die Türkenschädel herab, daß es nur so eine rechte Art hatte. Ein vornehmer türkischer Aga auf reich gezäumtem, edlen Rosse, warf sich dem Josias entgegen, und ehe dieser es sich nur versah, hieb er ihm mit seinem krummen Säbel über die Stirn, daß eine tüchtige Narbe Zeitlebens daran zurückblieb. Ein Glück nur, daß der Josias einen starken Schädel hatte, der einen ordentlichen Puff schon aushalten konnte, und auch der dicke Filzhut, in den er dazu noch sein Taschentuch gelegt hatte, die Kraft des Hiebes sehr schwächte, sonst hätte es ihm leicht sehr schlimm ergehen können. So geschwind aber war unser tapferer Korporal nicht aus der Fassung zu bringen, und kaum fühlte er den Hieb, so hob er sich hoch im Steigbügel, stieß seinen münster'schen Fluch: „Dat die dee Düvel“ (daß dich der Teufel), den er nur im höchsten Zorn gebrauchte, aus,

und nun sauste die schwere Pallaschklinge mit solcher Gewalt auf den Türken herab, und traf so richtig ihr Ziel, daß es keines zweiten Hiebes mehr bedurfte, um diesen für immer unschädlich zu machen. Mit zerspaltenem Schädel sank der Aga augenblicklich vom Rosse herab, und der kräftige deutsche Hieb hatte das Seinige gethan. Bevor noch das Roß des getödteten Feindes davonsprengen konnte, hatte Josias mit der schnellen Besonnenheit, die ihn nie verließ, den Zügel desselben ergriffen und sich so auf ehrenvolle Weise eine gute Beute erobert. Gern hätte er nun noch am weiteren Gefecht mit Theil genommen und die von dem heftigen Anprall der k. k. Schwadronen in wilde Flucht geschlagenen Türken mit verfolgen helfen, allein das stark aus seiner Stirnwunde herabströmende Blut, was ihm die Augen fast blendete, verhinderte ihn daran. Das erbeutete Roß am Zügel neben seinem Michel führend, mußte er nun so schnell es sich thun ließ zur Ambulance zurückreiten, um dort die Hülfe der Feldärzte zu suchen. Fast an vier Wochen mußte der Josias nun im Lazareth bleiben, denn der Türkenhieb war doch schärfer eingedrungen, wie er in der ersten Kampfesaufregung selbst geglaubt hatte, und eine mächtige Narbe, die sich quer über die ganze Stirne zog, behielt er davon für sein ganzes Leben zur Erinnerung. Nun dieselbe stand ihm nicht schlecht und trug noch mehr dazu bei, das stattliche martialische Ansehen zu erhöhen, welches der Korporal so schon in besonderem Grade hatte. Auch war das schöne Roß, was er bei dieser Gelegenheit erbeutet, nicht ohne Werth gewesen, und ein Hußzarenoffizier, der es gerade gut gebrauchen konnte, hatte ihm die Summe von hundert blanken vollwichtigen Kremnitzer Dukaten dafür baar ausgezahlt. Das ist doch schon eine nicht geringe Summe für einen Korporal, besonders in jenen Zeiten, wo es noch nicht so theuer war, wie jetzt leider überall der Fall, und gar manche Erquickung und extra gute Bissen konnte der Josias dafür sich und seinen nächsten Kameraden im Lazareth verschaffen. Derselbe war aber nicht allein ein muthiger braver Soldat, sondern auch, wie dies so häufig der Fall, ein äußerst

gutmüthiger Mann, der fremdes Elend, so viel in seinen geringen Kräften stand, stets möglichst zu lindern suchte. Als daher ein armer Dragoner seiner Schwadron, dem der rechte Arm ganz abgeschossen war, mit nur äußerst geringer Invaliden-Pension entlassen wurde, und einem Leben voll Kummer und Elend entgegensah, da schenkte der Josias demselben ohne viel Bedenken an vierzig baare Dukaten, damit er sich einen kleinen Hausierkram davon anschaffen könne. Blieben ihm nun freilich auch auf solche Weise von seinen Dukaten nicht mehr viele übrig, nun so machte er sich in seiner frohen Soldatenlaune auch weiter keine Sorgen daraus. „Kind und Weib, die mich beerben können, hab ich weiter nicht, und mein Kaiser gibt mir Löhnung, Brod, Montirung und Quartier, so viel ich gebrauche, zu was soll ich mich also mit den Dukaten in dem Mantelsack herumschlagen,“ antwortete er, als man ihm Vorstellungen über seine zu große Freigebigkeit gegen den entlassenen invaliden Dragoner machte.

Gerade noch zur rechten Zeit, um an der berühmten Belagerung und Erstürmung von Belgrad zuletzt mit Antheil nehmen zu können, war übrigens der Korporal Josias wieder aus dem Feldhospital entlassen worden. Konnte er auch als Dragoner bei dieser Belagerung nicht so viele wichtige Dienste leisten, wie es die braven Artilleristen und Infanteristen des k. k. Heeres in so hohem Grade thaten, so gab es doch auch für die Dragoner bei dieser Gelegenheit gar Manches zu thun. Eine gewaltige Belagerung war dies aber, denn Belgrad war eine der stärksten Festungen, welche das türkische Reich besaß, und wurde von seiner Besatzung mit großer Hartnäckigkeit vertheidigt. Der Feldmarschall Laudon, der die k. k. Truppen befehligte, die vor Belgrad standen, hatte gesagt: „Diese Festung die muß ich und werde ich für meinen Kaiser erobern“. Da war also die Einnahme derselben gewiß, und mochten die Türken sich auch noch so tapfer vertheidigen, ihre Fahne mußte bald dem kaiserlichen Doppeladler den Platz räumen. Ein furchtbares Bombardement war dazu erst nöthig, und der Korporal

Josias Lichtenberger hatte hiebei so recht Gelegenheit, die verheerenden Wirkungen eines solchen kennen zu lernen.

Für alle Zeiten merkwürdig für die k. k. Armee ist auch noch, daß bei diesem Bombardement von Belgrad der damalige Erzherzog Franz, später Se. Majestät Kaiser Franz der Erste, unter dessen glorreicher und langer Regierung sie so viele denkwürdige Kämpfe bestand, seine erste Waffenprobe ablegte, und auf die vorderste Kanone, die gegen die Werke abgefeuert wurde, selbst die Lunte legte. Belgrad war fast nur noch ein Trümmerhaufe, da ergab sich endlich nach mehrwöchentlicher Gegenwehr der türkische Kommandant desselben, und unter schmetternden Siegesmärschen konnten die k. k. Truppen ihren Einmarsch daselbst halten. Bei dieser Belagerung ward nun auch der Korporal Josias auf ausdrücklichen Befehl des Regimentsobersten, seines früheren Rittmeisters, zum zweiten Wachtmeister, so daß er mit der Schreiberei und dem Rechnungswesen nichts zu thun hatte, befördert. Es war dies nur ein verdienter Lohn für die viele Tüchtigkeit, die derselbe auch bei der Belagerung dieser Festung wieder gezeigt hatte. Einen oft sehr beschwerlichen Patrouilledienst mußten die Dragoner hier verrichten und mitunter viele Meilen weit Rekognoscirungen anstellen, besonders auch, um stets so gut als möglich für den nöthigen Proviant zu sorgen. Bei allen derartigen Gelegenheiten hatte aber der Josias Lichtenberger wieder so viele Umsicht und Thätigkeit gezeigt und so manche gute Dienste geleistet, daß der Oberst dieselben durch seine Ernennung zum Wachtmeister zu belohnen beschloß. Es war gewiß kein einziger Mann im ganzen Regiment, der nicht seine aufrichtige Freude hierüber hatte, und an dem Tage, als der neue Wachtmeister zuerst mit dem stattlichen spanischen Rohr, oben und unten mit blankem gelbem Beschlag verziert, statt des sonstigen Haselstockes in der Rechten, ausging, veranstalteten sämmtliche übrigen Wachtmeister aller Schwadronen des Regiments, so viel ihrer beisammen waren, ein kleines Fest, um dadurch zu zeigen, wie gern sie den braven Korporal, der nun schon an 19 Jahre dem hohen Erzhaus Oesterreich so treu

gedient hatte, als neuen Kameraden in ihrer Charge begrüßten. Ward das kleine Fest auch nur in einer offenen Lagerhütte gefeiert, und war Speise und Trank sehr mäßig dabei, denn an Lebensmitteln aller Art herrschte leider bei dem Belagerungsheer kein Ueberfluß, so ersetzte die wahre, ungezwungene kriegerische Heiterkeit aller Anwesenden derartige Mängel doch reichlich. Das Dröhnen der Kanonen in den Batterien, denen wieder von den feindlichen Festungswällen nachdrücklich geantwortet wurde, das Sausen der Bomben, die gleich feurigen Meteoren die Luft durchschnitten, bildeten zu den kriegerischen Gesängen der frohen Reiter eine gar ergreifende Begleitung. Ein glücklicher Zufall, wie er so oft im Kriege sich ereignet, wollte, daß in demselben Augenblick, wie der älteste Wachtmeister das erste Lebehoch auf Se. Majestät den Kaiser Joseph ausbrachte, eine österreichische Bombe sehr gut in Belgrad getroffen haben mußte, so daß eine gewaltige Feuersäule daselbst in den dunklen Himmel hinaufzuckte. Ein stürmisches Jubelgeschrei brach sogleich bei allen Anwesenden über die Geschicklichkeit ihrer braven Waffenbrüder von der Artillerie aus, und wiederholt wurden auf den guten Fortgang der Belagerung die Gläser geleert. So ein wahres militärisches Fest, wenn die Donner der Geschütze dazu krachen, ist etwas gar Prächtiges, was sich mit keinem anderen Bankett, und würde dasselbe auch in dem reichsten Prunkgemach des stolzesten Schlosses von der Welt abgehalten, nur im Mindesten vergleichen läßt. Jeder Soldat, der das Glück hatte, während seiner militärischen Laufbahn derartigen fröhlichen Trinkgelagen unter treuen Kameraden mit beiwohnen zu dürfen, wird die Erinnerung daran gewiß für sein ganzes ferneres Leben bewahren und dieselbe als einen köstlichen Schatz betrachten, davon sind wir fest überzeugt. Sprach doch auch der Josias Lichtenberger von diesem Feste, was ihm seine Kameraden in dem Lager vor Belgrad zur Feier seiner Ernennung zum zweiten Wachtmeister gegeben hatten, gern und viel noch nach vielen langen Jahren, und sagte stets dabei, daß es

mit die vergnügtesten Stunden gewesen seien, die er in seinem ganzen Leben nur gehabt hätte.

Am 9. Oktober 1789 ergab sich denn endlich die wichtige Festung Belgrad dem k. k. Heere, und der Feldmarschall Laudon hatte seinem Herrn und Kaiser dadurch wieder einen neuen und in seinen ferneren Folgen überaus wichtigen Sieg erkämpft. Dieser Einnahme von Belgrad folgten bald noch mehrere andere wichtige Siege, und fast bei allen Gelegenheiten, wo ein Zusammenstoß geschah, wurden die Türken von den k. k. Truppen tüchtig geschlagen. Wo er nur irgend dabei thätig sein konnte, da versäumte der neue Wachtmeister Josias Lichtenberger dies gewiß nicht, und that stets bei jeder Gelegenheit, was man nur irgendwie von dem besten Soldaten erwarten durfte.

War zwar die Türkei durch diese zweijährigen Feldzüge schon sehr hart mitgenommen worden, so widerstand sie hartnäckig dennoch dem Frieden, und es bedurfte noch eines dritten Feldzuges von 1790, um sie endlich zu einem solchen zu zwingen. Auch in diesem Jahr wieder besiegten die k. k. Truppen fast bei jeder Gelegenheit ihre zwar muthigen, aber dabei doch sehr undisciplinirten Gegner, und fügten denselben die empfindlichsten Verluste zu. So besonders bei Callafat, wo der Feldzeugmeister Clerfait, auch so ein rechter tüchtiger General, unter dem zu dienen für jeden braven Soldaten eine wahre Lust sein mußte, am 26. Juni die Türken auf's Haupt schlug, so daß sie mit der Zurücklassung von mehr wie zweitausend Leichen auf dem Schlachtfelde, eilig die Flucht suchen mußten. Das Dragoner-Regiment, in dem der Josias diente, machte auch hier wieder mehrere Attaquen, und wie immer bei solchen Gelegenheiten, wußte dieser mit seinem Pallasch gehörig um sich zu hauen. Hier bei Callafat erhielt auch der Michel, der treue Schweißfuchs, dessen treffliche Eigenschaften für ein Soldatenpferd im Kriege sich allmälig immer mehr herausbildeten, seine erste Wunde. Der scharfe Säbel eines Spahis hieb dem Roß die obere Hälfte des rechten Ohrs so glatt weg, als wenn sie mit dem Rasiermesser abgeschnitten wäre. „Dat dic den Düvel"

rief aber nun der Josias, den diese Verwundung seines treuen Michels mehr schmerzte, als wenn er sie selbst erhalten hätte, hob sich zum kräftigen Hieb im Sattel, und im nächsten Augenblick baumelte der rechte Arm des Spahis, bis auf den Knochen durchhauen, nur noch lose herab. Der Josias verstand in solchen Dingen keinen Spaß, und gar wer es wagte, seinem Michel etwas zu thun, der konnte auf eine tüchtige Wiedervergeltung dafür sicher rechnen.

Die Türken hatten nun allmälig durch ihren eigenen Schaden doch immer mehr und mehr einsehen gelernt, daß sie der k. k. österreichischen Waffenmacht nicht im Mindesten gewachsen wären, und baten daher endlich demüthig um Frieden, der ihnen denn auch Ende 1790 gewährt wurde.

Eine gute Schule in der Kriegführung und Abhärtung hatten die k. k. Regimenter durch diese dreijährigen Feldzüge durchgemacht, und jeder einzelne Soldat derselben viel von Allem, was zum Kriegshandwerk gehört, lernen können. So im Felde, da geht es oft ganz anders zu wie daheim in der Friedensgarnison, und ein tüchtiger Kerl, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck sitzen hat, vermag da schon sich zu einem wackeren Soldaten, der seinen Fahnen keine Schande macht, heranzubilden. Nun das Kaiserreich Oesterreich konnte solche Kriegsmänner zu der Zeit auch mehr wie je gebrauchen, denn gar schwere, schwere Zeiten für den jungen Kaiser Franz den Ersten, der soeben seinem Vater Leopold auf Habsburgs hohem Thron gefolgt war, begannen heraufzuziehen. Nur ein gutes, kriegsmuthiges und kriegsgeübtes Heer konnte Schutz gegen alle diese Gefahren gewähren, und glücklich war das Kaiserreich zu preisen, daß ihm auch damals dieser feste Hort nicht fehlte.

In Frankreich hauste damals die Revolution in ihrer scheußlichsten Weise, und selbst das edle Haupt der Königin Maria-Antoinette, dieser holden Tochter aus Oesterreichs hohem Kaiserhause, war ihr als schuldloses Opfer gefallen. Blutige Vergeltung heischte dieser freche Mord, und, voll des gerechtesten Grimmes gegen diese wilden republikanischen Horden, marschirten

die k. k. Regimenter im Jahre 1792 zu einem neuen Feldzuge gegen Frankreich aus. War zwar die Ruhe in den Friedensgarnisonen auch nur von sehr kurzer Dauer gewesen, so freuten sich diese alten abgehärteten Soldaten, die eben aus dem Türkenkriege zurückkamen, doch sehr darüber, daß es jetzt schon wieder in den Krieg gehen sollte. Besonders unser Wachtmeister Josias Lichtenberger war nicht wenig erfreut darüber, und als er, seinen grünen Feldbusch auf dem Hut, auf seinem treuen Michel, der jetzt wieder so recht wohlgenährt und glänzend aussah, seinem Regiment auf dessen Marsch nach Flandern als Quartiermacher vorausritt, hätte man nicht leicht einen vergnügteren Dragoner-Wachtmeister im ganzen k. k. Heere finden sollen. Im Frieden konnte er sich die Tapferkeitsmedaille nicht erkämpfen, das wußte er wohl, und da es, wie schon vorhin erwähnt, sein brennendes Verlangen war, dieselbe zu besitzen, so mußte ihm dieser neue Krieg denn, abgesehen von allen andern Gründen, äußerst erwünscht sein. An dem gerade nicht sonderlich glücklichen Feldzug von 1792 gegen die Franzosen nahm das Dragoner-Regiment, bei dem der Josias stand, keinen wesentlichen Antheil mehr. Desto schärfer ging es aber sogleich im Jahr 1793 zu, und hier ward denn auch, wie wir beim Anfang unseres Kapitels anführten, in der blutigen Schlacht bei Aldenhoven, dem Wachtmeister endlich die so sehr ersehnte Gelegenheit, sich die goldene Tapferkeitsmedaille zu erwerben.

Da derselbe im Verlauf unserer ferneren Schilderungen noch wiederholt einen so wichtigen Platz einnehmen wird, so hielten wir diese kurze Biographie seines bisherigen Lebens hier für ganz geeignet, und nehmen nun den Faden unserer anfänglichen Erzählung wieder auf. Haben wir doch die Beruhigung dadurch gewonnen, daß manche unserer Leser jetzt nicht völlig ohne Interesse bei diesem so sehr verdienten Soldaten verweilen, und ihm die große Freudigkeit, die bei dem heutigen Patrouille-Ritt sein ganzes Wesen durch und durch zeigte, nicht verargen oder gar mißgönnen werden. Schon das Aeußere des Wachtmeisters war auch geeignet, gleich bei dem ersten Blick für ihn

einzunehmen. In dem kräftigen Mannesalter von einigen vierzig Jahren stand derselbe gerade jetzt, und bot so recht das Bild eines kernhaften, durchweg starken und abgehärteten Kriegsmannes dar. Der Wuchs war nur mittelgroß, und so ganz für den Dragoner-Sattel geeignet, die Brust aber so breit und gewölbt, daß es fast aussah, als wenn das knappe Kollet stark auf derselben gepolstert sein müsse, obgleich dies nicht im Mindesten der Fall war. Die Beine waren sonst gut gewachsen, und nur in den Schenkeln ziemlich einwärts gekrümmt, wie man dies bei langgedienten Kavalleristen, die den größten Theil ihres Lebens im Sattel zugebracht haben, sehr häufig finden wird, daher auch sein Gang zu Fuß etwas breit und schwankend war. Man sah es ihm an, daß er sich auf dem Rosse am wohlsten fühle, und ein vielstündiges Exerzieren zu Pferde ihm eine ungleich leichtere und angenehmere Aufgabe sei, wie nur ein kurzer Parademarsch zu Fuß. Das Gesicht des Josias war regelmäßig und von strengen Formen, und der Ausdruck desselben im Allgemeinen mehr ernst wie gerade heiter. Eine gebogene, etwas starke Nase, große blaue, sehr blitzende Augen, die unter dichten Brauen lagen, und ein mächtiger, breiter, hellblonder Schnurrbart, der zwar sonst sehr gut gepflegt, aber nicht nach ungarischer Sitte steif aufgedreht wurde, sondern herabhing, gaben seinem ganzen Gesichte einen äußerst martialischen Ausdruck, der durch die im Türkenkriege erhaltene große Narbe, die sich quer über die ganze Stirn dahinzog, noch bedeutend vermehrt wurde. Das Haupthaar, was hinten nach damaliger Vorschrift in einem kurzen dicken Zopf zusammenlief, den Josias stets in möglichst gut gepflegtem Zustand erhielt, war von hellblonder Farbe, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Aussehen ein recht deutsches Gepräge zeigte. Ebenso wenig verleugnete sich dasselbe auch in seiner Sprache, und obgleich er nun schon so lange in dem k. k. Heere diente, und in den verschiedensten Provinzen garnisonirt hatte, konnte man den geborenen Norddeutschen doch gleich bei den ersten zehn Worten bei ihm leicht herauskennen.

Dies ist in wenigen Umrissen nun das äußere Bild des Wachtmeisters Josias Lichtenberger im hochlöblichen k. k. Dragoner-Regiment N. N., wie er an einem Märztage des Jahres 1793 im Geldern'schen auf einer Rekognoscir-Patrouille hinter den sich in Eile zurückziehenden Franzosen mit seinen zwanzig Dragonern dreinritt. Jeder Leser wird sich denselben im Geiste nun selbst vorstellen können, so daß wir unsere Pflicht als Autor vollkommen erfüllt haben.

Zweites Kapitel.

Der Held des Buches wird unter sehr mißlichen Umständen aufgefunden, gewinnt sich aber bald eine allgemeine Gunst im Regiment, nochmalige Taufe desselben bei großem Gejuble und starkem Trinken.

War nun auch der alte Josias, denn seines strengen Aussehens und seiner langen Dienstzeit wegen galt er im Regiment für ungleich älter, wie er eigentlich seinen Jahren nach war, am heutigen Tage durch die Nachricht, daß ihm die goldene Tapferkeitsmedaille zu Theil werden sollte, viel zu erfreut, um seinen sicher gehenden Schweißfuchs stets gehörig im Zügel zu führen, so versäumte er sonst doch keineswegs seine Pflichten als Befehlshaber einer Rekognoscir-Patrouille. Ein viel zu guter Soldat war er dazu und in zu strenger militärischer Schule gebildet, als daß solch' grober Fehler je sich hätte bei ihm ereignen können, mochte sonst auch geschehen, was da wolle. Unablässig streifte sein scharfer Blick trotz Schnee und Regen auf allen Seiten in der Ferne umher, und gewiß auch nicht der kleinste Umstand, der irgendwie von Wichtigkeit sein konnte, entging ihm innerhalb seiner Gesichtsweite. Von den Feinden übrigens konnte man trotz alles Umschauens keine Abtheilungen mehr entdecken, und nur bisweilen glaubten die Dragoner in kaum noch mehr sichtbarer Weite die letzten Nachzügler derselben zu erkennen. Die Hoffnung der Patrouillen-Mannschaft, vielleicht noch auf einzelne Truppentheile der französischen Nachhut zu stoßen und am Ende gar noch so ein kleines Reitergefecht mit

denselben eingehen zu können, erwies sich daher, je weiter man vorrückte, als eine getäuschte. Das veranlaßte denn wohl hie und da einen herzhaften Fluch des Unmuthes unter den streitlustigen Dragonern, und ein zorniges satracene psiakrew (verfluchtes Hundsblut) oder irgend ein anderes polnisches oder mährisches Fluchwort ließ sich hören, denn aus geborenen Polen und Mährern bestand der größte Theil der Mannschaft. Konnte man aber leider keine feindlichen Nachzügler mehr gefangen nehmen, denn die Furcht vor den nachrückenden Oesterreichern hatte diese zu großer Eile getrieben, so zeigten sich doch sonst häufige Spuren, daß man sich auf einer Straße befände, auf welcher noch vor wenigen Stunden ein geschlagenes französisches Korps sich zurückgezogen hatte. Zerbrochene Munitionswagen, die man in der Eile nicht mehr hatte mit fortbringen können, lagen häufig in dem fast unergründlichen Schmutz des Weges, hie und da auch aus Müdigkeit und Entkräftung gefallene Pferde, denen mitunter eine mitleidige Hand die längeren Qualen noch durch einen wohlthätigen Schuß erspart hatte. Auch sonstige zerbrochene oder in Eile als zu lästig fortgeworfene Sachen und Kriegsgeräthe, wie Gewehre, denen man den Schaft abgeschlagen hatte, Trommeln, deren Fell durchgeschlagen war, zerbogene Helme, niedergedrückte Hüte, zerlumpte Mäntel, halbzerrissenes Lederzeug u. s. w. lag mitunter in oder neben dem Wege und war häufig so schon in den Schmutz hineingetreten, daß man kaum die ursprüngliche Form oder Farbe davon erkennen konnte. Auch mehrere Leichen, theils noch in ihre Uniformen gekleidet, häufig aber bereits von gierigen Nachzüglern derselben schon beraubt, wurden von den Dragonern der Patrouille aufgefunden. Es waren meist Schwerverwundete, die auf dem Rückzuge ihren Leiden erlegen waren, und deren todte Körper man dann ohne Weiteres in den Weg geworfen hatte, um so die Wagen mehr zu erleichtern und die ermatteten Gespanne vor denselben zu einem rascheren Fahren antreiben zu können. Wenn nun auch der Wachtmeister und seine Dragoner an allen diesen Gegenständen ohne Weiteres vorüberritten und kaum ihre Pferde einen

Ruck anhielten, sie näher zu betrachten, so ward doch plötzlich ihre Aufmerksamkeit durch einen besonderen Gegenstand länger gefesselt. In einem ziemlich tiefen Graben am Rand des Weges lag nämlich ein umgeworfener kleiner zweirädiger Karren, der oben mit einer Leinwanddecke überspannt war. Nach Art der Marketender-Karren war derselbe gebaut, schien aber doch nicht zu diesem Zwecke benutzt worden zu sein, wenigstens waren nicht die mindesten Geräthschaften, wie eine Marketenderin dieselben im Felde gebraucht, darin mehr vorhanden. Uebrigens schienen räuberische Nachzügler diesen umgeworfenen Karren ganz ausgeplündert und auch das Pferd, welches in der Gabeldeichsel desselben gezogen hatte, mitgenommen zu haben. Halb im Graben, halb noch von dem Leinwanddach des umgestürzten Wagens bedeckt, lag eine Frauenleiche, die durch einen Schuß in der Brust, aus der noch das Blut in schweren Tropfen heraussickerte, den Tod gefunden zu haben schien. Die näheren Umstände hiebei zu untersuchen, stieg der Wachtmeister von seinem Schweißfuchs ab, und auch der ihm zunächst reitende Dragoner, ebenfalls wie er, ein alter langgedienter Soldat, folgte seinem Beispiel. Die getödtete Frau, die sie nun näher besahen, um vielleicht noch Spuren des etwaigen Lebens bei ihr zu entdecken, war ihrer ganzen Kleidung nach keine Marketenderin gewesen, sondern schien den besseren Ständen angehört zu haben, obgleich ihr Anzug, der nur aus dunklen Wollenstoffen bestand, ungemein einfach aussah. Von seltener Schönheit mußte dieselbe bei ihrem Leben gewesen sein, dies verriethen noch alle ihre Züge, obschon dieselben durch den Todeskampf etwas verzerrt aussahen. Gar oft beschrieb der Josias später noch, welch' feines, regelmäßiges Gesicht und langes schwarzes Haar dies todte Frauenzimmer gehabt habe, und daß sie schier so ausgesehen, wie er sich die Prinzessinnen immer gedacht. Besonders ihre Hände, die wären so klein und weiß gewesen, daß man gar nichts Schöneres hätte sehen können, und hart gearbeitet müsse dieselbe in ihrem ganzen Leben gewiß niemals damit haben. An dem einen Finger steckte übrigens ein einfacher Goldring,

den die Plünderer, die sonst den ganzen Wagen völlig seines übrigen Inhaltes entleert hatten, wahrscheinlich übersehen haben mußten.

Schon wollte der Wachtmeister, der doch mit dieser todten Frauenleiche weiter nichts anzufangen wußte, sein Roß wieder besteigen, als der Dragoner, der in der Hoffnung, doch noch etwas im Wagen zu finden, was des Mitnehmens werth war, diesen genauer untersuchte, plötzlich aus dem hintersten Winkel desselben mit erstauntem Ausruf ein ungefähr dreijähriges Kind, was in einer Decke gehüllt sanft schlafend daselbst lag, hervorzog. Das war denn ein gar absonderlicher Fund, der den Entdecker in nicht geringe Bestürzung versetzte. Es war ein hübsches Büblein, in eben solche dunkle Wollenstoffe wie die todte Frau gekleidet, und mußte entschieden deren Sohn sein, solche große Aehnlichkeit zeigte sein kleines Gesichtchen mit den erstarrten Zügen derselben. Große dunkle Augen und schwarzes Haar, was sich eben zu locken anfing, verriethen deutlich eine südliche Abkunft des kleinen Findlings. „Kreuzherrgott! was ist denn das für ein Fund, den Er da gemacht hat, Novodni. Wer Teufel heißt Ihn denn auch mit seinen Händen so lange in dem Wagen herumkrabbeln, bis er richtig sogar einen Buben daraus hervorholt," mit diesen gerade nicht sonderlich erfreuten Worten empfing der brummende Wachtmeister den Dragoner, als dieser ihm den Knaben hinreichte. Doch das Büblein, anstatt sich vor den vielen fremden Männern zu ängstigen und laut zu schreien, wie es hundert andere Kinder von seinem Alter in ähnlichen Fällen gewiß gethan haben würden, sah diese mit seinen großen Augen so freundlich lächelnd an und streckte gleichsam verlangend seine kleinen Händchen nach dem langen Bart des Wachtmeisters aus, daß derselbe es gleichsam von selbst in den Arm nehmen mußte.

„Ein netter kleiner Kerl ist es freilich, und Furcht hat er auch nicht — schau — schau — wie er mir schon in meinem Schnauzbart herumkrabbelt, aber doch — Kreuzhimmelsakerment, was sollen wir denn hier mit ihm anfangen?" sagte er, wie

gleichsam fragend, zu den Dragonern, die neugierig mit ihren Pferden näher herangeritten waren, sich den seltsamen Fund zu beschauen. „Nehmen wir Buben mit auf das Pferd und bringen ihn dem Herrn Rittmeister unsrigen, wird der eine Freud haben dann," antwortete schmunzelnd ein Dragoner, der wie alle Polen ein großer Kinderfreund zu sein schien, und schon die Arme vom Pferde herab verlangend nach dem Knaben ausstreckte, um ihn vor sich auf den Sattel zu nehmen.

„So meinst Du, Grützkopf, daß eine k. k. Dragoner-Patrouille nur so ohne Weiteres kleine Buben dem Herrn Rittmeister mitbringen dürfe? Kreuzhimmelsakerment, das würde eine gar saubere Wirthschaft werden, wenn das erst im Regiment einrisse. Wir würden bald mehr Kinder wie Pferde in demselben bekommen," brummte ihm der Wachtmeister aber verdrießlich entgegen. — „Na — na, sei nur ruhig, Buble, ich thue Dir ja nichts, kleiner Schreihals," wandte er sich aber gleich begütigend in viel sanfterem Tone zu dem Kinde hin, da dies über seine barsche Stimme erschreckt zu weinen anfing. — „So siehst Du, kleiner Kerl, das ist recht, lach' nur wieder," fuhr er ganz vergnügt fort, als das Kind, gleich als verstände es seine Worte, ganz freundlich wieder lachte und seine frühere Spielerei mit seinem langen Bart ohne Weiteres begann. „Doch, Himmelsakerment, was ist aber nun zu thun. Hier den armen Wurm allein in der kalten Nacht bei seiner todten Mutter zurücklassen, das geht doch nicht an, denn am andern Morgen wäre das Dingelchen mausetodt. Und ein Haus, wo man ihn hinbringen könnte, ist auch nicht zu finden, so weit man mit den Augen sehen kann, und die verfluchten Bauern scheinen alle auf viele Stunden weit davon gelaufen zu sein. Nehm' ich aber den Kleinen mit auf das Pferd und bring ihn zur Schwadron zurück, da wird unser Herr Rittmeister weiter keine Augen machen und einen grauslichen Putzer wird es geben," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort. — „Na, es hilft nichts Anderes, wir müssen das Dingelchen doch nun mit uns nehmen, Novodni," wandte er sich endlich, wie entschlossen, zu dem abgesessenen

Dragoner, der neben ihm stand. „Da schau' noch mal im Wagen nach, ob Du nichts findest, was später für den Kleinen von Nutzen sein kann." Eifrig durchsuchte der Dragoner, der sogleich eine besondere Vorliebe für seinen lebendigen Fund gefaßt hatte und sich nun freute, daß derselbe mitgenommen werden solle, nochmals den ganzen Wagen, aber nicht das Mindeste war weiter davon zu finden. Nur der kleine Ring stak am Finger der todten Frau, und ward dieser auf Befehl des Wachtmeisters jetzt abgezogen. Es schien ein Trauring zu sein und enthielt im Innern die fein gravirten Buchstaben G. G. Eine Französin schien die Gestorbene gewesen zu sein, denn auch die einzelnen wenigen Worte, welche der Knabe schon hervorbringen konnte, erklärte der Wachtmeister für französisch oder wenigstens für eine dem ähnliche Sprache, wie er sie bei früheren Gefangenen schon mehrfach gehört hatte. Das Kind schien übrigens bisweilen Sehnsucht nach seiner ruhig daliegenden Mutter zu empfinden, und streckte gleichsam verlangend die kleinen Aermchen nach derselben aus, auf der anderen Seite aber erregten die Pferde der Dragoner und ihre blitzenden und glitzenden Waffen so seine kindliche Neugierde, daß er die Todte nicht allzusehr vermißte.

„Also in Gottes Namen denn wollen wir den Buben mit uns nehmen, mag daraus nun werden, was da will," sprach nun der Wachtmeister, und gab den Knaben, der gar nicht von seinem Arm fortzuwollen schien, dem Dragoner, ließ sich denselben aber sogleich wieder auf das Pferd reichen, wie er erst im Sattel saß. Er hatte schon solche Zuneigung zu dem kleinen Findling gefaßt, der ihn so munter mit seinen großen dunklen Augen anlachte, und dem es solche Freude zu gewähren schien, auf ein Pferd gehoben zu werden, daß er ihn gar nicht mehr einem Dragoner anvertrauen wollte, obgleich Mehrere von der Mannschaft sich freiwillig dazu erboten, das Kind vor sich auf den Sattel zu nehmen, und besonders auch der Novodni ein ganz verdrießliches Gesicht dazu machte, daß er seinen Fund schon wieder abgeben mußte. Wie sorgsam hielt aber nun der

Josias seinen Schützling mit dem rechten Arm vor sich auf dem Sattel und hüllte ihn ganz in den weiten wallenden Reitermantel mit ein, um ihm so den möglichsten Schutz gegen die Ungunst des Wetters zu gewähren.

Da die Dämmerung des kurzen Märztages schon allmälig einzutreten anfing, und der Wachtmeister sich mit seiner kleinen Streifpatrouille auch nicht allzuweit von dem Hauptkorps entfernen durfte, so ward jetzt der Rückzug wieder angetreten. Von dem Wind bei demselben nicht so sehr im Gesicht belästigt, wie auf dem Hinweg, konnte man hie und da, wo der Weg nicht allzu schlecht war, wohl etwas rascher reiten und so hoffen, das Dorf, in dem die k. k. Avantgarde einquartiert lag, noch vor allzu später Abendstunde zu erreichen. So lieb übrigens schon Josias den Kleinen gewonnen hatte, der so dreist vor ihm saß und oft verstohlen das Köpfchen aus einer Falte des Mantels, der über und über ihn umhüllte, neugierig steckte, und selbst beim Trabreiten gar kein ängstliches Geschrei erhob, wie Kinder dies sonst doch so häufig zu thun pflegen, so konnte er doch, je näher sie ihrem Quartier kamen, seine Besorgnisse nicht unterdrücken, welcher Empfang ihm wohl von seinem Rittmeister zu Theil würde, wenn er, statt einiger Dutzend feindlicher Gefangenen, nur ein kleines dreijähriges Knäblein von seinem Patrouille-Ritt mit heimbrächte. „Sapperment, sapperment, eine verfluchte Geschichte, die ganz gegen das Reglement ist, bleibt es dennoch," brummte der alte ehrliche Schnurrbart öfters halblaut vor sich hin, und schüttelte dabei gleichsam, als wie mit sich selbst unzufrieden, den Kopf, — „aber das Büblein konnte ich doch nicht so ohne Weiteres im Dreck liegen lassen, das ging nicht, und wenn auch der Herr Rittmeister noch so böse jetzt werden sollte. Nun, den Kopf wird es ja auch nicht kosten, obgleich es doch eigentlich ein verfluchtes Ding wäre, wenn ich jetzt zum ersten Mal in meiner ganzen Dienstzeit so einen gehörigen Ausputzer bekommen sollte. — Werden's ja aber bald erfahren, was bei der ganzen Sache herausschauen wird."

Unter solchen und ähnlichen Selbstgesprächen wurde denn

nach einigen Stunden das große Dorf, in dem die Dragoner-Schwadron, zu welcher Josias gehörte, im Quartier lag, erreicht.

Ein munteres Leben schien in dem ansehnlichen Wirthshause des Dorfes, in dem die Offiziere der Dragoner-Schwadron mit denen eines Jäger-Bataillons, das mit ihnen zusammen die Avantgarde bildete, sich einquartiert hatten, zu herrschen. Hell erleuchtet glänzten die vielen Fenster des großen Wirthshaussaales in die dunkle Nacht hinein, und das Gelächter, Gesinge, Gejubel, was hie und da aus demselben sich vernehmen ließ, zeigte, daß eine muntere Gesellschaft daselbst versammelt war. Nach einer siegreich gewonnenen Schlacht herrscht unter den Offizieren wie Soldaten eines jeden Heeres stets eine ungemein heitere Stimmung, und da am heutigen Tage in dem ziemlich wohlhabenden und noch nicht ausgeplünderten Dorfe ein Ruhetag gehalten wurde, so hatte man diesen benutzt, in dem Wirthshaussaale ein fröhliches Trinkgelage, so gut es sich eben haben ließ, zu veranstalten. Im Felde da heißt es lustig sein und die Gunst des Augenblicks genießen, da man nie wissen kann, was die nächste Stunde schon bringen wird. Sagt doch das alte schöne Soldatenlied:

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Ungefähr ein Dutzend Dragoner- und Jäger-Offiziere, fast alle noch junge, kräftige Männer, obgleich die Meisten von ihnen schon die Feldzüge gegen die Türken mitgefochten hatten, waren in dem Saal jetzt versammelt. Ein langer, weißer Holztisch bildete den Mittelpunkt, um den die frohe Gesellschaft sich vereinigte, denn auf ihm stand der größte Kochkessel, den man im Wirthshause nur hatte auftreiben können, gefüllt mit dampfendem Punsch. Bei einem solchen Wetter, wie das heutige war, ist so ein dampfender Punschkessel eine schon erquickende Sache, die nicht verfehlt, des Menschen Herz gleich von vorneherein in Lust und Fröhlichkeit zu stimmen. Und nun gar,

wenn vielleicht ein Theil der frohen Zecher durchnäßt und vor innerer Kälte mit den Zähnen klappernd, soeben erst von einer mehrstündigen Rekognoscirung durch Wald und Feld zurückkommt, und ein anderer Theil die frohe Aussicht hat, sich schon in nächster Stunde wieder auf das müde Roß zu schwingen, um einen ähnlichen Ritt durch Sturmwind und Schneegestöber machen zu müssen, ohne daß man nur im Mindesten im Voraus wissen kann, wann man wieder unter Dach und Fach, geschweige denn zu einer soliden Punschbowle gelangen wird. Solch eine Gesellschaft kann denn schon etwas Tüchtiges zusammentrinken, und mag der Punschkessel auch noch so groß sein, daß es anfänglich fast den Anschein haben konnte, als wäre es schier unmöglich, denselben zu leeren, so leicht wird man nicht eher sich trennen, bis auch das letzte Tröpflein davon ausgeschlürft ist, und man mit dem Kessel vollkommen die Nagelprobe machen kann. Am heutigen Abend gar hatte der lustige Hauptmann von den Jägern, der oben an der schmalen Seite des Tisches saß, den mächtigen Kessel vor sich, aus dem er gar fleißig den Einschenker machte, sich freilich dabei aber am wenigsten vergaß, einen Punsch bereitet, der an Güte und Stärke wahrlich seines Gleichen suchte. Echter Cognak und Bordeauxwein der feinsten Sorte bildeten die Hauptbestandtheile dieses trefflichen Getränkes, dessen würziger Dampf allein schon anziehen konnte. Auf einem Küchenwagen, den ein französischer republikanischer Kommissär bei seiner eiligen Flucht nach der Schlacht bei Aldenhoven hatte stehen lassen, waren diese Vorräthe von den nachrückenden k. k. Truppen aufgefunden worden, und doppelt gut ließ man sich daher dieselben jetzt schmecken. Waren doch diese republikanischen Kommissäre, die der Convent von Paris aus zu den französischen Armeen sandte, im Allgemeinen als die ärgsten Prasser und Feinschmecker bekannt, und so viel sie auch mit den Worten Gleichheit und Brüderlichkeit um sich warfen, zeichneten sie sich doch meistens durch einen üppigen Lebenswandel aus. Man konnte daher schon darauf rechnen, daß die auf einem derartigen Küchenwagen vorgefundenen edlen Flüssigkeiten etwas

Extragutes sein mußten, und sich recht dazu eigneten, einen tüchtigen Punsch zur Feier der gewonnenen Schlacht bei Aldenhoven daraus zu bereiten.

Wer dabei gar noch in das lustige offene Gesicht des einschenkenden Jäger-Hauptmanns sah, dem mußte der Trank, den er aus dessen stets dazu bereiten Händen empfing, doppelt gut schmecken. Ein unverwüstlicher Lebensmuth, eine solche harmlose Jovialität schaute aus dessen wettergebräuntem Gesicht, und seine offenen blauen Augen blickten dabei so treuherzig in die weite Welt, daß man diesem Mann schon von vorneherein gut sein mußte. Ein Sohn des lustigen Nord-Tyrols war der Jäger-Hauptmann, und nicht weit von dem Eingang in das Zillerthal stand die alte Burg seiner Väter. Daß es aber dort eine rechte Luft für lustige Leute gibt, ist in der ganzen Welt bekannt, und so durfte man sich nicht wundern, daß der Hauptmann lieber sang wie gerade fluchte, und vom Lachen ein größerer Freund wie gar vom Weinen war. Hatte dabei doch seine brave Compagnie, die meist aus ebenso lustigen Söhnen der Alpen, wie er war, bestand, verdammt gut in Zucht und Ordnung, und es war so leicht kein Jäger in derselben, der nicht seinem Hauptmann unverzagt zum Sturm in das verheerendste Kartätschenfeuer nachgefolgt wäre.

Neben dem mehr kleinen und runden, wie gerade großen und hageren Jäger-Hauptmann mit seinem frischen runden Gesicht und seinem rothblonden Bart, saß ein Dragoner-Rittmeister, nächst ihm der Aelteste in der ganzen Gesellschaft. Zwei dem Aeußeren nach ungleichere Persönlichkeiten, wie dieser Jäger-Hauptmann und der Dragoner-Rittmeister, wären in der ganzen großen k. k. Armee schwerlich aufzufinden gewesen. Eine lange hagere Gestalt, an der auch kein Loth überflüssiges Fleisch aufzufinden war, hatte der Rittmeister, und selbst die Kunst des besten Wiener Schneiders hätte es nicht vermocht, diesem spitzigen, eckigen, überall von oben bis unten die schärfsten Winkel zeigenden Knochengestell eine Uniform, die nur halbwegs erträglich saß, anzumessen. Besonders auch die Beine waren von

einer ungemeinen Länge und Dürre, und die hohen Reiterstiefel an denselben, die der Rittmeister von früh Morgens, wenn er das Bett verließ, bis Abends spät, wenn er es wieder aufsuchte, auch keinen Augenblick ablegte, deßhalb gewiß um einen vollen Fuß länger wie die aller seiner übrigen Kameraden im ganzen Regiment. Auf diesem hageren Körper saß ein Kopf, der ganz zu demselben paßte. So scharf geschnittene Züge, daß, wie der Hauptmann oft witzelte, eine Fliege vorher Unterricht in der Balancierkunst hätte nehmen müssen, wenn sie einen Ruhepunkt im ganzen Gesicht des Rittmeisters finden wollte, hatte derselbe, und fester gespannt wie auf der besten Trommel, saß die auch einem Trommelfell an Farbe und Härte gleiche Haut auf demselben. Eine mächtige gekrümmte Nase, die mehr einem Geierschnabel wie sonst etwas in ihrer Form glich, ragte hoch in diesem Gesicht hervor, und die tiefrothe, in den verschiedensten Schattirungen spielende Färbung derselben zeigte deutlich, daß der Rittmeister ein ungemein feuriger Verehrer des Weingottes sein müsse, obgleich man ihm dies sonst in seiner dürren Figur nicht ansehen konnte. Ein mächtiger schwarzer Schnauzbart, dessen Spitzen bis fast auf die Brust herabhingen, große dunkle, stets bewegliche Augen, und etwas verwildert aussehendes schwarzes Kopfhaar, schon stark mit Grau gesprengt, vollendeten die nichts weniger wie schöne und einnehmende Erscheinung desselben. Seine linke Hand hatte übrigens nur noch zwei Finger, gerade genug, um den Zügel zu führen, da ihm die andern in einem der zahllosen Gefechte, denen er schon mit beigewohnt hatte, abgehauen waren. So wild nun auch der Rittmeister aussah, so daß wirklich oft Frauen und Kinder, die ihn nicht kannten, bei seinem ersten Anblick große Angst fühlten, so war er doch im Grunde ein herzensguter Mann, an dem seine Dragoner, wenn auch freilich auf eine etwas andere Art, ebenso sehr hingen, wie die Jäger an ihrem Hauptmann. Für den Augenblick freilich konnte er ungemein zornig werden, und es war dann nicht gerathen, mehr wie gerade nöthig in seine Nähe zu kommen; hatte sich dieser wilde Jähzorn aber wieder

gelegt, und trat seine alte Gutmüthigkeit zur vollen Geltung, dann bestrebte er sich auch, die Härten, die er vorhin im Zorn begangen, durch vermehrte Güte auszugleichen. Es war daher schon häufig vorgekommen, daß er am Morgen einem Dragoner einen gehörigen Fünfundzwanziger aufzählen ließ und am Abend ihm dann wieder einige Dukaten Entschädigung dafür zahlte. Sonst war er im Dienst unparteiisch, trug niemals einem Soldaten etwas nach, und zeigte sich bei jeder Gelegenheit als ein wahrer Freund seiner Untergebenen, der, wenn es Noth gethan, den letzten Bissen Brod mit jedem Dragoner seiner Schwadron getheilt hätte. Im Gefecht war er von einem glänzenden Muthe beseelt, und hatte schon als junger Kadet in einer der letzten Schlachten des siebenjährigen Krieges sich so hervorgethan, daß er mit einem Orden belohnt wurde. Später hatte er sich das Theresienkreuz erworben, und daß dies für einen Subaltern-Offizier wahrlich keine Kleinigkeit ist, sondern schon eine außergewöhnliche That voraussetzt, weiß jeder Soldat der k. k. Armee. Trotz aller dieser großen militärischen Verdienste blieb der Baron von Vautremont, so hieß nämlich der Rittmeister, fortwährend in seiner Charge als Eskadrons-Kommandant, während andere jüngere Kameraden es schon längst zum Stabsoffizier gebracht hatten. Er verlangte auch nicht mehr, als seine Dragoner-Schwadron, die er nun schon an fünfzehn Jahre als Rittmeister kommandirte, stets zu behalten, und so viel militärischer Ehrgeiz sonst auch in seiner Brust wohnte, und er gewiß jede Gelegenheit, sich irgendwie auszuzeichnen, mit einer wahren Begierde aufsuchte, so hatte er den Wunsch nach einer weiteren Beförderung doch schon längst aufgegeben. Sah er doch selbst ein, daß ihm alle und jede Kenntnisse, um irgendwie einen brauchbaren Stabsoffizier abgeben zu können, gänzlich fehlten, und er diesem Posten nicht im Mindesten gewachsen sei, ein so überaus tüchtiger Rittmeister er auch sonst war. Irgend etwas zu lernen fiel dem Baron von Vautremont aber nicht im Mindesten ein, und hatte er in seiner Jugend sich nie bewogen gefühlt, geistig sich auszubilden, so that er dies jetzt noch viel

weniger. Der Schwadronsdienst, sonst Karten- und Würfelspiel, und eine leider oft nur zu weit gehende Neigung zum Genuß geistiger Getränke, nahmen seine Zeit stets völlig in Anspruch, und so durfte er freilich nicht die Hoffnung hegen, zu höheren Stellen jemals befördert zu werden. Hatte der Rittmeister doch so wenig geistigen Fleiß, daß er noch nicht einmal ordentlich deutsch zu sprechen gelernt, obgleich er den k. k. Fahnen nun schon fast vierzig Jahre als Soldat diente. Er war ein geborener Wallone, und so mischte er seinem schlechten Deutsch denn so viele französische Flüche und Redensarten bei, daß es wirklich für Jeden, der nicht an seine eigenthümliche Sprachweise sich gewöhnt hatte, schwer hielt, ihn gleich vollkommen zu verstehen. Da er stets bei einem Regimente, was Böhmen und Polen als Rekruten erhielt, gedient, so hatte er auch manche Flüche und Redensarten aus den Dialekten derselben angenommen, und sich so in der That eine eigene Sprache zusammengesetzt, die ihres Gleichen in der ganzen k. k. Armee nicht wieder fand. So war der Baron von Vautremont, der als Rittmeister die Schwadron befehligte, in welcher Josias Lichtenberger als zweiter Wachtmeister diente. Beide paßten in vieler Hinsicht ganz vortrefflich zu einander, und Jeder hätte sich keinen Augenblick bedacht, ohne Weiteres in den dicksten Haufen der Feinde hineinzusprengen, um den Andern selbst mit Gefahr seines Lebens wieder herauszuhauen.

Am heutigen Abend fühlte sich der Rittmeister nun ungemein behaglich. Immer unermüdet füllte ihm der lustige Jäger-Hauptmann seinen großen Feldbecher mit dem heißen, starken Punsch, und mit gleicher Beharrlichkeit wußte er den Inhalt desselben in seine stets durstige Kehle hineinzugießen. Wohl doppelt so viel wie jeder der übrigen Dragoner- und Jäger-Offiziere, die plaudernd, rauchend, trinkend und lachend in den verschiedensten Gruppen um den langen Tisch herum saßen, hatte der Rittmeister schon getrunken, ohne daß man ihm die mindeste Wirkung davon anmerken konnte. Die lange Habichtsnase mochte wohl etwas feuriger glühen wie gewöhnlich, und

das große dunkle Auge etwas lebhafter glänzen, dies war auch Alles.

„Mort de ma vie, der Punsch ist gut. Hätt' nie geglaubt, daß die verfluchten Republikaner auch auf einen so guten Tropfen hielten. Buvez encore un coup, schenk' Du ein Bruder Jäger!" wandte er sich wieder an den Hauptmann, nachdem er eben den vollen Becher mit langen Zügen geleert und mit kräftigem Stoß umgekehrt auf den Tisch hingepflanzt hatte.

„Schau, schau Brüderle, bei Dir wär's halt auch gut, wenn man eine eigene Ordonnanz bloß zum Einschenken kommandirte, der Arm wird mir schon ganz müde davon," antwortete der Hauptmann lachend, indem er sich bereitwillig anschickte, dem Begehr des Rittmeisters zu genügen.

„Mort de ma vie, nicht plausch so viel wie Du, trink' ich dafür wieder mehr, ganz gleich ist sich das, wofür seien Punsch fertig, wenn nicht soll werden trinken aus. Bin ich ein Kavallerist, sitz' ich auf mein Hengst, kann ich auch mehr trinken wie Du, der gehst zu Fuß, und muß haben la sûreté in dein Fuß, daß Du nicht fällst," gab der Rittmeister aber wieder zurück, mit wohlgefälligen Blicken den bis an den Rand gefüllten Becher, den ihm eben der Hauptmann wieder in die Hand gedrückt hatte, beäugelnd.

„Hör' kommen da nicht Pferd, sacristie seien das mein Patrouille, kenn ich schon le vieux Michel, was ist der Fuchs von dem Josias, an sein Marschiren auf viel hundert Fuß!" rief er plötzlich aus, das eben an die Lippen gebrachte Glas wieder absetzend, um besser hören zu können. „Ja certellement sein das der Josias, mach' ich die Wett', bring der mit ein prisonnier von die Feind," sprach er weiter.

Mit festen Schritten, daß die langen Sporen an den Reiterstiefeln auf den Steinplatten des Fußbodens nur so klirrten, trat wenige Augenblicke später der Wachtmeister Josias Lichtenberger in den Saal. Trotz der sehr schlechten Beleuchtung und des dicken Tabakqualms, der den niederen Raum anfüllte, hatte der scharfe Blick desselben doch sogleich seinen

Rittmeister am oberen Ende des Tisches erkannt, daher er auch ohne Weiteres auf denselben zuging.

„Ew. Gnaden Herr Rittmeister, hab' die ganz gehorsamste Meldung zu machen, daß ich mit meiner Patrouille wieder zurückgekommen bin," meldete der Wachtmeister in ordonnanzmäßigem Tone, nachdem er sich in gerader Haltung zwei Schritte vor dem Ritttmeister hingestellt, den Pallasch senkrecht in der linken Hand, die Rechte salutirend am Hut.

„Gut, sehr gut," erwiederte der Rittmeister, der ebenfalls aufgestanden war, da er es nicht für angemessen hielt, eine dienstliche Meldung im Sitzen anzunehmen. „Haben Er gemacht Gefangene, haben gehabt klein Rauferei mit die Franzos."

„Zu Befehl, nein, Ew. Gnaden Herr Rittmeister."

„Mort de ma vie, sein das verfluchte Sach, teremtete, hab ich Ihn nicht geschickt aus, daß Er soll bringen Gefangene. Was wird jetzt sagen le Feldmarschall-Lieutenant, der will haben Gefangene, sie zu fragen aus. Wird der nicht sagen, wir Esel sein, daß wir nicht haben Gefangene, sacristie," fluchte der Rittmeister, den es ersichtlich verdroß, daß die Patrouille seiner Schwadron ganz ohne einen Gefangenen wieder gekommen war.

„Zu Befehl, ja, Ew. Gnaden Herr Rittmeister," antwortete der Wachtmeister stets in seinem ruhigen ordonnanzmäßigen Tone, ohne seine steife Haltung dabei im Mindesten zu verändern. „War aber nicht meine Schuld, daß wir keine Gefangene haben machen können. Wir sind so weit und schnell, wie es nur gehen wollte, geritten, aber kein französischer Soldat ließ sich weit und breit mehr blicken, und da Ew. Gnaden Herr Rittmeister mir den strengen Befehl gaben, am heutigen Abend noch zurückzureiten, so mußte ich endlich wohl umkehren."

„Haben Er nichts, gar nichts mitgebracht, Wachtmeister? Sacristie, seien das schlechte Sache," brummte der Rittmeister noch weiter.

„Zu Befehl, ja, Ew. Gnaden Herr Rittmeister. Ich hab was mitgebracht von der Patrouille, der Novodni draußen hat es im Arm."

„So hab' Er doch was, was sein das, ist doch ein Gefangener, ein Spion oder so ein anderer Coujon?" fragte mit neugieriger Hast der Rittmeister, der gar zu gerne ein Resultat von der Patrouille sehen zu wollen schien.

„Zu Befehl, nein, Ew. Gnaden Herr Rittmeister, es ist kein Spion, sondern halt nur ein kleines Büble von drei Jahren, das kaum sprechen kann."

„Mort de ma vie, will Er machen schlechten Spaß. Kennt Er noch nich Dienst, werd' ich Ihn schließen krumm auf vierundzwanzig Stunde für solch' Antwort," fuhr der Baron Vautremont mit neuem Zorn auf, wie er diese Worte des Josias gehört hatte.

Ein junger Lieutenant der Schwadron war aber sogleich neugierig auf die Flur geeilt, um zu schauen, was es denn eigentlich zu bedeuten habe, daß der Wachtmeister von einem Kinde, was die Patrouille mitgebracht, meldete. Behend kam er einige Augenblicke darauf zurück, den kleinen Findling im Arme haltend und denselben dem Rittmeister mit den Worten: „Da schauen's an, Herr Rittmeister, was unsere Patrouille für einen schönen Fang gemacht hat," hinhaltend.

Welch' entsetzliche Masse von Flüchen und Verwünschungen und Strafandrohungen aller Art entlud sich aber jetzt aus dem Munde des in höchsten Zorn gerathenen Rittmeisters über den armen Wachtmeister, der stramm und fest in seiner vorschriftsmäßigen Haltung vor ihm stehen blieb. Besonders das spöttische Lachen des Jäger-Hauptmanns und die ironischen Glückwünsche desselben zu dem wichtigen Fang, den die Dragoner-Patrouille gemacht habe, trugen noch mehr dazu bei, den Rittmeister zu immer höherem Zorne anzustacheln. Mit wildem Fluch befahl er endlich dem Wachtmeister, daß er sich sogleich als Arrestant melden möge, um einer weiteren Untersuchung entgegenzusehen, der Balg aber möge bleiben, wo er wolle, seine Dragoner wenigstens sollten sich nicht mehr mit demselben abgeben.

„Aber schau', Bruder, wie Du nun wieder so rabiat bist; hast den alten Wachtmeister noch gar nicht zu Wort kommen

lassen, damit er den Rapport macht, wie es denn eigentlich zugegangen, daß er das Büble gefunden," fiel jetzt der Jäger-Hauptmann ein, mit dem Lachen und Spotten plötzlich aufhörend.

„Mort de ma vie, was soll da noch weiter ein Rapport. Sein das nicht direktement gegen das Reglement, wenn ein Wachtmeister, der soll bringen Gefangene von die Feind, mitbringt so a Bub dafür auf dem Sattel mit her," wetterte zwar noch der zornige Rittmeister, gab aber doch dem Josias den Befehl, er solle das Maul aufmachen und ohne Umstände erzählen, wie er zu dem Buben gekommen und warum er denselben so ohne Weiteres mitgebracht habe.

In seiner schlichten treuherzigen Weise erzählte der Wachtmeister, der seinen Rittmeister zu genau kannte, um nicht zu wissen, daß der erste Jähzorn desselben sich bald legen würde, nun alle näheren Umstände des Fundes. Schon während seiner Erzählung nahmen die Gesichtszüge des Letzteren allmälig einen immer freundlicheren Ausdruck an, er nickte wiederholt mit dem Kopfe und ließ mehrere Worte der Billigung hören. Als er nun aber unterdeß auch den kleinen Knaben, den einige jüngere Offiziere vor sich auf den Tisch gestellt hatten, und der trotz dieser ungewohnten geräuschvollen Umgebung gar nicht verlegen war, sondern mit seinen hellen braunen Augen so lustig um sich blickte und ein Vergnügen daran fand, seine kleinen Händchen in den Bärten der Offiziere herumkrabbeln zu lassen, näher ansah, da schwand sein Zorn immer mehr und mehr.

„Sacristie, ist zwar so eine Sach', was soll wir hier machen mit dem joli garçon — aber liegen bleiben in die Dreck konnte er doch auch nicht," sagte er zuletzt in ungleich freundlicherem Tone wie anfänglich, als der Wachtmeister seinen Rapport beendet hatte. „Aber ist das ein joli garçon, hat er groß Courage und sieht so recht verwegen schon in die Welt. Mort de ma vie, seien der groß, werden seien ein braver Soldat für Se. Majestät unseren Kaiser," meinte er, wohlgefällig zu dem Knaben

herantretend und ihm mit seiner langen knochigen Hand gleichsam liebkosend über den Kopf tätschelnd.

„Ja ein sakrisch munteres Büble ist es freilich," sprach auch der Hauptmann, der sich unterdeß ebenfalls mit dem Kleinen etwas beschäftigt hatte. „So einen möcht' ich auch haben — das heißt, wenn ich doch einmal das Unglück haben sollte, eine Frau zu besitzen," setzte er lachend hinzu.

Der kleine Findling schien es aber zuletzt doch unbequem zu finden, so auf dem Tische als Gegenstand der Neugierde eines Dutzend Offiziere zu stehen. Er streckte verlangend seine Hände nach dem Wachtmeister, der ihm schon von dem Ritte her am besten bekannt war, aus, und zeigte ersichtlich den Wunsch, von diesem wieder auf den Arm genommen zu werden, was denn auch bereitwillig geschah.

„Sacristie, Wachtmeister, ich glaub', Er haben die Anlage, zu werden eine Frau für die kleine Kinder," lachte der Rittmeister, wie er sah, daß der alte Josias das kleine Büblein mit wahrer Freude auf seinem Arm hielt und dieses sein Köpfchen, auf dem sich die dunklen Locken schon zu ringeln anfingen, so vertrauensvoll an die breite Brust desselben anschmiegte. „Wär Er nicht Wachtmeister bei die Dragoner, muß Er werden Wartfrau in die Stub bei die Kinder. Wär das ein Posten für mein Josias Lichtenberger."

„Zu Befehl, nein, Ew. Gnaden Herr Rittmeister," antwortete der aber in ziemlich kurzem Tone, denn es schien ihn ein Bischen zu verdrießen, daß der Rittmeister, wenn auch nur im Spasse, ihm den Rath geben konnte, eine Kinderfrau zu werden.

„Na, sei Er nur nicht böse, vieux ami," wandte der sich wieder begütigend zu seinem vielerprobten Untergebenen. „Mort de ma vie, weiß ja, daß Er sein ein noch so braver Wachtmeister. Doch que faire mit das Büble?"

„Halten zu Gnaden, Ew. Gnaden Herr Rittmeister, ich wüßt wohl Rath," entgegnete jetzt der Wachtmeister.

„Heraus damit, geschwind vorwärts."

„Wenn denn Ew. Gnaden Herr Rittmeister nichts dagegen hätten, so dächte ich, wir geben den kleinen Buben hier, den ich auf meiner Patrouille gefunden habe, an die Frau Kalassan, die ja ist die Marketenderin von unserer Division. Auf dem Karren derselben ist noch Platz genug für so ein Jüngelchen, und die Frau Kalassan ist eine brave rechtschaffene Frau, die, wenn ich sie darum bitten thue und die Kosten zahle, und wenn Ew. Gnaden Herr Rittmeister nichts dagegen haben, den Buben auch so lange bei sich behalten wird, wie der Feldzug hier dauert. Und da ich denselben nun doch einmal gefunden habe, so möchte ich Ew. Gnaden Herrn Rittmeister ganz gehorsamst darum bitten, ob ich nicht Vaterstelle bei dem Kleinen hier vertreten darf. Soll mir ja jetzt die hohe Ehre werden, daß ich die goldene Medaille bekomme, und den Zuschuß an meiner Löhnung, den ich dadurch erhalte, will ich gerne für den Kleinen bis auf den letzten Kreuzer abgeben, und der Herr Rittmeister-Auditor, der kann es gleich schriftlich aufsetzen, daß ich mich für meine ganze Lebzeit dazu verpflichte. Und sollte unser Herr Gott da droben es so beschließen, daß ich bald vor dem Feinde falle, oder sonst auf andere Weise mein Leben ende, nun so wird das k. k. österreichische Dragoner-Regiment N. N. den Findling vom Wachtmeister Josias Lichtenberger auch nicht verhungern lassen, und für so einen kleinen „Vergelt's Gott Kostgänger" wird sich auch wohl noch Platz und Kost bei denselben finden. Das ist so meine gehorsamste Ansicht, Ew. Gnaden Herr Rittmeister," sprach der Josias auf diese Aufforderung.

„Wahrhaftig, Wachtmeister, Er ist ein braver Mann, da trink' Er ein Glas aus," rief jetzt der Jäger-Hauptmann, dem Wachtmeister sein volles Glas Punsch hinreichend und ihm dabei wohlwollend auf die Schultern klopfend. „Das ist ein Vorschlag, den man nur loben muß."

„Sacristie, mein Wachtmeister Josias ist der beste Mann im ganzen Regiment, das hab' ich ja immer gesagt, — und jetzt haben seine Wort' auch wieder die meiste Vernunft," stimmte auch der Rittmeister bei. „Doch weil das Büblein nun doch

gefunden worden von die Patrouille von meiner Escadron, mort de ma vie, will ich auch thun etwas für solches. Alle Jahr hundert Gulden setz' ich dafür aus, und unser Auditor soll machen das richtig."

„Bravo, bravo, so gefällst mir, Bruder. Hoch lebe der kleine Findling und seine braven Beschützer, der Rittmeister Baron Vautremont und der Wachtmeister Josias Lichtenberger vom k. k. österreichischen Dragoner-Regiment N. N.", rief jubelnd der Jäger-Hauptmann, „und nun angestoßen auf deren Gesundheit." Ein lautes Hoch der lustigen Jäger- und Dragoner-Offiziere ertönte wiederholt im Saale, und hell erklangen die Gläser und Becher, mit denen man auf das Wohl der Genannten anstieß.

„Komm her, Du kleiner Kerl, mußt halt auch ein Tröpflein saufen," scherzte der Hauptmann, indem er dem Büblein sein Glas an den Mund setzte und ihn so ein wenig Punsch schlürfen ließ. Das warme süße Getränk schien dem Kinde gar nicht so übel zu munden; es verzog ganz wohlgefällig sein Gesichtchen dabei, leckte mit der Zunge die am Munde sitzen gebliebenen Tröpfchen ab und griff mit seinen Händen nach dem Glas, als wolle es dasselbe gleichsam noch festhalten, wie der Hauptmann es fortzog.

„Schau, schau, Büble, schmeckt Dir der Punsch auch schon. Na, Du hast eine ächte Soldatennatur, das sehe ich, und wirst, was das Trinken anbelangt, Deinem Pflegevater Vautremont keine Schande machen. Hüte Dich nur, daß Du am Ende nicht auch noch so eine rothe Nase bekommst, wie dieser würdige Mann hier," spöttelte noch der Hauptmann, zog dabei aber doch sein Glas dem Kinde fort, da er mit Recht fürchtete, daß der Genuß von zu vielem Punsche demselben schädlich werden könnte.

„Da wir nun haben das Kind, muß er auch haben ein Nam', daß man ihn nennen kann. Wissen wir auch nicht, nach welchem Reglement er sein schon getauft," meinte sehr scharfsinnig der Rittmeister. „Sag', Bube, wie Du heißen."

Das Kind, was zwar schon einzelne Worte und zwar in

französischer Sprache sprechen konnte, vermochte natürlich auf diese dazu noch etwas hastig vorgebrachte Frage, keine Antwort zu geben.

„Es muß nochmals getauft werden und einen ordentlichen Namen, mit dem es im Kirchenbuch eingetragen werden kann, erhalten," rief ein Dragoner-Lieutenant aus.

„Ja, recht hat der, und je eher dies geschieht, desto besser ist es. Wissen wir doch nicht, ob wir morgen noch Alle beisammen sind und daher schlage ich vor, daß der Kleine jetzt noch gleich in dieser Stunde hier in der Dorfkirche getauft werde, damit wir alle zusammen demselben als Taufpathen dienen können," sprach zustimmend der Jäger-Hauptmann.

„Mort de ma vie, der chasseur spricht wahr, gleich getauft muß der Kleine werden und wir Alle sind Taufpathen," rief der Rittmeister, bei dem dieser etwas abenteuerliche Vorschlag sogleich den vollsten Anklang fand. „Eine Kirche ist ja hier im Dorfe, also muß auch sein ein Pfarrer dabei, und der kann machen gleich die heilige Taufe. Allons donc camerades, gehen wir hin zu diesem Pfarrer."

Mit lärmendem Ungestüm griffen die Offiziere nach ihren Hüten, Säbeln und Mänteln, und den alten Josias an der Spitze, der das etwas schläfrig gewordene Kind sorgsam in einen alten Reitermantel gehüllt auf seinem Arm trug, machte sich der frohe Haufe auf den Weg, das Haus des Pfarrers zu suchen. Zwar war die mitternächtliche Stunde schon längst vorüber und es daher eigentlich eine sehr unpassende Zeit, einen Pfarrer aufzuwecken, um demselben zuzumuthen, sogleich eine Taufe auf eine so eigenthümliche Art vorzunehmen. Offiziere im Felde, die dazu noch von einer großen Punschbowle kommen, pflegen es mit derartigen Bedenklichkeiten aber nicht so genau zu nehmen, und so war denn bald der ganze Haufe an dem etwas abgelegenen Pfarrhofe angelangt. Mußten doch Manche dieser Offiziere beim ersten Grauen des Morgens schon sich in den Sattel schwingen, um gegen den Feind zu rücken, und da sie Alle den lebhaften Wunsch äußerten, bei dem kleinen Find-

ling mit als Pathen zu dienen, so war diese Eile schon entschuldbar.

Ein gar verwundertes Gesicht machte freilich der Pfarrer, der von dem lauten Tumult auf seinem Hofe erschreckt, den Kopf aus einem oberen Fenster des Hauses streckte, als er einen Haufen k. k. Offiziere daselbst stehen sah, und diese ihn auf etwas lärmende Weise aufforderten, sogleich sich anzukleiden, um eine Taufe in seiner Kirche zu vollziehen. Er schien das Ganze anfänglich für einen äußerst ungezogenen Scherz zu halten, den man sich mit ihm zu machen erlauben wolle, und verweigerte beharrlich die Oeffnung seiner Hausthür. Dem Zureden der älteren Offiziere und ihren vernünftigen Worten gelang es endlich, nach längerem Hin- und Hergerede, Eintritt in das Haus zu erhalten, so daß sie im Stande waren, dem Pfarrer den ganzen Verhalt ihres Begehrens näher auseinander zu setzen. Ihr dringendes Verlangen, vielleicht auch die Aussicht auf eine sehr reichliche Taufgebühr, die ihm versprochen war, bewog endlich den Geistlichen, sich bereit zu erklären, die Taufe sogleich in der Dorfkirche zu vollziehen.

Es war ein eigenthümliches Schauspiel diese nächtliche Taufe, wie solche in der Art gewiß nur äußerst selten vorkommen wird. Der hohe, dunkle Raum des Kirchenschiffes war matt beleuchtet von einem halben Dutzend alter Stalllaternen, die von dazu mitgenommenen Dragonern getragen wurden. Auf dem Altar brannten zwei hohe Kirchenlichter und beleuchteten scharf die Gruppe der Dragoner- und Jäger-Offiziere, die als Taufzeugen sich nahe vor demselben hingestellt hatten. Den großen Täufling, der ein sehr verdrießliches und müdes Gesichtchen machte, und gar nicht zu begreifen schien, was es denn eigentlich zu bedeuten habe, daß er noch so spät in der dunkeln kalten Kirche herumgeschleppt wurde, obschon er sich des Weinens doch enthielt, trug der alte Josias, neben ihm standen als nächste Pathen der Rittmeister, Baron Vautremont, und der Hauptmann der Jäger. Auch dem Dragoner Novodni, der den Knaben im Wagen eigentlich gefunden hatte, war vom

Rittmeister, dem der Wachtmeister dies erzählt, gestattet worden, in den Pathenkreis zu treten und seinen Namen als Zeugen mit zu unterschreiben. Eine nicht geringe Freude hatte der alte ehrliche Soldat über diese große Auszeichnung, die ihm dadurch ward.

Schon war der Geistliche im Begriff, die heilige Handlung zu beginnen, als es den Anwesenden erst einfiel, daß es vor Allem doch nothwendig sein würde, dem Täufling auch einen bestimmten Namen zu geben. Die Vornamen freilich, die fanden sich leicht. Der Erste war Franz, nach dem Namen Sr. Majestät des Kaisers Franz von Oesterreich, dem alle Anwesenden ja ihr Leben gewidmet hatten, der zweite Robert, wie der Baron Vautremont hieß, der dritte Josias, nach dem alten Wachtmeister, und der vierte Joseph, nach dem Jäger-Hauptmann, und so hätten sich leicht noch ein ganzes Dutzend Namen nach den übrigen anwesenden Offizieren finden lassen. Der Familienname war aber etwas Anderes, der wollte sich nicht so leicht finden. „Nennt den Knaben Aldenhoven, zur bleibenden Erinnerung an unsern jüngsten Sieg, ohne den er wahrscheinlich nicht zu uns gekommen sein würde, rief endlich der Hauptmann, als der Pfarrer schon ungeduldig drängte, sich bald für einen bestimmten Namen, den er in das Kirchenbuch eintragen könne, zu entscheiden.

„Mort de ma vie, Chasseur, du hast gesprochen die Wahrheit," entgegnete zustimmend der Rittmeister: „Aldenhoven, das seien ein sehr schön' Nam' für die kleine Knab' hier."

So hatte der Findling denn einen Namen und ward mit Franz Robert Josias Joseph Aldenhoven getauft und in das Kirchenbuch eingetragen, und sämmtliche anwesende Offiziere nebst dem Wachtmeister Josias Lichtenberger und dem Dragoner Novodni unterschrieben sich als Taufpathen. Letzterer freilich malte nur statt seines Namens drei einfache Kreuz hin, denn die schwere Kunst des Schreibens war dem alten Soldaten nie geläufig geworden, doch that er dies mit solcher freudigen Er-

hebung, wie sie gewiß nicht allzuviel Taufpathen in ähnlichen Fällen empfinden werden.

Gleich in der Nacht noch setzte der Rittmeister ein Dokument auf und ließ es von den anwesenden Offizieren mit unterschreiben, wonach er dem kleinen Franz Aldenhoven, dem Sohn des k. k. Dragoner-Regiments N. N., wie er ihn ausdrücklich bezeichnete, den lebenslänglichen Genuß der Zinsen von dreitausend Gulden, die er irgendwo fest angelegt hatte, vermachte. Auch die übrigen Taufpathen schoßen eine kleine Summe zusammen, um ihren Pflegling vorerst etwas auszurüsten, und da einige wohlhabende Offiziere, die mit dem Gelde nicht zu geizen brauchten, sich dabei befanden, so kamen an hundertundfünfzig Gulden auf diese Weise zusammen.

„Und nun Kameraden, buvons encore un coup auf die Gesundheit von unserm kleinen Franz, den Sohn des Regiments. Ein' Stund' haben wir noch Zeit, dann heißt es wieder, auf die Pferd und en avant gegen die Feind, in die Zeit läßt sich noch trinken ein guter Schluck," kauderwelschte der ewigdurstige Rittmeister, und lachend und gerne folgten die lebenslustigen Offiziere dieser Aufforderung und stürmten wieder in den Saal, in dem eine neue Bowle schon wieder dampfte: „Hoch der Sohn des Regiments," war eine Gesundheit, die wiederholt noch in dieser Nacht ausgebracht wurde, und eine mehr belebte Kindtaufe, wie jetzt hier in dieser belgischen Dorfschenke, ist selten wohl abgehalten worden.

Der große Punschkessel war endlich leer, so unermüdet hatte der Hauptmann stets den Einschenker gemacht, ohne sich selbst dabei jedoch im Mindesten zu vergessen. Es war gut, daß der blanke Boden des Kessels endlich hervorschimmerte, und auch die letzte Neige in demselben die Gläser Aller nur zur Hälfte anfüllen konnte; denn gerade genug hatten fast alle die lustigen Zecher, und ein wenig mehr hätte ihnen leicht die nöthige Besonnenheit, wie solche einem Offizier im Felde die heiligste Pflicht sein muß, etwas zu sehr beeinträchtigen können.

„Und nun nochmals auf guten Erfolg unserer Waffen in

den nächsten Tagen angestoßen, und dann in den Dienst Kameraden!“ rief der Jäger-Hauptmann, und zum letzten Mal erklangen die Gläser, während ein freudiges Hoch, hoch dem Glück unserer kaiserlichen Fahnen, brausend in dem niederen Saal erschallte. In demselben Augenblick, wo die letzten Gläser geleert wurden, blies auch der Trompeter der Dragoner draußen in der schon grauenden Morgendämmerung das Signal zum Satteln, und die strenge Dienstpflicht nahm von nun an alle Anwesenden in Anspruch. Ein vielstimmiges „Behüt's Euch Gott, Jäger“ und „Halt's Euch wohl auf, Dragoner“ der abschiednehmenden Offiziere, ein lustiges „Adieu, adieu camerades Chasseurs“ des Dragoner-Rittmeisters „und wenn wir wieder gesund zusammenkommen, wollen wir von des Rittmeisters gutem Punsch noch ein's trinken!“ rief es durcheinander, und hinaus eilten die Offiziere zu ihren verschiedenen Truppenabtheilungen, wohin der Dienst sie rief. Leer und still war es wenige Augenblicke nachher in dem Saal, in dem noch soeben eine so laute Fröhlichkeit geherrscht hatte, und lüstern schlich der verschlafene Kellnerbursche umher, die wenigen Reste in den Gläsern noch auszutrinken, bevor er seine verkürzte Nachtruhe endlich aufsuchte.

Drittes Kapitel.

Frau Kalassan, langjährige Marketenderin des hochlöblichen Dragoner-Regiments, und ihre vielbewegte Lebensgeschichte. Die würdige Frau wird ersucht, die Stelle einer Pflegemutter bei dem kleinen Findling zu vertreten, und läßt sich auch dazu bewegen.

Ein k. k. Dragoner-Wachtmeister, und wenn er auch noch so ein großer Kinderfreund ist, kann in einem Feldzuge längere Zeit unmöglich einen kleinen drei- bis vierjährigen Buben mit sich auf dem Sattel herumschleppen. Das steht nun einmal fest, und so mußte auch der Josias Lichtenberger vor Allem daran denken, seinem Pflegekind so bald als möglich ein passendes Unterkommen auszumachen. Dies war aber nirgends besser, als bei der Frau Kalassan, der Marketenderin des Dragoner-Regiments zu finden, und auch der Rittmeister, Baron Bautremont, der während des heutigen Marsches wiederholt mit dem Wachtmeister darüber gesprochen hatte, wo der kleine Franz wohl am besten unterzubringen sein würde, meinte, daß der Marketender-Karren derselben der beste Ort sei, in dem der Knabe den Krieg mitmachen könne. Für heute hatte der alte Novodni den Kleinen noch vor sich auf dem Sattel, und trug eine Sorgfalt für denselben, die wirklich seltsam von dem sonst rauhen und schroffen Wesen des langgedienten Reiters abstach. Und der Kleine schien sich unter dem weiten Reitermantel, der gegen Regen und Wind ihn schützte, vorne auf dem Sattel gar nicht übel zu befinden, denn seine glänzenden dunklen Augen blitzten gar lustig verstohlen aus der Spalte desselben hervor. Oft auch steckte er sein gan-

zes Köpfchen heraus, um so besser Luft und Licht zu bekommen, und lachte gar schelmisch zu dem runzeligen bärtigen Gesicht seines Beschützers herauf, und griff dabei mit den kleinen Händchen in die Zügel des Rosses, gleich als wolle er dasselbe schon mitzulenken versuchen. Wie freute sich dann der alte Novodni über dies frische, kecke Benehmen des Findlings, worüber auch die neben ihm reitenden Dragoner lachten und spaßten, und nicht geringes Vergnügen an dem Knaben hatten. Schon auf dem ersten Marsche war der Fränzlein — so ward der Kleine gleich anfänglich allgemein genannt — der unbedingte Liebling der ganzen Schwadron geworden, und ganz fest stand es bei der gesammten Mannschaft derselben, daß dereinst noch ein tüchtiger Reitersmann, der den k. k. Fahnen keine Schande mache, aus ihm werden müsse, da er sich jetzt schon so gut auf dem Dragoner-Sattel ausnehme.

Wenn die Frau Kalassan, die mit ihrem Karren sich bei dem Stabe des Regiments befand, den Fränzlein wirklich aufnahm, so war freilich den Umständen nach auf das Beste für ihn gesorgt. Frau Kalassan war eine Marketenderin, wie es in der Art keine zweite bei dem ganzen k. k. Heere, was jetzt hier in den Niederlanden stand, gab, und das Dragoner-Regiment wurde um den Besitz derselben von den übrigen Truppentheilen oft nicht wenig beneidet. Eine recht tüchtige Marketenderin, die weiß, was zu ihrer Pflicht gehört, und nach besten Kräften dieselbe stets zu erfüllen sich bestrebt, zu besitzen, ist auch für Truppen, die im Felde stehen, ein ungemeiner Vortheil; hierin wird jeder Soldat, welche Charge er auch haben mag, der nur irgend einen Krieg schon mitgemacht hat, gewiß vollkommen mit uns übereinstimmen. Frau Kalassan war aber eine Marketenderin durch und durch, wie es sich gehörte, darin stand ihr Ruf nicht allein im ganzen Regimente, sondern auch bei den andern Truppen, die hie und da mit demselben in Berührung kamen, unerschütterlich fest. Mit äußeren Reizen war die würdige Frau freilich jetzt nicht mehr beglückt, und die Keuschheit der jungen Offiziere konnte nicht leicht durch sie in Gefahr

kommen. Es ging übrigens im Regimente die Sage, daß Frau Kalassan in ihrer Jugend ein gar sauberes Weibsbild gewesen sei, frisch und drall, wie der Soldat es liebt, mit dicken rothen Backen, blitzenden braunen Augen und langen schwarzen Zöpfen, die ihr fast bis auf die kräftigen Waden heruntergehangen hätten. Aus dem Ungarlande war sie gebürtig, soweit sich bei ihr überhaupt irgendwie eine feste Heimath nachweisen ließ, und daß Ungarn nebst vielen anderen, nicht zu verachtenden Vorzügen, auch den nicht geringen besitzt, einen großen Reichthum von sehr schönen Mädchen in seinem Gebiete aufweisen zu können, ist weit und breit in der ganzen Welt bekannt. Sind diese vielen hübschen, und dabei meist feurigen Mädchen, die überdies selten allzuspröden Herzens zu sein pflegen, mit ein Grund, warum die meisten k. k. Regimenter sich stets zu freuen pflegten, wenn es hieß, daß sie ihre zeitweiligen Garnisonen in Ungarn bekommen sollten. Feurigen Wein und feurige Weiber, dazu einen guten und billigen Tabak findet man in Ungarn meist vollauf, und daß diese drei Vorzüge in einem Lande stets nach voller Gebühr zu schätzen seien, wissen so ziemlich alle Soldaten sämmtlicher europäischer Heere.

Ein feuriges Herz, was für die süßen Gefühle der Liebe nicht allzu unempfänglich schlug, soll denn auch die Frau Kalassan in ihren jungen Jahren vollauf besessen haben, und die längergedienten Soldaten des Regiments wußten am Bivouakfeuer und in den Wachtstuben der Friedensgarnisonen sich manche lustige Geschichtchen aus den Jugendjahren ihrer alten Marketenderin zu erzählen. Bald soll es ein hübscher Korporal gewesen sein, dem sie ihre volle, leider nur etwas zu veränderliche Gunst geschenkt, dann soll wieder ein junger stattlicher Offizier Erhörung vor ihren Augen gefunden haben, dem sie jedoch bald wieder den Abschied gegeben, weil sich ein gar gewandter Trompeter mit vollen Backen in ihr Herz hineingeblasen hatte. So sehr sie auch sonst als echte Soldatin Rang- und Gradunterschiede zu achten wußte, und volle Ehre Jedem gab, wie sie ihm nach dem Reglement gebührte, so hatte doch bei der Erlangung ihrer

Liebe weder Geld noch hoher Rang den mindesten Einfluß. Sie liebte den, der ihr nun einmal gefiel, gänzlich unbekümmert darum, was Ranges er war, und ob seine Taschen nur wenige Kupferkreuzer oder volle Börsen mit Dukaten enthielten. Ein freies Kind des Lagers war sie und wollte dies auch bleiben, nach höherem Besitz trachtete ihr Sinn niemals. Schon ihre Mutter, die Frau eines alten ungarischen Huszaren-Unteroffiziers, war dem Regimente ihres Mannes als Marketenderin in den ersten schlesischen Krieg gefolgt, und da sie mit ihrer kleinen Tochter von fünf bis sechs Jahren weiter nichts anzufangen wußte, so hatte sie dieselbe in das Feld mitgenommen. Auf dem Marketender-Karren ihrer Mutter wuchs die kleine Emerentia, dies war der Vorname der Frau Kalassan, in wildem Kriegsgetümmel auf, und die ersten Bilder, die ihre Jugend erhalten, waren die des lustigen Soldaten- und Lagerlebens. Als der erste schlesische Krieg nun beendet war, so marschirte das Regiment, bei dem die Alte stand, kreuz und quer im Kaiserstaate umher, bis der zweite schlesische Krieg es wieder in das Feld rief.

Wie nun die hochselige Kaiserin Maria Theresia mit dem preußischen Könige auf mehrere Jahre Frieden gemacht hatte, damit sie Beide ihre Kräfte zu dem bekannten großen siebenjährigen Kriege desto besser sammeln könnten, so ging das Herumziehen des Huszaren-Regiments in den weiten Provinzen des Reiches von Neuem an. Bald in Ungarn, bald in Böhmen, und das nächste Jahr vielleicht wieder in Welschland war die Frau Korporalin mit ihrem Karren, so daß ihre Tochter irgend eine häusliche Erziehung nicht kennen lernen konnte, sondern allmählig, so wie sie größer ward, der Mutter immer mehr und mehr bei ihrem Geschäfte helfen mußte. Höchstens daß ihr der Feldpater des Regiments so viel von der heiligen Religionslehre beibrachte, wie jeder ehrliche Christenmensch unumgänglich nothwendig hat; zu weiteren Kenntnissen gelangte sie aber nicht, und selbst im Lesen, Schreiben und Rechnen kam sie nie über die allerersten Anfänge hinaus. Eine tüchtige Marketenderin

ward die kleine Emerentia aber allmählig in der strengen Schule ihrer Mutter, und Alles, was dazu gehörte, um diesen wichtigen Posten recht auszufüllen, lernte sie von Grund aus. Als das Mädel nun allmählig immer größer ward, da blitzten auch ihre dunklen Augen schon so feurig, daß es eine Lust war, sie nur anzuschauen. Den Csardas konnte sie tanzen, wie Keine im ganzen Ungarlande, die Hußzaren, die ihre Tänzer waren, schnalzten dazu so vor Lust und Vergnügen, und schlugen mit den breiten blitzenden Stahlsporen an den hohen Absätzen der blankgewichsten Csismen so laut klirrend dabei zusammen, daß es laut durch die ganze Tanzmusik durchtönte. Der Vater der Emerentia, so ein ächter alter Hußzar, war zuletzt auf die Werbe-Station in Ungarn kommandirt worden, und sein Mädel ging mit ihm dahin. Manchen schlanken schneidigen Burschen, der so recht für den Hußzaren-Sattel taugte, brachte die Kleine dahin, daß er das Handgeld nahm und sich anwerben ließ, um für das ganze Leben seinem Kaiser und Könige zu dienen, was freilich das Beste war, was er nur thun konnte. Wenn sie so im sauberen faltigen Rock von dunkelblauem Zeug, der nur bis an die halben Waden reichte, die kleinen Füßchen in knappen Halbstiefeln, über die Brust, die schon recht schön gewölbt hervortrat, einen dunkelblauen Spenzer mit schwarzgelben Schnüren, ganz so wie der Dollmany des Regiments gemacht, die langen dunklen Zöpfe weit darniederhängend, neben dem Werbetisch des Vaters stand, so wurden die Burschen nicht wenig dadurch angelockt. Schauten sie doch oft mehr in die dunklen Augen der Schönen, wie auf die blanken goldenen Kremnitzer Dukaten, die auf dem Werbetisch in großen Haufen aufgeschichtet dalagen, so verlockend diese auch blitzten und glitzerten, und das „Edes hazam fiai“ (meine süßen Landsleute), womit die schlaue Kleine die noch Unschlüssigen anredete, sie zu bewegen, das Handgeld zu nehmen, um dem Kirally (König) treu und rechtschaffen als ein Hußzar zu dienen, tönte mitunter ihren Ohren selbst noch verlockender, wie der Rakotzy-Marsch, den die Zigany (Zigeuner) neben dem Werbetisch unaufhörlich aufspielten, was

doch wahrhaftig viel sagen will. So sind nun aber einmal die jungen Burschen von ungarischem Geblüte, daß Worte von einem hübschen Mädchen gesprochen, bei ihnen das beste Gehör finden, und sie sich leicht und gerne dem Willen derselben unterwerfen. Auf diese Art wurden denn durch die Ueberredung der Emerentia gar manche schneidige Burschen für das Hußzaren-Regiment angeworben, und der Oberst desselben konnte ihr nicht genug dankbar dafür sein, daß sie ihm so viele tüchtige Rekruten in kurzer Zeit mitzuführen half. Ihr alter Vater, der Korporal, mit seinem langen grauen Schnauzbart, der mehr Flüche wie sonstige Worte sprach, hätte allein für sich keine so gute Werbung gemacht, und manche rechtschaffene Hußzaren haben es später oft noch nach langen Jahren der Emerentia gedankt, daß sie von ihr allein dazu gebracht wurden, das Handgeld zu nehmen. Die hochselige Kaiserin Maria Theresia konnte aber zu jener Zeit auch recht viele brave Hußzaren gebrauchen, und je mehr sich davon für ihre Regimenter anwerben ließen, desto besser war es. Man war damals schon mit aller Macht zu dem großen siebenjährigen Krieg gerüstet, und daß in demselben gar manche braven Soldaten draufgehen, und den schönen Tod des Kriegers für ihre Kaiserin und des Hauses Habsburgs Ehre und Ruhm sterben würden, ließ sich voraussehen. Der Preußen-König, der große Friederich, der das Soldaten-Handwerk auch so recht aus dem Grunde verstand, hatte ebenfalls ein starkes Heer auf die Beine gebracht, und brave Reiter-Regimenter waren darunter, mit denen sich so nach Herzenslust herumzuraufen für die ungarischen Hußzaren ein Vergnügen sein mußte. Nur ein Kampf mit einem recht braven Feind, der das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat, und sich seiner Haut auch gehörig zu wehren versteht, kann rechtschaffenen Soldaten Ruhm und Ehre bringen, aber sich mit Leuten von anderm Schrot, die beim ersten Anprall schon zu allen Teufeln laufen, herumzuschlagen, macht wahrhaftig kein Vergnügen.

Wie denn nun der berühmte siebenjährige Krieg anfing, rückte der alte Korporal auch wieder bei seinem Regimente ein,

und die Emerentia mußte der Mutter aufs Neue bei der Marketenderei helfen. Sie war damals gerade siebenzehn Jahre alt geworden, und ein Prachtmädel, das Jedem sogleich in die Augen stach, der sie zum ersten Mal sah. Damals soll sie denn auch ihre erste ordentliche Liebschaft angefangen haben, wie das bei einem Mädel, was von Jugend auf unter lauter lustigen Soldaten aufgewachsen ist, denn auch nicht anders sein konnte. Ein sauberer Kadet, so ein recht schlankes Bürschlein, dem der Bart soeben zu wachsen anfing, soll der Erste gewesen sein, der die Emerentia sein nennen konnte, wie im Regimente er-erzählt wurde, obschon sie vorher nicht wenige Anfechtungen, selbst von höheren Offizieren, zu bestehen hatte. So ein Kadet, wenn er nur jung und schneidig ist, seine Zunge gewandt zu gebrauchen weiß, und dabei sauber vom Gesicht und gut gewachsen ist, daß ihm die Uniform recht stramm sitzt, pflegt freilich auch am meisten Glück bei den jungen Mädels zu machen. Was oft ein Feldmarschall-Lieutenant niemals erreichen kann, selbst wenn er es sich auch noch so viel Mühe und Zeit kosten läßt, das gewinnt so ein Springinsfeld von Kadet sich oft im Handumdrehen. Deßhalb sind auch die Kadettenjahre eine lustige Zeit, und mancher vornehmer General, der die Brust jetzt ganz voll Orden hat, Geld und Rang so viel wie er mag dazu, denkt noch oft an seine Dienstzeit als Kadet zurück, und sagt sich selbst, daß ihm doch das Leben damals viel mehr Vergnügen gewährte, als es jetzt, trotz seines hohen Postens, der Fall ist. Eine Liebschaft von einem jungen windigen Kadetten und einem lustigen leichtsinnigen Marketendermädchen, wenn sie zuerst auch noch so arg sein mag, pflegt selten von allzu langem Bestand zu sein. Die Jugend sehnt sich nun einmal nach Veränderung und greift gerne nach etwas Neuem; das ist ihr eigen, und ewige Liebestreue steht nur selten in dem Wörterbuch eines jungen Huszaren-Kadetten. So ging es auch hier wieder, wie es schon unzählige Mal geschehen ist, und noch wieder geschehen wird, so lange die Welt steht wie sie nun einmal ist, die Emerentia suchte sich bald einen anderen

Liebhaber und der Kadet ein anderes Mädchen zur Geliebten, ohne daß sie sich über ihre gegenseitige Untreue gerade sehr betrübten. Junge Marketendermädchen und übermüthige Kadetten haben in dieser Hinsicht ein gar weites Herz, worin für eine ganze Menge von Liebschaften vollauf Platz ist.

Die Emerentia war aber nicht allein ein lustiges Mädchen, das nur dem Vergnügen nachging, und mit ihren Liebhabern wechselte, wie es gerade die Laune ihr eingab, sondern dabei auch eine thätige und fleißige Marketenderin, die ihre mannigfachen Pflichten vollauf zu erfüllen verstand. Ihre alte Mutter, nachgerade durch die vielen Strapatzen in ihrem sehr bewegten Leben stark mitgenommen, gab sich nach und nach immer mehr und mehr der Ruhe hin, und ließ ihre Geschäfte von der stets flinken und gewandten Tochter fast ganz allein besorgen. Die Huszaren des Regiments waren mit diesem Tausche auch ganz einverstanden, und der Branntwein schmeckte ihnen viel besser, wenn die hübsche, stets lustige Emerentia denselben einschenkte, vielleicht ein paar Scherzworte mit dazu in den Kauf gab, oder mit ihren frischen rothen Lippen vorher ein wenig davon nippte, als wenn die alte zahnlose Mutter, die stets verdrießlicher Laune war, und auch mehr brummte wie lachte, dies that. Gar mancher Huszar ließ sich bloß der hübschen Einschenkerin zu Liebe dann ein Gläschen mehr geben, wie es sonst eigentlich seine Absicht gewesen war, und selbst die Offiziere des Regiments verschmähten es nicht, so oft es sich thun ließ, bei dem Marketenderkarren vorzusprechen, so daß die Kasse der Alten sich sehr gut dabei fand.

Der Posten einer Marketenderin hat aber bei einem Huszaren-Regimente im Felde auch gewiß unendlich viele Beschwerden aller Art, und erfordert oft nicht geringe Anstrengungen. So eine junge verwöhnte Modedame, wie wir sie unter unseren höheren Ständen leider in immer größerer Menge sehen, hätte in einem Jahre lange nicht die Strapatzen ertragen, die Emerentia fast jede Woche durchmachen mußte. Von einem ordentlichen Bette war bei ihr oft in mehreren Monaten keine Rede, und auf dem Stroh in ihrem kleinen Mar-

ketender-Karren, oder wenn das Glück es wollte, auf der Scheunendiehle oder dem Heuboden eines Bauernhauses, mußte sie fast beständig ihr Nachtlager aufschlagen. Frost und Hitze, Sturm und Regen, wie es nun eben kam, durften sie nicht hindern, stets auf den Beinen zu sein und ihrem Geschäfte nachzugehen. Es galt nicht allein Branntwein, oder etwas Bier, Wein und dazu einige andere Lebensmittel den Soldaten zu verkaufen, sondern auch dieselben sich stets wieder anzuschaffen und wo möglich immer einen kleinen Vorrath davon zu haben. Das war in den ausgezehrten und von Feind wie Freund gleich stark mitgenommenen Ländern, in denen der Krieg größtentheils geführt wurde, wahrlich oft keine Kleinigkeit, und es gehörte nicht wenig Beharrlichkeit, ja häufig sogar auch Muth dazu, um stets alle diese Sachen für Geld, mitunter freilich auch auf die noch wohlfeilere Weise der Requisition, zu bekommen. Um ein Tönnchen schlechten Branntwein zu erhalten, mußte eine tüchtige Marketenderin oft nicht geringe Strapatzen bestehen, und lief dabei mehr wie einmal Gefahr, in die Gewalt der feindlichen Streifschaaren zu fallen, oder von den durch die beständigen Plünderungen nicht ganz mit Unrecht aufgebrachten Bauern, auf die grausamste Weise erschlagen zu werden. Alle solche Gefährlichkeiten und Strapatzen wurden aber von der stets gesunden und lustigen Emerentia immer mit heiterem Sinn ertragen, und beugten ihren Muth nicht im Mindesten darnieder. Je toller es zuging, desto lieber war es ihr, und der alte graubärtige Oberst des Huszaren-Regiments, der auf seine kleine muntere Marketenderin nicht wenig hielt, ihr auch bei jeder möglichen Gelegenheit gerne in die frischen rothen Backen kniff, pflegte oft zu sagen, indem er sich seinen langen, eisgrauen Schnauzbart dabei durch die Finger laufen ließ: „Isten ugysek (so mir Gott helfe) Madel, ist das ein' Sünd', daß Du nicht geworden bist ein Bub; — Himmelsakerment, Hölle und Teufel, hätt' ich wollen machen aus Dir dann ein' Huszar, wie es keinen bessern gibt im ganzen Regiment, nu aber bist Du so ein verfluchtiges Frauenzimmer, und kannst

nicht werden ein Huszar, Uram et aba.“ Dann lachte die Emerentia wohl über diese rauhen Lobsprüche des alten Obersten und sagte: „Halten zu Gnaden, gnädigster Herr Oberst, muß doch auch das Regiment eine Marketenderin haben, und wie sollte es wohl werden, wenn ich nicht wäre,“ und dabei schenkte sie dem Alten ein Glas vom stärksten Slikowitzer ein, den sie wo möglich immer für ihn im Vorrath hielt, da sie wohl wußte, daß dies sein liebstes Getränk war. Der alte Oberst goß das Seidelglas dann in einem Zuge hinunter, als wenn es nur reines Zuckerwasser wäre, schmunzelte wohlgefällig mit den Lippen, und ein förmliches Lächeln überzog sein rothbraunes wetterhartes Gesicht. „Teremtete, hast Recht Madel, muß auch eine Marketenderin sein beim Regiment, und bist Du und Deine Alte so gut wie nur eine in der ganzen Armee,“ meinte er dann weiter, indem er gewöhnlich derselben einen ganzen Zwanziger für ihren Branntwein zu geben pflegte.

War die Emerentia nun auch freilich kein Huszar, so blieb ihr das Pfeifen und Brummen der feindlichen Kugeln, und das Klirren der gegen einander geführten Säbel nichtsdestoweniger kein ungewohntes Geräusch. Der Karren ihrer Mutter kam zwar sehr natürlich nicht mit in die Gefechtslinie, wenn es zum Raufen kam, sondern hielt hinten, weit zurück bei der übrigen Bagage, die muthige Tochter folgte den Huszaren aber häufig nichtsdestoweniger mitten in das feindliche Feuer hinein. „So zu Hause in der Friedensgarnison kann freilich ein jedes talketes Weibsbild eine Marketenderin abgeben, aber hier im Gefechte, da gilts zu zeigen, ob man auch gutes ungarisches Blut im Leibe hat. Von dem Patronenabbeißen für die Karabiner werden meine Huszaren oft gewaltig durstig, und ein Schluck Branntwein schmeckt ihnen dann besser, wie zu Hause einem Prinzen seine Flasche Tokaier, und auch die armen Blessirten, die einen Schuß oder Hieb wegbekommen haben, trachten oft mehr nach einer Marketenderin, die ihnen einen frischen Trunk bringt, wie nach dem Feldscheer mit seinen Messern und Zangen. Der Teufel hole dann ein solches Weibsbild, die bei

dieser Gelegenheit nicht an ihrem Platze ist, und sie sollte lieber Waschweib bei einem Pfarrer, wie Marketenderin bei den Huszaren werden," pflegte sie oft zu antworten, wenn man ihr den Rath gab, sich doch der Gefahr nicht allzusehr auszusetzen. Ein Fäßlein mit gutem Branntwein an einem Tragegurt über die Achseln folgte Emerentia, die als wahre Tochter Ungarns gar nicht wußte, was Furcht eigentlich zu bedeuten habe, bei allen möglichen Gelegenheiten dem Regimente mit auf das Schlachtfeld. Einen alten ausrangirten Gaul, der nicht mehr schnell genug zum Flankirdienst, sonst aber noch sicher und tüchtig war, ritt sie gewöhnlich in solchen Fällen, oft aber ging sie, wenn es sich gerade so besser paßte, auch dabei zu Fuß. Wo sie dann glaubte, daß ihr Branntwein von gutem Nutzen sein könne, da sparte sie denselben gewiß nicht, unbekümmert ob ihr die Trinker auch denselben stets gleich bezahlen könnten, oder sie statt baarer Münze nur ein herzliches „Vergelt's Gott" dafür erhielt. Gab doch mancher Offizier ihr häufig viel mehr, als der eigentliche Preis war, so daß im Allgemeinen der Geldbeutel ihrer Mutter keinen Schaden dabei litt, wenn sie oft auch mehr wie die Hälfte ihres Fäßleins umsonst ausschenken mußte. Bei diesem Begleiten der Huszaren hatte die Emerentia wiederholt solche Beweise von Muth und Kaltblütigkeit gegeben, daß sie im ganzen Regimente von Munde zu Munde gingen, und nicht wenig dazu beitrugen, die große Beliebtheit, die sie so schon bei Allen genoß, wo möglich noch mehr zu erhöhen.

So war einmal im zweiten oder dritten Jahr des siebenjährigen Krieges ein Theil der Huszaren abgesessen, um zu Fuß zu plänkeln mit den ihnen gegenüberstehenden Soldaten eines preußischen Freibataillons. Das Terrain war so waldig und mit Gräben und Hecken durchzogen, daß die Huszaren selbst beim besten Willen mit ihren Pferden nicht durchkommen konnten, sondern so nun versuchen mußten, mit ihren Karabinern dem Feinde zu Leibe zu gehen. Gewaltig heiß brannte an dem Tage die Augustsonne, und die Huszaren, an den Fußdienst nicht recht gewöhnt, mußten nicht wenig dabei von Hitze und Durst leiden.

Emerentia hatte gerade ein Fäßlein mit gutem rothem Meißner Wein auf ihrem Karren liegen, — denn in Sachsen, was ja, wie bekannt, in dem siebenjährigen Kriege so gewaltig Schaden litt, ward auch dies kleine Gefecht gerade abgehalten. — Daß den braven Kerlen, die da vorne sich so rechtschaffen mit den Feinden herumschoßen, da man alle Augenblicke das Knattern ihrer Karabinerschüsse durch die Büsche hindurch hören konnte, bei der Hitze ein frischer kühler Trunk Wein wohl schmecken würde, wußte sie von anderen ähnlichen Gelegenheiten her recht gut. Dazu kam, daß ein junger Korporal, mit dem sie gerade eine Liebschaft hatte, sich vorne in der Tirailleur-Linie mit befand, und dies mochte noch mit dazu beigetragen haben, daß sie den Entschluß faßte, denselben wo möglich von ihrem Wein zu bringen. Vermuthlich hätte sie dies auch gethan, wenn selbst der Korporal nicht mit dabei gewesen wäre; etwas mehr trug dieser Umstand aber doch wohl dazu bei, daß sie möglichst schnell ihr Tragfäßlein anfüllte, der im Wagen zurückbleibenden Mutter noch ein lustiges „Behüt's Euch Gott, Frau Mutter, habt's nur keine Sorg' um mich," zurief, und sich mit raschen Schritten zu den Kämpfenden hin begab. Schon war sie den zerstreut hinter Büschen und Bäumen umherliegenden Huszaren so nahe, daß der Korporal, ihr Liebhaber, ihr zurufen konnte: „Gib Obacht, Emerentia, die sakrischen Preußen schießen verflucht scharf." „Mich trifft keine Kugel," gab sie noch eben lachend wieder zurück, da — paff! schlug eine feindliche Musketenkugel grade mitten in das Weinfässel, was sie unter dem linken Arm an der Seite trug, ein, und bohrte ein so rundes Löchlein in den Boden desselben, daß der rothe Wein wie aus einem Rohrbrunnen in hellem Bogenstrahl daraus hervorspritzte. Das war denn freilich ein gar übler Schuß, und der gute frische Wein, auf den die durstigen Huszaren sich schon so sehr gefreut, wie sie ihre muthige Marketenderin damit hatten ankommen sehen, hätte leicht verloren gehen können. Die Emerentia war glücklicher Weise aber ein Blitzmädel, die vor dem Schuß, so sehr auch die Kugel an das Holz gekracht hatte, nicht im mindesten

erschrack und sich sogleich zu helfen wußte. „Teremtete," fluchte sie im ersten Augenblick, denn das Fluchen hatte sie von all' den Huszaren, unter denen sie aufwuchs, nur zu gut gelernt, als der Wein ihr so hell entgegenspritzte. Dann aber faßte sie sich schnell und steckte den Zeigefinger der rechten Hand in das Löchlein, so daß nichts mehr herauslaufen konnte. Lächelnd rief sie nun dem Korporal, der ihr zunächst stand, zu: „Komm geschwind, Laszlo, und trink' Wein, es könnte sonst wieder so eine sakrische Kugel kommen und noch ein Löchlein in das Fässel schlagen, und ich hab' doch keine Hand mehr übrig, um solches zu verstopfen." Der Laszlo ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern sprang rasch zurück, um einen tüchtigen Trunk zu nehmen, bei welcher Gelegenheit er der Emerentia in aller Geschwindigkeit noch ein paar recht herzhafte Schmatzer auf ihre rothen Lippen drückte, wenn dabei auch noch so ein paar feindliche Kugeln ihnen dicht um die Köpfe flogen, wodurch sie sich weiter nicht viel stören ließen. Ein Huszar nach dem anderen kam nun, wenn er eben seinen Karabiner abgeschossen hatte und einen freien Augenblick erwischen konnte, eilig herbeigelaufen, um noch einen guten Trunk zu ziehen, bis er dann wieder mit dem Schießen von Neuem anfing. Gerne hätte der Eine oder der Andere bei dieser Gelegenheit der schönen Marketenderin auch noch einen recht herzhaften Kuß gegeben, wie es der Korporal Laszlo so eben gethan, aber daraus wurde nichts, er mußte so wieder abziehen und sich mit dem Wein allein begnügen. So oft die Emerentia auch schon ihre Liebhaber gewechselt hatte, so blieb sie doch dem, welchen sie eben zur Zeit hatte, unbedingt treu, und mehrere Liebschaften auf einmal hatte sie niemals.

Wie nun alle Huszaren der Reihe nach getrunken und das Fäßlein geleert hatten, wäre dasselbe auch noch dreimal größer gewesen, so trat Emerentia lachend und singend auch wieder ihren Rückweg an, und wenn ihr dabei auch noch ein paar feindliche Musketenkugeln ziemlich nahe um den Kopf herumpfiffen, so machte sie sich doch nicht viel mehr daraus, als wenn es nur bloße Mücken gewesen wären. Die Huszaren aber waren

durch diesen guten Trunk Wein so erfrischt und gekräftigt worden, daß sie mit erneutem Muthe gegen die feindlichen Schützen vordrangen, und diese nach hartnäckiger Gegenwehr endlich auch in die Flucht trieben. So ein guter Schluck Wein oder Branntwein, zur rechten Zeit im Kampfe gegeben, nützt oft nicht wenig, und hat schon häufig eine Wirkung hervorgebracht, wie man sie kaum hätte erwarten sollen; dies wird jeder alte Soldat, der schon viele Feldzüge mitgemacht hat, aus eigener Erfahrung wissen. Von dem kaltblütigen Benehmen der Emerentia bei dieser Gelegenheit ward später noch vielfach im Regimente erzählt, und manche Lobsprüche von den für Derartiges sehr leicht empfänglichen Hußzaren brachte dasselbe dem Mädchen ein.

Ein anderer Vorfall, der sich ein Jahr später ereignete, trug wo möglich noch mehr dazu bei, das Ansehen der muthigen Marketenderin im Regimente zu vermehren. Ein bedeutendes Gefecht fand zwischen den k. k. österreichischen und k. preußischen Soldaten in Böhmen statt, und mit nicht geringer Erbitterung fochten die beiden Gegner mehrere Stunden lang miteinander, ohne daß die Wagschale des Sieges sich zu Gunsten des Einen oder Andern von ihnen neigen wollte. Endlich drangen die Preußen, die immer neue Regimenter in das Feuer führen konnten, doch allmälig vor, und die Kaiserlichen mußten immer mehr und mehr den Rückzug antreten. Unter dem Schutz der tapferen ungarischen Hußzaren, die wiederholt noch den Feind attaquirten, wenn dieser allzu lebhaft vordringen wollte, geschah dies in guter Ordnung, obgleich die zahlreiche feindliche Artillerie wiederholt den Versuch machte, die k. k. Kolonnen mit ihren weitreichenden Kugeln zu beschießen. Bei einer dieser Attaquen, die bloß noch gemacht wurden, um den Rückmarsch der eigenen Infanterie zu decken, erhielt ein Hußzar zu guter Letzt noch einen Schuß in den Leib, so daß er vom Pferde fiel und auf der Erde liegen bleiben mußte. Der Verwundete, ein braver Soldat, der dem erlauchten Erzhause Oesterreich in Ehren schon manche lange Jahre gedient hatte, wäre rettungslos auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, da alle seine übrigen Kame-

raden viel zu sehr beschäftigt waren, die Angriffe der immer hitziger vordringenden preußischen Dragoner abzuwehren, als daß sie für ihn weiter hätten Sorge tragen können. Das Glück wollte aber, daß Emerentia, die auf ihrem alten Schimmel reitend sich noch bei dem Regimente befand, während der Karren ihrer Mutter schon weiter vorwärts bei der Bagage war, diesen Verwundeten in seinem Blute hülflos daliegen sah. „Istenem, (mein Gott) den Skhulteti (so hieß der Huszar) kann ich da nicht so ohne Weiteres liegen lassen, daß er sich gar verblutet, oder doch in die Gefangenschaft der Preußen fällt, den muß ich auf jeden Fall zu retten suchen,“ rief sie aus und sprang dabei vom Pferde, um wo möglich den Verwundeten in den Sattel zu heben. Das war aber eine gewaltig schwere Sache, die das Mädchen, so sehr sie sich auch dabei abplagte, für sich allein zuerst kaum fertig bringen konnte. Der Huszar war durch seine Wunde so schwach geworden, daß er nur mühsam vom Boden aufzuheben war, und es machte der Emerentia nicht geringe Arbeit und ihm gewaltige Schmerzen, bis sie ihn endlich glücklich in die Steigbügel und dann auch in den Sattel gebracht hatte. Dabei pfiffen die feindlichen Kugeln rechts und links bei ihr herum, und eine große Kanonenkugel sauste so nahe bei ihr vorbei, daß selbst ihr alter Schimmel, so sehr er auch sonst schon an den Schlachtenlärm gewöhnt war, ganz erschreckt sich hoch aufbäumte und beinahe davon gelaufen wäre. Als sie denn endlich den Verwundeten glücklich in den Sattel gebracht hatte, wobei er sich mit beiden Händen fest an die Mähnen anklammern mußte, um nicht herabzufallen, so abgemattet war er schon, war es auch die höchste Zeit, daß sie das Pferd am Zügel faßte und eiligst mit ihm davon trabte, denn ganz dicht saßen die preußischen Dragoner ihr schon auf dem Nacken. Einer dieser verfolgenden Dragoner, der ein besonders schnelles Pferd ritt und seinen übrigen Kameraden weit vorausgekommen war, hatte sie schon eingeholt, und es hing ganz von ihm ab, sie gefangen zu nehmen oder gar niederzuhauen. Der Preuße war aber ein braver Soldat, der ein menschlich fühlendes Herz im Leibe hatte, und

so rührte ihn denn diese Aufopferung des jungen Mädchens, die sich selbst lieber der größten Gefahr aussetzte, als daß sie den armen Verwundeten seinem Schicksal überließ. „Fürchte Dir nicht, mein jutes Mädchen, Du kannst janz ruhig sein, ein ordentlicher Soldat thut keinem Mädchen was," rief er ihr im Vorbeijagen in seinem brandenburgischen Dialect zu, ohne ihr sonst auch nur das mindeste Leid zuzufügen. Da die anderen preußischen Dragoner nicht weiter nachsprengten, und auch dieser Vorderste eiligst machte, daß er wieder umkehrte, denn die Huszaren hatten sich unterdeß wieder gesammelt und machten sich zu neuen Angriffen bereit, so gelang es der Emerentia wirklich, ihren verwundeten Huszaren glücklich zu retten und in das Hospital zu bringen, wo er dann auch glücklich seine vollständige Heilung fand, so daß er einige Monate darauf wieder bei seinem Regimente zum Dienstthun einrücken konnte. Der Huszar vergaß es niemals wieder, welchen großen Dank er der Emerentia für seine Rettung schuldig war, und erzählte die näheren Umstände derselben gerne und oft seinen Kameraden. Daß diese und ähnliche Vorfälle nicht wenig dazu beitrugen, das Ansehen der Emerentia im Huszaren-Regiment Nadasdy zu erhöhen, läßt sich denken, und niemals seit seiner Errichtung hatte es eine Marketenderin in demselben gegeben, die sich eines so allgemeinen Wohlwollens von Seiten des Offizierskorps, wie auch der gemeinen Mannschaft zu erfreuen hatte, wie jetzt dies schöne muntere ungarische Mädchen.

Im Jahr 1760, bekanntlich dem vierten Jahre des ungarischen Krieges, sollte jedoch ein Unglücksfall eintreten, der die Emerentia für immer von ihrem Huszaren-Regimente trennte. Kurze Zeit vorher war auch schon ihr Vater in einer der zahlreichen blutigen Schlachten dieses gewaltigen Krieges geblieben. Wie es für den rechten Reitersmann am Besten ist, den blanken Stahl in der Faust, hoch auf einem feurig schnaubenden Rosse sitzend, hatte die Todeskugel ihn mitten in das Herz getroffen, wie so eben die Trompeter seines Regiments das Signal zum Einhauen geschmettert. Die Emerentia betrauerte den Verlust

des Vaters wohl, der troß seiner allzugroßen Vorliebe für starke geistige Getränke, doch sonst ein tüchtiger Mann und ein Huszar durch und durch gewesen war, doch ließen ihre mannigfachen Geschäfte und die steten Abwechselungen des Feldlebens, ihr wieder nicht allzuviel Zeit zu einer müßigen Trauer. Ein paar Wochen darauf hatte sie aber schon das Unglück, daß ihre Mutter niedergehauen, ihr Marketender-Karren ausgeplündert und dann zerstört und sie selbst von den Preußen gefangen genommen wurde. Eine preußische Streifschaar, aus Soldaten eines Freibataillons bestehend, überfiel das kleine Kommando, bei dem sich ihr Karren damals gerade befand, da sie das Regiment verlassen hatte, um wieder größere Einkäufe zur Ergänzung ihres Vorrathes zu machen. Zwar wehrten sich die Huszaren bis auf das Aeußerste, wie es rechtschaffenen Ungarn auch zukommt und ließen sich lieber zusammenhauen, als daß sie ihre Waffen fortgeworfen und um Gnade gebeten hätten, allein es half ihnen dies nichts, gegen die feindliche zu große Uebermacht konnte all ihr Muth keinen Erfolg mehr haben. Auch Emerentia hatte in diesem Gefechte den Karabiner eines schon gefallenen Huszaren gegen einen Preußen abgedrückt und diesen damit ziemlich bedeutend am Arme verwundet, und auch dann noch, so gut es gehen wollte, sich mit einem Säbel zu vertheidigen gesucht. Der feurige Muth des Mädchens zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder in so recht glänzendem Lichte. Allein was half es, die durch ihren Verlust erbitterten, so schon rohen und verwilderten Soldaten des Freibataillons, schoßen dafür jetzt nur ihre alte Mutter zusammen, da sie fälschlich glaubten, daß auch diese an dem Schießen mit theilgenommen hätte. Auch die Emerentia wäre diesem Schicksal gewißlich nicht entgangen, denn ein ergrimmter, roher Kerl hatte schon seine Muskete auf sie angelegt, wenn nicht ihre Jugend und Schönheit sie gerettet hätten. „Laß das hübsche Mädel leben, schau die an, sie ist besser zum Karessiren, wie zum Niederschießen,“ rief ein anderer Soldat aus, seinem Kameraden das Gewehr aus dem Anschlag reißend.

So blieb die junge Marketenderin am Leben und fand bald in dem, die feindliche Kompagnie kommandirenden Hauptmannn, einem noch jungen und kräftigen Mann, einen Beschützer, der sich ihrer annahm, und sie vor den allzu zudringlichen Liebkosungen seiner Soldaten beschützte. Mehrere Monate blieb die Gefangene nun in der Gesellschaft des preußischen Hauptmanns, und obgleich es ihr sonst gut ging, sie auch an ihrem Beschützer ziemliches Wohlgefallen fand, so sehnte sie sich doch sehr wieder in das k. k. österreichische Lager zurück. Was eine echte Tochter Ungarns ist, die wird nur unter den kaiserlichen Fahnen sich wohl fühlen, und in einem preußischen Feldlager, mag es ihr auch sonst noch so gut in demselben gehen, niemals ihre wahre Heimath finden. An Gelegenheit zur Flucht in das k. k. österreichische Lager fehlte es aber der Emerentia immer, denn anfänglich ward sie zu sehr von dem auf ihren Besitz eifersüchtigen Hauptmann bewacht, und später war die Kompagnie, bei der sie sich befand, nach einer ganz andern Gegend des Kriegsschauplatzes, wo sich keine k. k. Truppen befanden, hinmarschirt, Friedrich der Große hatte dazumals mit gar verschiedenen Feinden Krieg zu führen und so mußten seine Soldaten bald da und bald dort sein. Den Schweden stand das preußische Truppenkorps, bei dem sich die Emerentia jetzt aufhielt, nun gegenüber, und der Hauptmann, dessen erste Liebe zu ihr sich allmählich auch schon mehr abgekühlt hatte, ließ dieselbe nicht mehr so sorgsam bewachen, da er kaum glaubte, daß sie zu den ihr unbekannten schwedischen Truppen eine Flucht versuchen würde. Die Schweden waren aber zu jener Zeit bekanntlich Verbündete der Kaiserin Maria Theresia, obgleich sie bei ihrer lahmen Weise der Kriegsführung, derselben keinen allzugroßen Nutzen gewährten. So dachte denn die kühne Ungarin, die des Umherziehens mit dem preußischen Hauptmann schon lange überdrüssig war, daß es ungleich besser für sie im schwedischen wie preußischen Feldlager sein würde, zumal sie aus ersterem viel leichter Gelegenheit hätte, zu den Oesterreichern, wohin ihr Herz sich nun einmal sehnte, zu gelangen. In einer dunklen Nacht, die recht

zu einer Flucht günstig war, packte sie ihr Bündel, welches Geschäft ihr freilich nicht allzuviel Zeit kostete, zusammen, sattelte ein früheres ungarisches Huszarenpferd, was bei dem Ueberfall erbeutet, jetzt mit vor dem Bagagewagen des Hauptmanns gehen mußte, und ritt in das schwedische Lager hinüber, zwar setzte ihr eine preußische Huszaren-Feldwache, die ihr heimliches Vorbeireiten bemerkt hatte, sehr hitzig nach, und feuerte sogar auf die Davonjagende einige Karabinerschüsse ab. Doch gelang ihr die Flucht glücklich und sie kam wohlbehalten bei den schwedischen Vorposten an. Diese waren anfänglich nicht wenig erstaunt über den seltsamen Deserteur und konnten kaum begreifen, was ein junges, hübsches Mädchen dazu gebracht haben könnte, bei Nacht und Nebel auf einem Rosse zu ihnen angejagt zu kommen. Nun die Emerentia war nicht blöde, wußte ihre Zunge recht wohl zu gebrauchen, und so dauerte es denn auch nicht lange, daß sie sich in dem schwedischen Lager ein vorläufiges Unterkommen verschafft hatte. Ein dort dienender Korporal, ein geborner Pole, Namens Kalassan, nahm sich der Verlassenen freundlichst an. Auch dieser war früher bei einem k. k. Dragoner-Regiment im Dienst gewesen, im ersten Jahr des Krieges aber von den Preußen gefangen, und später, Gott weiß auf welche Art, zu den Schweden in Dienst gekommen. War solches Wechseln des Dienstes zu jenen Zeiten bei vielen Soldaten doch ganz etwas Gewöhnliches, und gab es Manche, die vielleicht in einem Dutzend Jahre auch schon einem Dutzend verschiedener Potentaten gedient hatten. Das Desertiren ward damals noch nicht als ein so schimpfliches Vergehen betrachtet, wie es jetzt glücklicher Weise bei allen ehrliebenden Soldaten sämmtlicher Armeen, in denen ein Deserteur stets über die Achsel angesehen wird, der Fall ist. Nur erwischen durfte sich ein solcher Deserteur nicht lassen, denn dann ging es ihm schlecht, und das Gassenlaufen oder gar der Galgen war ihm gewiß, geschah dies nur nicht, brachte die Desertion ihm weiter keine Schande und jede Armee nahm ihn gerne auf, wenn er sonst nur brauchbar war.

Der Kalassan war nun ein sehr hübscher, stattlicher Soldat,

dazu ein tüchtiger Reitersmann, der in der vortrefflichen k. k. Kriegszucht viel Gutes gelernt hatte, und so konnte es ihm denn gar nicht fehlen, daß er bei den schwedischen Dragonern sehr bald zum Korporal befördert wurde. Als solchen lernte die Emerentia ihn denn auch bald nach ihrer Ankunft im schwedischen Lager kennen, und er konnte in dieser Charge ihr doch schon einen besseren Beschützer abgeben, wie er es als bloßer Gemeiner gethan hätte. Die feurige Ungarin fand denn bald gar großes Wohlgefallen an dem schönen Polen mit seinem langen blonden Schnauzbart, und diesem gefielen die schwarzen Augen derselben auch nicht minder gut. Allzuviel Umstände machten sie nicht, sich einander zu lieben, und da der Oberst des Regiments es für besser fand, wenn des Priesters Hand den Segen über diesen Bund sprach, als daß es nur eine sogenannte Soldaten-Ehe blieb, nun so zierten sie sich denn auch nicht lange, und ließen sich in der nächsten katholischen Kirche, die das Regiment auf seinem Marsche traf, förmlich trauen. So war denn die lustige Emerentia jetzt die Frau Kalassan geworden, ohne daß sie sich mit einem langen, schmachtenden Brautstand viel abgeplagt hätte. Von einer baldigen Rückkehr zu ihrem früheren Huszaren-Regiment, wie es ursprünglich ja ihre Absicht gewesen war, konnte jetzt so leicht keine Rede mehr sein; auch war schwer zu ermitteln, wo dasselbe, bei dem beständigen Hin- und Herziehen der Regimenter, aufzufinden sein könne. Die Frau Kalassan, die außer ihrem Namen sonst nicht weiter viel geändert hatte, seit sie in den heiligen Stand der Ehe getreten war, blieb nun vorläufig mit ihrem Manne bei dem schwedischen Dragoner-Regiment, und da in demselben auch sehr viele Deutsche aus dem damaligen „Schwedisch-Pommern“ dienten, so konnte sie mit der Sprache denn auch so ziemlich zurechtkommen, obgleich es freilich im Anfang wohl manche komische Mißverständnisse gab. Der Zufall wollte, daß einige Monate darauf die alte Marketenderin des Regiments, die das wilde Kriegsleben schon übersatt hatte, nach Schweden zurückkehrte, und da paßte sich denn von allen Soldatenweibern, die beim

Heere mit herumzottelten, wie es dazumals mehr wie jetzt der Gebrauch war, keine besser zu dieser Stelle, wie gerade die Frau Kalassan. So ward dieselbe denn zur ersten Marketenderin des königl. schwedischen Dragoner-Regiments Graf Wrangel erhoben und füllte diesen Posten ebenso zur Zufriedenheit aller Soldaten desselben aus, wie sie früher bei ihrem ungarischen Huszaren-Regiment unter Beihülfe ihrer Mutter dies auch gethan hatte. Ging es auch der jungen Frau Kalassan in ihren jetzigen Verhältnissen recht gut, und wußte sie ihren Mann, ein so tapferer Soldat derselbe auch stets dem Feinde gegenüber war, doch bald so unbedingt unter den Pantoffel zu bringen, daß er gegen ihren Willen kaum nur zu muckſen wagte, so gefiel es ihr bei ihrem früheren Huszaren-Regiment doch sonst weit besser. Ungarische Huszaren sind freilich auch viel muntere Soldaten, wie schwedische Dragoner, und nach einem lustigen Csardas, wie sie ihn früher so oft getanzt hatte, oder einem lauten, stürmischen Eljen, eljen Gerufe, mußte sich die Frau Kalassan jetzt vergebens sehnen.

Ueber ein Jahr blieb sie aber doch jetzt bei diesem Dragoner-Regiment, was größtentheils im Norden von Deutschland gegen die Preußen im Felde stand, als dasselbe Befehl erhielt, wieder nach Schweden zurückzumarschiren. In dies kalte, ihr unbekannte Land mitzuziehen, hatte die Frau Kalassan aber nicht die geringste Lust, und da ihr Mann keinen andern Willen haben durfte wie den ihrigen, so bewog sie ihn, vom Regimente seinen Abschied zu nehmen. Da schon der Befehl gekommen war, daß dasselbe in Schweden ohnehin reducirt werden sollte, so gab der Oberst dem Korporal Kalassan bereitwillig seine Entlassung, ohne ihm weitere Schwierigkeiten dabei zu machen, wie es in sonstigem Fall gewiß geschehen wäre.

Jetzt wieder in das k. k. österreichische Heer zu treten, nahm das Ehepaar sich ganz fest vor, denn so recht behaglich hatte dasselbe sich doch niemals unter den schwedischen Fahnen gefühlt, und die Sehnsucht nach Oesterreichs Doppeladler, stets im Herzen getragen. Wird doch ein Gleiches wohl bei jedem Sol-

daten der Fall sein, der einmal unter demselben gestanden hat, und nie wird er seine alten schwarzgelben Farben ansehen, ohne mit Freude und Stolz sich ihrer zu erinnern.

Es war mit nicht geringen Schwierigkeiten und Gefährnissen für den verabschiedeten Korporal Kalassan und seiner Frau verbunden, von Stralsund aus, wo die schwedischen Dragoner sich eingeschifft und sie Beide ihren Abschied erhalten hatten, das k. k. Heerlager zu erreichen. Nun, rüstigen Körper und herzhaften Muth hatte das Ehepaar vollauf, dabei auch war es wohl erfahren in allen Kriegslisten, um sich durch ein großes Stück des feindlichen Gebietes durchzuschleichen, und so gelangte es denn im August des Jahres 1762 ungefährdet bei dem ersten k. k. Vorposten an. Ein glücklicher Zufall wollte, daß das hochlöbliche Dragoner-Regiment Graf Ignon, bei dem der Kalassan früher schon einige Jahre als Korporal gestanden hatte, bevor er von den Preußen gefangen genommen wurde, gerade bei diesem Theil der österreichischen Armee sich befand. Den brauchbaren Korporal, der früher eine gute Conduite gehabt hatte, erkannte der Oberst sogleich wieder, und da man in dem großen siebenjährigen Krieg, wo fortwährend ein so starker Abgang stattfand, bewährte Unteroffiziere stets gebrauchen konnte, so hatte es keine Schwierigkeit, daß der Kalassan sogleich wieder in seine frühere Charge eintreten konnte. Zwar wäre die Frau viel lieber wieder zu ihrem früheren Huszaren-Regiment gegangen, statt jetzt hier bei den Dragonern zu bleiben, doch ging dies nicht an, und war sie nun einmal eine rechtmäßig verheirathete Ehegattin geworden, so mußte sie sich nun auch darin fügen, da zu bleiben, wo ihr Mann einmal war. Ihr Huszaren-Regiment Nadasdy, bei dem sie früher gewesen war, stand übrigens jetzt auch über hundert Meilen weit davon entfernt, und so wäre es auch ohnedem kaum möglich geworden, dasselbe zu erreichen, da überall die feindlichen Schaaren herumschwärmten. Der Ruf der Frau Kalassan als einer sehr tüchtigen Marketenderin war auch schon bei diesem Dragoner-Regiment, was früher mit den Huszaren häufig zusammen gestanden hatte, be-

kannt, und so machte es sich denn in kurzer Zeit, daß sie auch hier wieder die Marketenderwirthschaft annehmen konnte. Gerade am 24. December 1762, wo das Regiment in den Winterquartieren lag, eröffnete sie bei demselben zuerst ihre Marketenderei, die sie dann so lange Jahre mit so allseitiger Anerkennung forttrieb.

Der bekannte Hubertsburger Friede machte 1763 dem siebenjährigen Kriege ein Ende und die k. k. Regimenter kehrten allmählig in die Erbstaaten zurück. Frau Kalassan blieb bei ihrem Dragoner-Regiment, bei dem sie sich immer mehr und mehr einlebte, obschon sie im Anfang oft nicht geringe Sehnsucht nach ihren früheren ungarischen Huszaren, bei denen es so lustig zuging, verspürte. Hin und her, der Kreuz und Quer, marschirte nun das Dragoner-Regiment, und stets auf allen seinen Märschen begleitete die Marketenderin getreulich dasselbe. Kinder hatte sie nicht bekommen und dies paßte zu ihrem Wanderleben sehr gut, so daß sie sich stets mit allen ihren Kräften der Marketenderei annehmen konnte. Einen kleinen Waisenknaben von 6—8 Jahren, dessen beide Eltern in einer Ueberschwemmung in Ungarn umgekommen waren, hatte sie einst einige Jahre nach dem beendeten Kriege mildthätig angenommen und fütterte ihn auf, denn ihr Herz war gut, und wo sie ihren Mitmenschen helfen konnte, da that sie dies gewiß und wenn es ihr auch selbst nicht geringe Opfer kostete. Als der Findling ein starker, tüchtiger Bursche von 16—17 Jahren geworden war, trat er als Trompeter bei dem Dragoner-Regiment ein und diente seinem Kaiser als braver Soldat mehrere Jahre, bis er in dem Türkenkrieg vor Belgrad sein Leben verlor.

In den sogenannten baierischen Erbfolgekrieg mußte das Dragoner-Regiment, bei dem der Kalassan nunmehr als Vice-Wachtmeister und seine Frau als Marketenderin stand, auch mit ausrücken. Bei dieser Gelegenheit bekam sie auch ihr altes Huszaren-Regiment, bei dem sie aufgewachsen war, zuerst wieder zu Gesicht, denn bisher wollte es der Zufall, daß dasselbe stets in ganz anderen Theilen der Monarchie garnisonirt hatte wie

die Dragoner. Allzu viele Huszaren, welche die Kalassan noch persönlich gekannt, dienten nicht mehr im Regiment, obschon, besonders unter den Offizieren und Unteroffizieren, hin und wieder auch unter der gemeinen Mannschaft, sich doch auch wieder noch Manche davon befanden. Wohl bekannt war ihr Name aber noch bei den Huszaren und gar manche lustige Geschichten von ihr wurden häufig von denselben erzählt. Ein lauter, freudiger Empfang ward ihr daher zu Theil, als sie in das Lager, das die Huszaren aufgeschlagen hatten, kam und sich die Nachricht nun in demselben verbreitet hatte, die jetzige, schon etwas braun und stark, sonst aber noch ganz wohl erhalten aussehende Dragoner-Marketenderin sei die ehemalige kleine lustige Emerentia, von deren Schönheit wie Tüchtigkeit so viel schon geredet worden war. In dichten Haufen traten die Huszaren zusammen, die Vielgenannte zu sehen und das Eljen, eljen Gerufe und das herzliche Händegedrücke der alten Bekannten, wollte gar kein Ende nehmen. Mitunter gab es auch wohl einen herzhaften Schmatz, wenn Ein oder der Andere von den Begrüßten vielleicht ein besonderer Freund gewesen war, mit dem sie früher wohl in einem näheren Verhältnisse gestanden hatte. Schon mehr bejahrte Korporale waren dies jetzt meist, und lachend meinten sie zu einander, so vor ein fünfzehn Jährchen ungefähr haben die Küsse, die ihnen damals die Emerentia gegeben, auch noch weit besser geschmeckt, wie jetzt der Fall. Nun die wußte schon ihnen eine passende Antwort wieder zurückzugeben und meinte, das läge nur an ihnen selbst und daran, daß ihre Schnurrbärte jetzt auch viel grauer geworden und ihr Gang auch nicht mehr so kräftig sei, sonst würden ihnen ihre Küsse noch ebenso gut wie früher schmecken, sie wenigstens sei ganz die Alte geblieben und ihr Mund wäre noch ebenso feurig wie sonst. Und so scherzte und neckte man sich gegenseitig nicht wenig herum und mancher Witz ward dabei gemacht, der sich wohl in einer lustigen Lagergesellschaft recht gut mit anhören, schwerlich aber in einem Buche, was in gar verschiedene Hände fällt, wiedergeben läßt. Die jetzige Frau Kalassan war von Jugend auf im Feldlager erzogen und unter

den Huszaren aufgewachsen und so nahm sie es denn mit ihren Reden und Witzen nicht so genau und konnte schon Scherze lachend mit anhören, die manchen anderen Frauen sicherlich mißfallen hätten.

Auch den Kadeten, der, wie vorhin erzählt, ihr erster Liebhaber gewesen war, und jetzt schon als stattlicher Oberst das Regiment befehligte, besuchte sie in seinem Quartier. Der freute sich denn nicht wenig, seine alte Flamme jetzt wieder zu sehen, bewirthete sie reichlich mit Wein und anderen guten Sachen und sprach endlich, mit ihr auf die Erinnerung auf die früheren lustigen Zeiten anstoßend: „Schau Sie, Frau, ich bin halt jetzt Oberst und es geht mir gut und ich laß mir nichts abgehen, aber lustiger war's damals doch, als ich noch so ein junger Lecker von Kadet war und Sie mir eine Watschen gaben, daß mir die Ohren noch drei Tage klangen, da ich Ihnen den ersten Bußel geben wollt und ich bald hernach doch mich des Nachts zu Ihnen hinschleichen durft,“ lachte er weiter, und auch die Frau Kalassan, die sich dieser Zeit ihrer ersten Eroberung mit vielem Vergnügen zu erinnern schien, gab ihm vollkommen Recht, daß die Jugend durch nichts Anderes mehr zu ersetzen sei und ein Kadet im Punkte der Liebe, wohl von einem Obersten beneidet werden könne.

Der Tag aber, an dem dieselbe auf diese Weise ihr altes Huszaren-Regiment zuerst wieder besucht hatte, blieb ihr auch in der Erinnerung ein sehr freudiger, von dem sie selbst in späteren Zeiten noch oft gerne und viel sprach.

In diesem sogenannten bairischen Erbfolgekrieg, auch spottweise wohl der „Kartoffelkrieg“ oder auch „der Zwetschenrummel“ genannt, da er gerade nur über die Herbstzeit dauerte, bei dem freilich auf keiner Seite viel herauskam, hatte die Frau Kalassan auch das Unglück, ihren Ehemann zu verlieren. Bei einem kleinen Vorposten-Gefecht, wie deren mehrere in diesem sonst ziemlich unblutigen Feldzuge vorkamen, ward er nach hartnäckiger Gegenwehr von den preußischen Huszaren vom Pferde gehauen, und starb, wie es einem braven k. k. Soldaten zukommt,

muthig und sich bis auf den letzten Augenblick vertheidigend. Wenn die anhängliche Liebe, die seine Frau für den früher so schönen Mann gefühlt hatte, allmählig sich auch schon so ziemlich abgekühlt hatte, so betrauerte sie seinen Tod doch ganz aufrichtig. Er war, was man so einen „guten Kerl" zu nennen pflegt, gewesen, der seinem Weibe nie das Mindeste in den Weg legte, sondern ihr ganz freien Willen ließ, wenn er nur sein gehöriges Essen und seine reichliche Portion Branntwein zur rechten Zeit erhielt, und daß es ihm an Beidem niemals fehlte, war stets mit eine Hauptsorge seiner thätigen Gattin. Solchen guten Mann mußte aber die Frau Kalassan bei ihrem feurigen und energischen Temperamente, was sich allmählig immer mehr und mehr zum Herrschen neigte, und keinen Widerspruch sonderlich vertragen konnte, haben, und so hatten denn beide Eheleute eine ganz glückliche Ehe mit einander geführt.

Der Tod des Mannes brachte sonst nicht viel Veränderung in der Lebensweise der Frau Kalassan hervor. Noch immer war und blieb sie die thätige, bei Tag und Nacht stets unermüdliche erste Marketenderin des damaligen Dragoner-Regiments Graf Ignon, später Latour, um deren Besitz, wie schon früher erwähnt, dasselbe von manchen andern Korps des k. k. Heeres oft nicht wenig beneidet wurde. Auch die Jahre machten hierin keinen Unterschied, und selbst jetzt hier in diesen niederländischen Feldzügen in den neunziger Jahren, war sie eben so gut noch auf den Beinen, und stand ihrem Geschäfte mit demselben regen Eifer vor, wie es zu Ende des siebenjährigen Krieges, als sie zuerst zu diesem Dragoner-Regiment gekommen, der Fall gewesen. Ob sie, besonders in den ersten Jahren nach dem Tode ihres Mannes, wo sie noch eine ganz stattliche, rüstige Frau war, der es an Anbetern unter den Soldaten des Regiments nicht fehlte, nicht versuchte, sich die Langweiligkeit des Wittwenstandes durch einige kleine Liebschaften zu zerstreuen, muß dahin gestellt bleiben. Gemunkelt ward freilich manchmal darüber im Regiment und besonders ward auch erzählt, daß der uns bekannte Wachtmeister Josias Lichtenberger in früherer Zeit

sich der besonderen Gunst der Frau Kalassan zu erfreuen gehabt habe. Wie weit sich nun diese erstreckte, ist freilich nie recht bekannt geworden; in besonderem Ansehen stand der alte Wachtmeister aber auch jetzt noch bei der Marketenderin, das war gewiß. Kein Uebriger im ganzen Regiment, außer der Oberst und der Rittmeister Baron Vautremont, hatte so einen unbedingten Einfluß auf sie, und seinen Worten gehorchte sie mehr wie denen aller Anderen. Von einer sonstigen Liebschaft konnte freilich jetzt keine Rede mehr sein, denn die Frau Kalassan, die auch in dem letzten Türkenkriege ihr Dragoner-Regiment nicht verlassen hatte, war natürlich in diesem niederländischen Feldzuge gegen die republikanischen Franzosen, wo wir zuerst ihre nähere Bekanntschaft machen, in ein Alter gekommen, in dem sie an irgendwie Liebe einzuflößen wahrlich nicht mehr denken konnte. „Mutter Kalassan" war sie schon seit mehr wie einem Jahrzehend von allen Dragonern genannt, und ihrem Alter nach konnte sie auch schon reichlich die Mutter der meisten Dragoner abgeben. Wie viele derselben, die jetzt schon mit zu den Veteranen des Regiments gezählt wurden, hatte sie noch als junge tölpelhafte Rekruten, denen kaum der erste Bartflaum wuchs, gekannt, und welche Menge von Soldaten in den dreißig Jahren, die sie nun schon unausgesetzt dem Regimente auf allen seinen Märschen folgte, in dasselbe eintreten und wieder auf ein oder die andere Weise austreten sehen. Besonders auch die schon erwähnten ungarischen Feldzüge hatten starken Verlust an gedienter Mannschaft gebracht, und nach Dutzenden konnte die Frau Kalassan allein ihre besonderen Lieblinge zählen, die in demselben für des erlauchten Hauses Habsburgs Ansehen und Ruhm freudig ihr Leben geopfert hatten. In einem Kriege geht das nun einmal nicht anders, und nur der alte tüchtige Stamm des Regiments bleibt fort und fort derselbe, wenn auch stets neue Kräfte denselben mit ergänzen helfen. Auch von den Offizieren dienten jetzt nur wenige mehr so lange unausgesetzt im Regimente, wie die Frau Kalassan, und diese wurden dann schon zu den Stabsoffizieren oder wenigstens doch den ältesten Rittmeistern

gezählt. Dieser Umstand, daß sie die Mehrzahl der jetzigen Offiziere noch als ganz junge Kadeten, die dann oft mit nicht unerheblichen Summen in ihrem Schuldbuch gestanden, gekannt hatte, machte auch, daß sie gegen dieselben ein viel zwangloseres Benehmen und eine ungleich freiere Sprache annehmen durfte, wie dies sonst bei gewöhnlichen Marketenderinnen den Offizieren gegenüber, der Fall zu sein pflegt. „Mutter Kalassan" nannten fast alle Offiziere wie auch die Dragoner sie, und auch Erstere schalt sie in ihrer, aus allen möglichen Dialekten ziemlich bunt zusammengesetzten Sprache, bisweilen ebenso tüchtig aus, wie sie dies bei der Mannschaft that, wenn diese Sachen machte, die ihr nicht recht zu sein schienen. Eine freie, ungezwungene Sprache führte sie gegen Jedermann, selbst gegen den Obersten des Regiments, so willig sie sich auch sonst dessen anerkannter Autorität fügte. So war die Lebensgeschichte der alten Marketenderin, deren Obhut der Wachtmeister Josias Lichtenberger so gerne seinen Schützling Fränzl übergeben wollte. Das Aeußere der würdigen Frau war, wie anfänglich schon erwähnt, jetzt in der That nicht mehr reizend und zeigte sowohl das Alter, wie auch die Spuren ihres vielbewegten Lebens. Ihre Gestalt war mehr breit wie gerade schlank und die Taille von ziemlichem Umfange. Als junges Mädchen hatten die Huszaren wohl bisweilen scherzweise versucht, die schlanke Taille derselben mit ihren Händen zu umspannen, jetzt wäre dies freilich eine ziemlich schwere Arbeit, zu der mancher neue Ansatz hätte genommen werden müssen, geworden. Trotz dieser ansehnlichen Korpulenz war die Frau Kalassan aber noch sehr rasch und rüstig auf den Beinen, und konnte, wenn es so sein mußte, den ganzen Tag in einem fort hin und her laufen, ohne dabei zu sehr zu ermüden. Ihr Gesicht war von dem vielen Ausgesetztsein jeglicher Witterung von schon ziemlich dunkelrother Färbung geworden, die nicht zu sehr von den ponceaurothen Aufschlägen, die das Regiment trug, abstach. Nur die Nase schimmerte an der Spitze in noch brennend rötheren Schattirungen, denn der Wahrheit gemäß kann nicht geläugnet werden, daß die gute Frau Kalassan den feurigen

Wein ihres Vaterlandes, oder wenn sie solchen gerade nicht haben konnte, auch den anderer Länder, wenn er nur recht trinkbar war, nicht wenig liebte und auch einen Seidel Slikowitzer oder anderen starken Branntwein nicht im Mindesten verschmähte. Betrunken war sie zwar nie und wußte genau wie viel sie vertragen konnte, dies war aber auch ein solches Quantum, daß jeder Wachtmeister im Regiment immerhin schon damit zufrieden sein konnte. Nur der Rittmeister Baron Vautremont, dessen ewig durstige Kehle freilich ganz ungeheure Mengen von starken Getränken hinunterschlucken konnte, war ihr im Trinken weit überlegen, sonst vermochte sie es so ziemlich darin mit jedem Manne des ganzen Regimentes aufzunehmen. Wenn auch ihre Nase davon recht brennend roth wurde, und sich auch sonst in ihrem Gesichte einige Karfunkel zu zeigen begannen, seit ihre Jugend vorbei war und sie der Liebe gänzlich entsagt hatte, machte sich die Frau Kalassan aus derartigen Dingen nichts mehr und hatte sich gerne aller Ansprüche auf Schönheit begeben. Das früher so rabenschwarze Haar der Marketenderin, was in vollen langen Zöpfen ihr weit über den Rücken gehangen hatte, war jetzt ziemlich weißgrau schon geworden und lag nach Art, wie es wohl die Hußzaren trugen, in kleinen Seitenzöpfen aneinander geflochten, glatt an den Schläfen an, während ein niedriger runder Männerhut mit weichen breiten Krämpen, wie ihn die Bauern in einigen Gegenden von Ungarn zu tragen pflegen, den ganzen Kopf bedeckte. Waren übrigens die Haare auch schon grau, und zeigten viele Runzeln und Falten im Gesicht der Frau Kalassan das Alter derselben deutlich an, so blitzten ihre schwarzen Augen, wenn sie gleich auch schon etwas tief in den Höhlen lagen, doch noch ganz feurig und verkündeten hinlänglich, welch' lebendiger Geist die alte Frau noch beseele. Ihr Anzug, wenn auch nicht im Mindesten elegant und jeglichen koketten Aufputzes, den sie in früheren Jahren wohl geliebt hatte, entbehrend, war, so weit es die Lebensart einer Marketenderin im Felde erlaubte, stets ordentlich und reinlich gehalten und zweckmäßig für ihr Geschäft eingerichtet. Ein

kurzer Rock von dunkelgrünem Wollenzeug von der Farbe wie die Kollets der Dragoner ihres Regiments, unten am Saume mit einem schwarzgelben Bande besetzt, und eine kurze, fast bis an den Hals zugeknöpfte Jacke von eben solcher Farbe und Stoff, bildeten den Haupttheil desselben. Eine reine Schürze von starker blauweißer Leinwand war vorne zur Schonung des Kleides vorgebunden. An einer schwarzlackirten Säbelkuppel trug sie um den Leib an der Seite eine mächtige Geld- und Schlüsseltasche von schwarzem Glanzleder. Der kaiserliche Doppeladler, schön in Bronce gearbeitet, zierte die äußere Seite dieser Tasche und zog durch sein Schimmern sogleich die Blicke Aller auf sich. Zur Feier des 25jährigen Jubiläums als Marketenderin des Regiments, hatten die Offiziere desselben der Frau Kalassan diese sehr hübsche Geldtasche geschenkt, daher sie denn auch nicht wenig stolz auf dieselbe war. In einem kleinen Futteral auf der einen Seite dieser Tasche waren Messer, Gabel, Löffel und Pfropfenzieher, alles mit recht hübsch gearbeiteten silbernen Griffen, die mit militärischen Figuren verziert waren, auf der andern Seite befanden sich Nadel, Scheere und Fingerhut, Dinge, welche die Frau Kalassan zum Nutzen und Frommen ihrer besonderen Lieblinge unter der Mannschaft ebenfalls häufig gebrauchte. So hatte sie alle ihr nöthigen Geräthschaften gleich beisammen, daher diese eben so werthvolle wie nützliche Tasche auch keinen Augenblick von ihr abgelegt wurde, sondern stets an ihrer Seite hing. Die Füße der Marketenderin steckten in tüchtigen Halbstiefeln nach Männerart gemacht, und da sie trotz ihres hohen Alters es nicht verschmähte, wenn es gerade nöthig war, ein Pferd zu besteigen und noch mehrere Stunden zu reiten, so waren große Dragoner-Sporn an denselben befestigt. Ihr Gang erhielt dadurch etwas Festes und Klirrendes, so daß man ihn eher für den eines Wachtmeisters wie einer Frau halten konnte. Auch die Stimme der Frau Kalassan hatte nicht den mindesten weiblichen Klang, sondern war allmählig von dem vielen Trinken, lauten Sprechen und Trotzen von jeglichem Wind und Wetter, so rauh und tiefdröhnend geworden,

daß mancher noch etwas piepiger junger Lieutenant sie wohl um ihren vollen Baß beneiden konnte. So war in kurzen Umrissen das Bild beschaffen, welches die würdige Frau zu der Zeit zeigte, als der ehrliche Wachtmeister Josias Lichtenberger ihr zumuthen wollte, die Pflegemutterstelle bei seinem Schützling zu vertreten.

Nicht in allzu rosiger Laune befand dieselbe sich an dem Abend gerade, und die Dragoner, welche nothgedrungen mit ihr verkehren mußten, hatten schon manche tüchtige Flüche mit auf den Weg bekommen. In den grundlosen Wegen war am heutigen Marschtage eine Achse an ihrem Marketenderkarren zerbrochen, so daß derselbe fast umgeworfen wäre, und nur mühsam mit Hülfe einiger Soldaten, die den Karren stützten, in das Abendquartier gefahren werden konnte. Wenn nun auch der Schmied des Dorfes der Alten fest versprochen hatte, den Karren noch in der Nacht wieder herzustellen, so war sie doch über diesen ganzen Vorfall verdrießlich und brummte und murrte nicht wenig. Die schlechten holländischen Wege, der Mann, der ihren Wagen verfertigt hatte, die vielen Armeefuhrwerke, welche die Straße so ausgefahren, und dadurch mit den Unfall herbeigeführt hatten; kurz Alles, was nur in der entferntesten Verbindung damit stand, wurde laut zu allen zehntausend Teufeln verwünscht. Die große Küche in einem Bauernhause, dessen Bewohner sich vor dem Andrang der vielen Truppen größtentheils geflüchtet hatten, war von der Frau Kalassan jetzt zum Schauplatz ihrer Thätigkeit auserwählt worden. Ein mächtiges Feuer hatte sie auf dem Herde derselben angezündet und wirthschaftete und hantirte mit rüstiger Geschäftigkeit an demselben herum, dabei häufig ihren immer noch nicht besiegten Unmuth in manchen echt ungarischen Kernflüchen Luft machend. Für einige leicht verwundete Offiziere und Soldaten des Regiments, die es vorzogen, demselben auf Wägen zu folgen, statt sich in die Hospitäler bringen zu lassen, kochte die Frau Kalassan jetzt eine kräftige Abendsuppe, ein Geschäft, was sie stets, wenn irgend möglich, nie versäumte. „Zuerst die Verwundeten und Kranken, die so schon

genug leiden müssen, und dann erst die Gesunden" pflegte sie zu sagen, und richtete ihre Thätigkeit diesem Grundsatz gemäß auch ein. Hatte gar mancher brave Soldat, der seinen k. k. Fahnen später noch viele Ehre machte, der Pflege und Sorgfalt, womit die aufopfernde Marketenderin ihn bei seiner Verwundung behandelt, wesentlich mit seine schnelle Wiederherstellung zu verdanken.

Außer den Suppentöpfen für die Blessirten siedeten und brodelten aber noch einige andere Küchentöpfe auf dem Herde, deren Dämpfe den auf der Hausflur ab- und zugehenden Soldaten gar verführerisch in die Nase zogen. Einige besondere Extraspeisen, so gut die Umstände es gestatteten, hatte die Frau Kalassan, deren vollendete Geschicklichkeit im Kochen im ganzen Regimente außer allem Zweifel stand, für ein paar Offiziere vom Regimentsstabe auf deren besonderes Verlangen bereitet; und daß davon noch ein gutes Extratheil für sie selbst und ihre ganz begünstigten Schützlinge im Regiment übrig blieb, wußte sie schon zu besorgen. Für die Mannschaft selbst lag ein ziemlich großes Faß mit echtem Genever Branntwein, das die kluge Marketenderin unlängst wohlfeil erstanden, in einem Winkel der Küche zum Ausschank bereit. Da kam denn gar oft ein durstiger Dragoner mit schwerem Tritte in die Küche geklirrt, gab der Kalassan einige Kupferkreuzer und erhielt dafür, je nachdem er bezahlt, ein größeres oder kleineres Blechmaß voll Branntwein, was er entweder gleich auf der Stelle austrinken, oder in seine mitgebrachte Feldflasche leeren mußte. Ein längeres Verweilen, wie gerade nöthig, ward den Dragonern nicht von der Marketenderin gestattet und jeder etwaige müßige Herumlungerer mit einigen nicht allzu zarten Flüchen unbarmherzig wieder herausgetrieben. Es war dies auch unumgänglich nothwendig, denn die Küche wäre sonst gar bald von all den vielen Dragonern, die gerne in derselben sich aufgehalten hätten, allzusehr angefüllt worden. Von dem großen hellflammenden Feuer recht angenehm durchwärmt und beleuchtet, gewährte dieselbe an dem rauhen, stürmischen Märzabend übrigens auch

einen sehr behaglichen Aufenthalt. Einige ältere Wachtmeister und Korporale des Regiments, meist schon langgediente Soldaten, die mit der Frau Kalassan schon manches Jahr im Frieden und Krieg zusammen verlebt hatten, und denen sie, als ihren besonderen Günstlingen, auch das Bleiben am warmen Herdfeuer gestattete, schienen hievon auch vollkommen durchdrungen zu sein. Die Holzmützen auf dem Kopf, die alten Spenzerjacken nur nachläßig zugeknöpft, statt der schweren Dragonerstiefel weite Holzschuhe oder alte Pantoffeln, wie sie solche im Hause gefunden, an den Füßen, saßen die bewährten Krieger bequem sich reckend und dehnend auf Holzschemeln, umgestürzten Eimern oder was sie nur sonst für Sitze gefunden haben mochten, im Kreise um das Herdfeuer herum, so die Wärme und Beleuchtung desselben ja recht zu genießen. Ihre kleinen Pfeifenstummel hatten die Meisten im Munde und dampften den oft gerade nicht sonderlich wohlriechenden Tabaksdampf in dichten Wolken empor. Wenn auch die Frau Kalassan heute Abend noch so viel wetterte und fluchte, die alten Knasterbärte kümmerte dies nicht im Mindesten, sie wußten recht gut, daß diese Zornausbrüche im Grunde doch lange nicht so böse gemeint waren, wie sie sich wohl anhörten, und hatten so eher ihren Spaß an denselben. War ihnen ein gutes Abendessen und dazu ein tüchtiges Glas Genever doch gewiß, und um diesen Preis ließen sie die zornige Alte noch so viel brummen und fluchen wie sie nur irgendwie Lust dazu hatte.

Nur ein unglückliches Individuum unter allen den Anwesenden schien unter der heutigen bösen Laune der Frau Kalassan wirklich zu leiden, alle Uebrigen kümmerten sich keinen Pfifferling darum. Ein alter Trompeter Namens Hansel, so ward er wenigstens allgemein im Regiment genannt, war dies. Der „Hansel", aus dem Reiche, wie man damals wohl im k. k. Heere zu sagen pflegte, gebürtig, war wirklich auch ein so dummer Kerl, daß er vollkommen dazu paßte, das Opfer der schlechten Laune von Frau Kalassan zu werden. Von Gestalt war er ein großer, stattlicher Mensch und versah auch seine Dienstverrich-

tungen als Trompeter ganz gut, sonst aber hatte er, wie man zu sagen pflegt, mehr Grütze wie gerade Gehirn im Kopf. Schon sein Gesicht mit den stieren wasserblauen Augen, den dicken rothen Backen und dem vorn auf die niedere Stirn fallenden flachsblonden Haar, zeigte auf den ersten Blick weß Geistes Kind er war. Die Marketenderin, die stets einen Menschen haben mußte, der sich ganz unbedingt ihrem Willen fügte, ohne auch nur die mindeste Frage oder gar einen Widerspruch sich zu erlauben, hatte den Hansel zu ihrem Privatdiener mitgemacht, soweit sein Dienst ihm dies erlaubte. Er mußte, wenn er nicht dienstliche Pflichten, die natürlich vorgingen, hatte, stets in ihrer Nähe sein und all die kleinen Verrichtungen, die sie ihm in reichlicher Menge aufzutragen wußte, besorgen. Bald gab es am Wagen oder bei dem Pferde etwas zu thun, dann Wasser oder Holz herbeizuschleppen, Feuer anzumachen, Geschirr zu putzen, kurz Arbeit stets in Menge, so daß der Hansel trotzdem, daß er sich Mühe über Mühe gab, mit allen seinen vielen Pflichten oft kaum fertig werden konnte. Für alle diese Arbeit belohnte die Frau Kalassan ihn reichlich mit Speise und Trank, und nächstbei mit vielem Fluchen und Schelten, denen mitunter auch manche herzhafte Rippenstöße, Kopfnüsse oder ähnliche zarte Liebkosungen folgten. Nun, der Hansel verlangte sich gar nichts Besseres, fühlte sich kreuzwohl in seiner selbstgewählten Dienstbarkeit und ward bei den vielen guten Bissen, welche die im Grunde sehr gutmüthige Marketenderin in reichlicher Menge ihm zuwarf, so dick und rund, daß ihm der Rittmeister schon wiederholt das Kollet hatte weiter machen lassen müssen.

An dem heutigen Abend ging es dem armen Hansel aber besonders schlecht und unzähligemal hatte er schon ein „Az eb-adta Schwoab du verfluchtiger“ oder „Teremtete Du graußlicher Diddldapp, hast Du nicht Augen in Deinem dicken Plutzerschädel“ und was derartige Reden mehr waren, von der zornigen Frau Kalassan zu hören bekommen. Ja als er sogar in seinem tölpelhaften Ungeschick ein Töpflein, in dem sie Rum heiß machen wollte, auf dem Herde umstieß, so daß die edle Flüssig-

keit nutzlos in die Asche rann, was allgemeines Bedauern aller Anwesenden hervorrief, gab ihm die ergrimmte Frau, die eben einen großen Kochlöffel in der Hand hielt, damit einen so herzhaften Klapps an seine dicken Backen, daß es nur so schallte. Der Geschlagene machte dabei ein so überaus dummes Gesicht, und wußte nicht, ob er über den Schlag lachen oder wirklich in Ernst ergrimmen sollte, daß alle Umhersitzenden unwillkürlich in ein herzliches Gelächter über seine dumme Weise ausbrechen mußten.

„Was stehst denn da Du Tolpatsch, — geh' hinaus und hol' noch mehr Holz, daß das Feuer besser brennt, oder Du kriegst auf die andere Backe auch noch eine Watschen, damit der Kopf Dir wieder in's Gleichgewicht kommt," schnaubte die Frau Kalassan ihn aber nochmals mit ihrer zornigen Stimme an. Da machte der Hansel denn schnell lange Beine, und trollte sich hinaus, um wo möglich noch mehr Holz herbeizuholen und den Unmuth der Erzürnten wieder etwas zu versöhnen. Kam die Stunde doch bald heran, wo es an die Vertheilung des Abendessens ging, und da wußte er denn schon hinlänglich aus vielfacher Erfahrung, daß es nur von Nutzen für ihn war, wenn er der Marketenderin sich ja recht willfährig gezeigt hatte.

„Aber schau, schau, — ist Er auch wieder mit seiner Schwadron zurückgekommen — na, gute Beute gemacht bei der Verfolgung, und den sakrischen Franzosen noch eins tüchtig auf den Pelz gegeben, Wachtmeister Lichtenberger. — Kommt gerade recht zum Abendessen, und wird sich für ihn auch wohl noch ein Bissen im Topfe und ein Trunk im Fässel finden," wandte sich die Frau Kalassan plötzlich zu dem in die Küche getretenen Wachtmeister Lichtenberger, den rauhen Klang ihrer Stimme dabei so freundlich wie möglich machend, und dem Angeredeten kräftig die Hand schüttelnd.

„Danke, Kalassan, — hat die Verfolgung schon gefleckt, obgleich die Franzosen so lange Beine machten, daß wir sie gar nicht recht einholen konnten, und es mit der Beute daher nicht

viel geworden ist" — antwortete er, den Händedruck ebenso erwiedernd. — „Servus, servus, Kameraden, freut mich, Euch hier alle so gesund beisammen zu sehen," wandte er sich dann grüßend an die übrigen umhersitzenden Wachtmeister und Korporale, die seinen Gruß auf ebenso kameradschaftliche Art erwiederten.

„Aber was Teuxel hat Er denn da mitgebracht, Lichtenberger — was ist das für ein Bube, den der Novodni da auf dem Arm trägt und so sorgsam festhält, als wäre es seine Schnapsflasche," fragte neugierig die Frau, die erst jetzt den Dragoner, der, den Knaben auf dem Arm, bisher mehr im Schatten gestanden hatte, und daher nicht von ihr bemerkt worden war, in's Auge faßte.

„Ein Findelkind ist es, was wir unterwegs auf der Landstraße gefunden haben und jetzt bei uns behalten wollen."

„Plausch Er nicht so talketes Zeug, Wachtmeister, und mach' Er seine Späß einer Andern vor," entgegnete in etwas gereiztem Tone die Frau Kalassan, die schon glaubte, der Wachtmeister wolle sich eine Neckerei mit ihr erlauben.

„Was Plauscherei, Kalassan. Gewiß, es ist die reine Wahrheit. Weiß Sie ja, daß ich nie lüge," entgegnete der über diese Worte seiner alten Freundin etwas verstimmte Wachtmeister.

„Isten ugysek (so mir Gott helfe), ist Er denn ganz verrückt geworden — so sich hier im Felde ein Kind aufzugreifen. Was soll denn der Balg hier bei uns machen?" frug sie weiter.

„Ja schau Sie, Kalassan, mein Herr Rittmeister Vautremont und ich selbst — wir meinten so, daß Sie das Jüngelchen mit in ihren Karren nehmen und so vorläufig auffüttern sollen. An Kostgeld, so viel Sie gebraucht, wird es nicht fehlen, denn es ist schon eine gute Summe dafür von den Herren Offizieren zusammen gekommen," antwortete der Lichtenberger.

„Ich, ein Kind mit in meinen Karren aufnehmen? Na, da hört Alles auf. Ich glaub' wahrhaftig, Wachtmeister, bei

Ihm ist es jetzt ganz übergeschnappt. Hab' mich immer wohl gehütet, selbst Kinder zu bekommen, und nun soll ich gar einen fremden Balg auffüttern. Teremtete, da bleib' Er mir mit fort," zankte die Marketenderin noch weiter. „Aber ein sauberer Bursch ist es wahrhaftig, und Aeuglein hat er im Kopfe, die blitzen gewaltig. Na, wenn der erst groß ist, wird er den Mädeln auch noch genug zu schaffen machen," sprach sie in ungleich sanfterem Tone, den Knaben immer mehr und mehr mit Wohlgefallen ansehend. — „Na Novodny, Er taugt den Teufel auch nicht zur Kinderfrau. Wie er den Kleinen hält? — Geb' Er ihn mal her. Hab' ich mein Lebtag mich auch nicht viel mit Kindern abgegeben, so verstehe ich mich doch noch besser darauf, wie Er," und mit diesen Worten nahm sie den Kleinen vom Arm des Dragoners fort auf den ihrigen.

Das Kind, was wohl instinktmäßig sich zu der einzigen Frau unter allen diesen wildbärtigen Männern hingezogen fühlen mochte, that gleich ganz vertraut mit ihr, und schlang seine Aermchen fest um ihren Hals, gleich als wolle es sie nie mehr verlassen. Diese Zuthunlichkeit des kleinen hübschen Knaben gewann ihm die Zuneigung der Frau Kalassan, in der die weibliche Natur sich immer mehr zu regen begann, bald in höherem Grade, und in einem so freundlichen Tone, wie es ihre rauhe, barsche Stimme nur irgendwie vermochte, sprach sie gar gute Worte zu ihm und tatschelte liebkosend sein kleines Lockenköpfchen mit ihren breiten, schwieligen Händen.

„So, so, mein Büble, sei nur ruhig, bist ja ein sauberes Büble," schmeichelte sie demselben weiter, und fragte dann in ungleich freundlicherem Tone, wie anfänglich, den Wachtmeister, auf welche Weise er denn eigentlich in den Besitz des Knaben gekommen sei, worauf dieser auch den ganzen Vorfall, wie er unsern Lesern ja schon bekannt ist, erzählte.

„Bizony igen, das ist denn so eine eigene Sach'," sprach die Frau Kalassan, nachdem der Josias Lichtenberger seine Geschichte, welche die lebhafte Theilnahme aller Anwesenden erregte, beendet hatte. „Da im Graben liegen lassen durfte Er das

Büble freilich nicht, denn dann wäre es ja elendiglich verkommen, und vorne auf dem Sattel kann Er es ja auch nicht während des ganzen Feldzuges mit sich herumschleppen. Wird also wohl nichts Anderes übrig bleiben, als daß ich den Jungen zu mir in den Wagen nehme, bis sich ein anderer Unterschlupf für ihn gefunden hat," fügte sie noch schließlich hinzu.

„Wußt' ich doch, daß die Kalassan ein zu braves Weib ist, als daß sie mir meine Bitte abschlagen könnte," meinte der Wachtmeister, der alten Freundin dankbar die Hand schüttelnd.

„Aber Hansel, Dummkopf verdammter, was stehst Du denn da, und schaust mich wie ein Holzkopf mit deinen Glotzaugen an. Fix, spute Dich, und mach' für den kleinen Buben hier ein gutes Strohlager in der Ecke zurecht, und leg' die dickste Kotze aus dem Wagen darauf, damit er ja recht warm schläft," fuhr sie gleich darauf den armen Trompeter an, der ganz erstaunt, mit weit aufgerissenen Augen, die Liebkosungen, mit denen die Frau Kalassan den ihm unbekannten Knaben behandelte, mit angesehen hatte. „Vorwärts, sollst nun auf Deine alten Tage auch noch eine Kindsmagd werden."

Der kleine Franzl, der wirklich der Ruhe auch schon sehr bedürftig war, wurde bald auf ein gutes Lager von Stroh und Decken gebracht, wo er auch gleich einschlummerte, die übrigen Anwesenden aber, und unter ihnen auch der alte Novodni, speisten in voller Behaglichkeit noch ein gutes Fleischgericht, was ihnen die Frau Kalassan bereitet hatte, und tranken die Gesundheit des neuen Pflegesohnes derselben in echtem Genever-Branntwein, wobei ihnen die Frau redlich Bescheid zu thun wußte. Auch der ehrliche Hansel, der als neue Kindsmagd von allen Anwesenden mit vielem Gelächter und gar mancherlei derben Witzworten begrüßt wurde, erhielt seine gehörige Portion Speise und Trank, die er denn auch mit großem Behagen, und ohne sich über seine weiteren Pflichten ferner viele Sorgen zu machen, verzehrte.

Viertes Kapitel.

Siegreiche Schlacht bei Neerwinden und deren Folgen. Der Erzherzog Karl erhält das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens, und macht bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des Findlings. Festlicher Einzug in Brüssel.

In einer stattlichen Linie aufmarschirt, hielt am 18. März 1793 das treffliche k. k. Dragoner-Regiment, bei dem der Wachtmeister Josias Lichtenberger stand, auf dem Schlachtfelde von Neerwinden. Ein Ehrentag war es heute wieder für das Regiment, denn seine vielerprobte Tapferkeit gegen den Feind sollte es abermals unter den Augen des Erzherzogs Karl selbst beweisen. Wie hatten die Dragoner dazu ihre Hüte mit den frischesten grünen Tannenreisern, die sie nur bekommen konnten, verziert. Vor Kriegsmuth blitzten freudig ihre Gesichter, und die Hände faßten die langen, funkelnden Pallasche so kräftig, daß es wahrlich eine Lust war, die stattlichen Reiter anzuschauen. Gibt es auch wohl einen schöneren Anblick, wie eine Schaar kampfesmuthiger Krieger, die, unter den Waffen stehend, mit Ungeduld des Augenblicks harren, wo es ihnen vergönnt ist, in heldenmüthigem Kampf gegen den Feind, Ruhm und Ehre ihren Fahnen zu erwerben. Wahrlich, wem bei solchem Anblick nicht das Herz im Busen höher schlägt, wer nicht die lebhafteste Begeisterung für den Kriegerstand fühlt, und den muthigen Soldaten, gleichviel, welchen Ranges er nun ist, ob General oder Korporal, höher schätzt wie alle übrigen Menschen, und mögen sie auch sonst vornehm, reich oder gelehrt sein, der ist kaum des Namens eines Mannes werth, und thäte besser, sich in einen

Weiberrock zu stecken und in feiger Ruhe hintern Ofen zu verkriechen.

Vor der Front seiner Schwadron hielt unser alter Bekannte, der Rittmeister Baron Vautremont. Einen ganz andern Anblick gewährte derselbe jetzt, als wie oft am Zechtische, wenn der Wein sein ohnedies rothes Gesicht noch mehr erhitzte, oder beim Würfeln oder Kartenspiel die Leidenschaft seinen ohnehin schon etwas schroff geschnittenen Zügen einen wirklich unheimlichen Ausdruck verleihen konnte. Der Schlachtentag war aber stets ein Festtag für den Rittmeister, und an der Spitze seiner Schwadron, die ihm bis in die Hölle nachgeritten wäre, zeigte er sich so recht in seinem vollen Glanze. So viel und gern er sonst auch trank, so war er doch stets, wenn er hoffte Gelegenheit zu finden, so recht in das Gefecht zu kommen, von äußerster Mäßigkeit im Genuß starker Getränke. „Brauch ich nicht zu saufen, um zu raufen gut, au contraire, muß sein mir der Kopf recht klar, denn in der Bataille soll ich haben ihn auch für alle meine Dragoner,“ pflegte er dann zu antworten, wenn Manche seiner Kameraden ihn wohl damit necken wollten, daß er an solchen Tagen gar so zimpferlich dem Wein oder gar Branntwein zuspreche.

In stolzer siegesmuthiger Haltung saß er auf seinem „Le Diable“, so hieß der große, kohlschwarze, normannische Hengst, den er in der Schlacht stets zu reiten pflegte. Ein wahres Streitroß war auch das starke edle Thier, und ganz dazu gemacht, einen edlen Ritter auf die blutige Wahlstatt zu tragen. Ungeduldig scharrte dasselbe jetzt mit den Vorderfüßen in dem tiefen Ackerboden, auf dem die Schwadron aufmarschirt stand, und schäumte so an dem Gebiß, daß das rabenschwarze Haar des Halses, mit den kleinen weißen Schaumflöckchen, ganz wie gesprenkelt war. Mochte der muthige Hengst seine Ungeduld aber auch noch so lebhaft zeigen, ruhig und fest, wie aus Eisen gegossen, saß sein Reiter auf demselben. Nur das blitzende, dunkle Auge blickte unaufhörlich hin und her, und suchte bald den Nebel, der die gegenüberstehende französische Linie nur

in unbestimmten Umrissen erscheinen ließ, zu durchdringen, flog aber dann auch wieder über die lange Reihe der eigenen Dragoner. Dann zuckte wohl ein Lächeln des Stolzes und der Zufriedenheit über die gebraunten Züge des alten Offiziers, und man sah ihm deutlich an, wie überglücklich er sich fühle, jetzt hier als Rittmeister vor der Front dieser tapferen Soldaten zu halten. Es lag in solchen Augenblicken so etwas Edles, Stolzes, Achtunggebietendes in dem ganzen Ausdruck des Baron Vautremont, daß wer ihn so sah, ein ganz anderes Bild von ihm gewinnen mußte, als wie er bei seinen zügellosen nächtlichen Trinkgelagen leider nur zu oft zu zeigen pflegte.

Unweit von dem Rittmeister hielten die übrigen Offiziere der Schwadron, sämmtlich ebenfalls die freudige Hoffnung auf baldigen Kampf in ihren Gesichtern zeigend. Trugen sie doch Alle des Kaisers von Oesterreichs Farben, und war es daher eine heilige Pflicht der Ehre für sie, jeden Schlachttag mit Freude zu begrüßen. Ein feiger Soldat, der zittert und zagt, wenn er in das Gefecht gehen soll, ist schon etwas Erbärmliches, ein feiger Offizier gibt aber ein so verächtliches Schauspiel ab, daß man nur mit Abschen die Augen von ihm wegwenden muß. Genießt der Offizier mit Recht sonst in Allem so mancherlei Vorzüge vor seiner Mannschaft, so ist es dafür auch seine heilige Pflicht, im Kampf derselben immer voran zu gehen und stets ein hellleuchtendes Beispiel jeglicher Soldatentugend derselben zu zeigen. Wer hiezu nicht Kraft und Muth genug in sich fühlt, der ergreife lieber die Nadel des Schneiders oder die Elle des Krämers, statt den Degen des Offiziers; er schändet sonst nur sich und seinen ganzen Stand, und verdiente eher eine Kugel vor den Kopf, als Ehre und Ansehen. Solche erbärmliche Wichte hat zum Glück das Heer des Kaisers von Oesterreich von jeher in nur sehr geringer Zahl in seinen Reihen gehabt, und das Dragoner-Regiment, das jetzt hier in aller Schlachtordnung aufmarschirt stand, besaß wahrlich Keinen in seinem Offizierscorps. Offiziere wie Mannschaft desselben waren

durchgängig vom besten Geiste beseelt und voll der Ehre, diesem tapferen Regimente angehören zu dürfen.

An dem linken Flügel des ersten Gliedes der vom Rittmeister Baron Vautremont befehligten Schwadron hielt der alte Wachtmeister Josias Lichtenberger auf seinem getreuen Schweißfuchs Michel. Die ruhige Kaltblütigkeit, welche einen so wesentlichen Charakterzug des Lichtenbergers ausmachte, zeigte sich auch diesmal wieder so recht. Als wenn das Regiment zur Parade und nicht zur blutigen Schlacht ausgerückt wäre, so gleichmüthig und gänzlich unbekümmert um das, was kommen sollte, sah der Wachtmeister aus. Keine Ungeduld, keine Siegeszuversicht, wie bei so vielen Andern im Regiment, war in seinen Zügen ausgedrückt; gleichmüthig, ja fast theilnahmlos sahen sie aus. Es lag aber auch wieder etwas so Festes und Zuversichtliches in denselben, man sah es dem Manne so deutlich an, daß auch sein Gesicht nicht anders aussehen würde, wenn jetzt der Befehl käme, daß seine Schwadron unmittelbar auf die mörderischte feindliche Batterie losreiten müßte, daß diese äußere Starrheit nicht den unangenehmen Eindruck machte, wie sonst leicht hätte der Fall sein können. Ebenso gleichmüthig und unbeweglich wie sein Reiter, war auch der alte Schweißfuchs Michel. Viele der andern Pferde scharrten ungeduldig mit den Füßen, schnaubten und pruhsteten, schüttelten die Köpfe hin und her, daß der Schaum davon spritzte, oder spitzten unruhig die Ohren, wenn hie und da einige Kanonenschüsse verkündeten, daß der Kampf an mehreren andern Stellen des Schlachtfeldes schon begonnen habe; der Michel aber rührte weder Fuß noch Kopf, und stand so leblos da, als wenn er wirklich aus Holz geschnitzt sei. Es schien in der That, als wenn das kluge Thier schon aus vielfacher Erfahrung wisse, daß heute noch ein sehr heißer Tag für ihn kommen würde, an dem es seine Kräfte nur mehr als zu viel anstrengen müsse, daher es gut thue, dieselben jetzt noch zu schonen. Der Michel hatte schon Manches von seinem Reiter mit angenommen und war ruhig und gleichmüthig, da-

her aber auch fest und ausdauernd, wenn es wirklich galt, seine Kräfte recht zu gebrauchen.

Zwischen dem alten Wachtmeister und dem Novodni, ebenfalls ein Bild der Ruhe und Zuversicht, hielt im ersten Gliede der Schwadron ein noch junger Kadet, der vom Rittmeister der besonderen Aufsicht der beiden vielbewährten Reitersmänner anempfohlen war. Einem vornehmen Grafengeschlecht des Kaiserstaates gehörte der kleine Kadet an, der erst vor wenigen Wochen aus Wien dem Regimente nachgeschickt worden war. Seine ersten Rittersporen sollte der junge Sprößling eines alten Heldengeschlechtes, das dem hohen Kaiserhause schon so manche verdiente Kriegsmänner seit Jahrhunderten geliefert hatte, in dieser Schlacht verdienen, und es war daher natürlich, daß er eine größere Aufregung, als die alten Reiter zu seinen Seiten, die derartige Sachen schon längst gewohnt waren, zeigte. Wie Milch und Blut, so frisch sah sein jugendliches Gesicht aus, in dem fast noch keine Spur von Bart sich zeigte, und die hellbraunen Augen in demselben schauten gar lebendig in die Welt hinaus. Eine gewisse Aufregung, ein eigenes Gefühl zwischen Kampfeslust und doch auch banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, wie wohl die meisten jungen Soldaten, die das erste Mal in das Gefecht kommen, es empfinden werden, erfüllten jetzt den Kadeten. Unruhig rückte er in dem Sattel hin und her, hob sich bald in dem Bügel, um besser so in die Ferne sehen zu können, und wandte bald rechts, bald links den Kopf, seine beiden stummen Nebenmänner im Gliede mit gar vielen Fragen bestürmend. Zwar waren die Antworten, die der Wachtmeister ihm ertheilte, einsilbig genug, — der Novodni begnügte sich, nur stets ein „ich nicht weiß, pane Kadet" auf alle Anreden zu antworten; — der junge unruhige Mensch ließ sich aber so leicht nicht dadurch zum Schweigen bringen. So etwas war nun gerade nicht nach dem Geschmack des alten Josias Lichtenberger, und ein finsteres „Potz Teufel, Kadet, so halten's doch endlich das Maul, und bleiben auch ruhig im Sattel sitzen, oder Sie reiten Ihrem Braunen wahrhaftig noch heute einen Sattel-

druck, und dann läßt Sie der Rittmeister eben so gut wie alle Andern Sattel und Zeug auf dem Rücken schleppen," womit dieser ihn endlich anschnauzte, bewies ihm nur zu deutlich, daß der alte Wachtmeister nur sehr wenige Rücksicht auf seine hochgräfliche Geburt zu nehmen gesonnen war. Dem Lichtenberger galt nur der Rang, den sein Kaiser dem Soldaten verlieh, wer dieser sonst war, ob ein Grafen- oder Schneiderssohn, war ihm ganz gleich. Tiefe Schamröthe überzog bei dieser barschen Ermahnung des Wachtmeisters das Gesicht des Kadeten, und eine finstere Wolke des Unmuths bedeckte seine Stirn. Wohl nahm er sich in dem Augenblick vor, dem unfreundlichen Manne es tüchtig wieder zu vergelten, wenn er erst Offizier und dann sein Vorgesetzter geworden wäre. Solche böse Gedanken waren jedoch nur vorübergehend, denn von Tage zu Tage mehr lernte der Kadet den großen militärischen Werth des alten Wachtmeisters erkennen, ließ sich gern von ihm in dem verschiedenen kleinen Dienst, den ein tüchtiger Reiter-Offizier aus dem Grunde kennen muß, unterweisen, und ehrte, als er nach einigen Monaten zum Lieutenant ernannt worden war, in demselben stets seinen tüchtigen Lehrmeister, wie er auch keinen besseren im ganzen k. k. Heere hätte finden können. Ist es einem jungen Kadeten, der eben erst in ein Regiment kommt, doch sehr heilsam, wenn er einen recht strengen Wachtmeister zum Lehrer erhält, und wenn dabei auch manchmal ein etwas grobes Wort mit vorfällt, so kann das auch weiter nicht schaden. Im Dienst kann man nun seine Reden nicht immer auf die Wagschale legen, das ist nun einmal gewiß.

Der junge Kadet hatte so eben erst seine etwas barsche Zurechtweisung von dem alten Lichtenberger erhalten, als die erste feindliche Kanonenkugel ankam, mit gewaltigem Sausen dicht über die Köpfe der Dragoner hinwegfuhr, und dann unweit von dem Regimente in die Erde schlug. Unwillkührlich fast hatte der junge Kadet sich tief gebückt, als die Kugel so über seinem Haupte hinwegsauste, und mehrere andere Dragoner im Regiment, deren erstes Gefecht dies war, hatten es ebenfalls

nicht anders gemacht. Dem scharfen Auge des Rittmeisters, der sich sogleich im Sattel umdrehte, um zu sehen, wo die Kugel wohl eingeschlagen haben könne, war dies nicht entgangen. „Sacristie, Kadet, nicht unnütz höflich sein und dem Feind machen ein Compliment; für einen Edelmann schickt sich das nicht!" verwies er denselben. Blutroth vor Scham und Verlegenheit ward bei dieser Verweisung wieder der junge Kadet, und als gleich darauf die zweite — dritte — vierte Kanonenkugel angesaust kam, wußte er sich mit männlichem Muthe zu bezwingen, und blieb so stramm im Sattel sitzen, wie nur der Rittmeister selbst oder die beiden alten kampfgewohnten Veteranen, in deren Mitte er hielt. „Gut so, Kadet, fahr Sie so fort, werde Sie ein brave Offizier im Dienst unseres Kaisers!" lobte jetzt der Rittmeister, und diesmal vor Freude roth ward der Kadet.

„Sacristie, wollt Ihr wohl sitzen grade! Wer nochmals will machen Diener, was nicht stehen im Reglement, kriegen Straf'!" wetterte aber jetzt der Rittmeister einigen Dragonern zu, die immer noch bei jeder neuen Kugel, die über ihre Köpfe hinflog, sich tief bückten. Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, da kam wieder eine Kugel angesaust, flog aber diesmal nicht über dem Regimente fort, sondern schlug in dem zweiten Gliede, einige Rotten hinter dem jungen Kadeten, ein. Ein Pferd nebst seinem Reiter, einem noch nicht lang dienenden Soldaten, ward zu Boden gerissen, ein zweites so am Vorderfuß getroffen, daß es vor Schmerz hoch sich aufbäumte und mit dem darauf sitzenden Manne rückwärts überschlug. Von dem Schuß erschreckt, prallten einige Pferde rechts und links seitwärts, oder wollten aus dem Gliede sich herausdrängen, so daß mehrere Augenblicke eine ziemliche Verwirrung im ganzen Zuge herrschte.

„Sacristie, was seien das für Wirthschaft! Ruhig auf dem Fleck gehalten, oder ich werde Euch Ruhe beibringen! Der Erste, der nicht hält, wo es sich gehört, werde ich lehren die Ordnung!" erscholl die kräftige Stimme des Rittmeisters. Zwei

Korporale, die hinter der Front gehalten hatten, waren übrigens sogleich aus den Sätteln gesprungen, um sowohl die verwundeten Pferde wie Menschen aus dem Gliede fortschaffen zu helfen. „Jesus Maria, was habe ich für Schmerzen!" wimmerte der verwundete Dragoner, dem die Kugel beide Füße unterhalb des Knies fortgerissen hatte. Der Unglückliche war kaum noch zu retten, obschon der Regimentsarzt, der ebenfalls rasch herbeigekommen war, ihm sogleich einen Nothverband anlegte und seine Fortschaffung auf den vor Kugeln geschützten Verbandplatz anordnete. Der blutige, vor Schmerz wimmernde Verwundete hatte einen schaurigen Eindruck auf den jungen Kadeten, der solchen Anblick zum erstenmal in seinem Leben hatte, gemacht, er wechselte die Farbe, und ein gewisses bängliches Gefühl war deutlich auf seinem Gesichte ausgedrückt.

„G'rad ausschauen, Kadet, drehen Sie nicht den Kopf um. Sie sind kein Doctor, und was hinten vorgeht, darf Sie nicht kümmern!" ermahnte aber der alte Lichtenberger, der dies wohl bemerkt hatte, um so dem jungen Mann die Gelegenheit zu nehmen, die traurigen Bilder der Verwundung weiter zu betrachten. Mehrere Kugeln schlugen jetzt noch in das Regiment, und wiederholt stürzten einzelne Dragoner todt oder verwundet zusammen. Die unangenehmste Lage, die es nur für jede Truppe geben kann, nämlich ruhig auf einem Platze zu halten, und sich selbst von den Feinden beschießen zu lassen, ohne nur die Waffen dagegen gebrauchen zu können, war dem Dragoner-Regiment jetzt zu Theil geworden, und eine harte Feuerprobe mußte der junge Kadet gleich anfänglich an seinem ersten Gefechtstage bestehen.

„Ruhig im Gliede, ruhig im Gliede, die Verwundeten gleich fortgeschafft; die Pferde, deren Füße abgerissen sind, mit der Pistole erschossen!" commandirten die Stabsoffiziere der einzelnen Divisionen, und ihnen nach wieder die verschiedenen Rittmeister derselben.

„Aufgepaßt, Sacristie, festgeschlossen und keine Lücken in den Rotten!" donnerte der mächtige Baß des Baron Vautre-

mont zwischen dem immer lauter schon werdenden Lärm der Schlacht. „Schnell die Blessirten fort und die todten Pferde aus dem Gliede! Werd' ich Euch lehren aufpassen, sacre mille de tonneres!" fluchte er wieder, als ein arg verwundetes Pferd, das vor Schmerz sich auf dem Boden wälzte und heftig mit allen vier Füßen um sich geschlagen hatte, eine Unordnung im Gliede hervorbrachte.

„Grauseliches Vieh vom Korporal, laß ich Ihn schließen nach der Bataille auf 24 Stunden krumm wie einen Fiedelbogen!" schnaubte er einen etwas ungeschickten Unteroffizier an, der durch sein dummes Benehmen die Unordnung eher mehr vergrößert als beseitigt hatte.

„So recht, alle Mann wieder auf den Platz, wohin sie gehört!" rief er bald darauf mit zufriedenem Tone, als die Ordnung schnell wieder hergestellt wurde.

„Sacristie, jetzt wollt' ich, die Ordre käm' bald zur Attaque. Seien das eine verfluchte Sache, so hier zu halten ruhig, nichts haben zu thun, und machen nur die Scheib für die französische Kanonier," sprach er halblaut zu dem neben ihm haltenden Oberlieutenant seiner Schwadron.

Immer lebendiger fing jetzt auf allen Seiten des Schlachtfeldes das Gefecht an.

Unter vollem Trommelschall und lärmendem Geschrei, aus dem man bisweilen die lauten Rufe „Vive la republique! — en avant! — en avant!" deutlich heraushören konnte, setzte sich die französische Infanterie-Division Lamarche gegen die k. k. österreichische Linie in Bewegung. Mit dem lebhaften Ungestüm, das den Angriff des französischen Fußvolkes so häufig auszeichnet, drangen sie vor, und trotz der muthigsten Gegenwehr der k. k. Bataillone ward das Dorf Racans von ihnen im Sturm genommen. Selbst Neerwinden, das später der ganzen Schlacht den Namen gab, gerieth in die Gewalt der Franzosen, die nun schon in voreiliger Siegesfreude glaubten, daß der Gewinn des Tages ihnen gehöre. So leicht ging die Sache aber nicht, wie die übermüthigen Feinde sich einbilden mochten, denn zu

brave Truppen standen ihnen gegenüber. Der k. k. General Graf Colloredo sammelte aufs Neue die zwar augenblicklich zurückgedrängten, aber dadurch nicht im mindesten entmuthigten k. k. österreichischen Truppen. „Hurrah, hurrah, vorwärts, das Dorf müssen wir wieder haben!“ erscholl es laut in den Reihen derselben, und mochte auch nun das feindliche Feuer noch so verheerende Wirkung haben, in unaufhaltsamem Sturmschritt ging es vorwärts, bis die Fahne mit dem Doppeladler aufs Neue in dem wiedereroberten Dorfe Neerwinden wehte. Wieder aber stürmten nun die Franzosen, welche sich diesen wichtigen Mittelpunkt der Schlacht nicht wollten entreißen lassen, in ungeheurer Uebermacht dagegen an. Die beiden französischen Divisionen Neylly und Leveneux vom Obergeneral Dumouriez selbst beordert, stürmten in unwiderstehlichem Anprall auf Neerwinden los, so daß dasselbe von den Oesterreichern trotz der muthigsten Gegenwehr nochmals geräumt werden mußte. Jetzt aber donnerte das k. k. österreichische Geschütz mit so furchtbarer Gewalt gegen Neerwinden, daß es den Franzosen nicht gelingen wollte, sich in dem eroberten Orte nochmals festzusetzen. Das Dorf stand fast ganz schon in Flammen, Berge von Leichen bedeckten förmlich die Straßen desselben und versperrten häufig den Stürmenden den Weg, da drang die k. k. Infanterie zum zweiten Mal in dasselbe ein, und abermals mußten die Franzosen sich zur Flucht wenden. Aber muthige Truppen waren es, dies Zeugniß kann ihnen die unpartheiische Gerechtigkeit nicht verweigern. Ihren Generalen, obschon ein großer Theil derselben schon gefallen oder verwundet war, gelang es bald wieder, die Zerstreuten zu sammeln. Der Obergeneral Dumouriez, der wohl wußte, was an dem heutigen Tage auf dem Spiele stand, setzte sich persönlich an die Spitze der Sturmcolonnen, und im nochmaligen Sturm ward Neerwinden zum dritten Male genommen. Waren aber die französischen Infanteristen muthig und tüchtig, so waren es die k. k. österreichischen wahrlich nicht minder. „Das Dorf müssen wir wieder haben, koste es, was es wolle!“ erscholl es in den Gliedern, und nun „Hurrah — drauf

und dran, was fällt das fällt, wir Anderen müssen hinein," und so ging es fort, und mochte die Vertheidigung des Feindes auch noch so verzweifelt sein, es wurde nicht eher Halt gemacht, bis das ganze Dorf Neerwinden vollständig wieder in dem Besitz des k. k. Heeres war. Dieser letzte heldenmüthige Sturm der Oesterreicher hatte die Franzosen endlich entmuthigt, solcher standhaften Ausdauer fühlten sie auf die Länge sich nicht gewachsen, sie flohen in ziemlicher Unordnung zurück, und gaben den Versuch, die rauchenden Ruinen — denn mehr war von dem ganzen Dorfe nicht übrig geblieben — nochmals zu nehmen, gänzlich auf. Neerwinden blieb von nun an ungestört in dem Besitz der k. k. Truppen, und konnte so der siegreich gewonnenen Schlacht mit vollem Recht seinen Namen verleihen.

Während der Kampf hier so auf das Heftigste tobte, und das Blut vieler tapferen Soldaten von beiden Seiten das Schlachtfeld röthete, ging es auf den anderen Stellen desselben nicht minder hitzig zu.

Die Dörfer Oberwinden und Racour, die sich noch in der Gewalt der Franzosen befanden, mußten ebenfalls noch genommen werden, oder der Gewinn der Schlacht war nicht vollständig. Jetzt kam auch endlich für das uns bekannte Dragoner-Regiment der schon so lange ersehnte Befehl zur Attaque. Ein Adjutant des k. k. Feldzeugmeisters Clerfait, der diesen Flügel kommandirte, kam in vollem Galopp angesprengt, den Befehl zu bringen, daß die Dragoner sich gegen die Feinde in Bewegung setzen sollten, um das tapfere k. k. Infanterie-Regiment Anton Esterhazy, welches das Dorf Racour nochmals erstürmte, zu unterstützen.

„Specie, Du sagen gute Worte, — sind wir wieder beisammen, trinken wir so viel Champagner, als nur ist zu haben!" rief in seiner Freude der Rittmeister Baron Vautremont dem Adjutanten zu, als dieser dem Obersten den Befehl zur Attaque gebracht hatte.

„Und nun — Ihr zeigt wieder, daß Ihr seid die braven

Dragoner" war die kurze Ermahnung, die er mit seiner mächtigen Baßstimme seiner Schwadron zurief.

„Jetzt Obacht gegeben, Kadet, fest in den Bügeln und kurz die Zügel, daß Sie den Gaul in der Gewalt haben, und dann nicht bloß an das Draufgehaue, sondern auch an das Pariren gedacht. Ich werd' Sie nicht aus den Augen verlieren, und helfen, wenn es sein muß," ermahnte der alte Josias Lichtenberger noch in aller Eile den neben ihm reitenden Kadeten. Jetzt schmetterte der Stabstrompeter das Signal zum Trabe, und ihm nach die übrigen Signal-Trompeter, und vorwärts in den Feind rasselten die Dragoner. Die tapferen Blankenstein-Huszaren, die in diesem Feldzuge zuerst den Grund zu ihrem in allen späteren Kriegen von den Franzosen so gefürchteten Ruhm legten, attaquirten ebenfalls zur Seite der Dragoner. Dies veranlaßte einen heldenmüthigen Wetteifer zwischen diesen beiden so überaus tüchtigen Regimentern. Jedes wollte es womöglich dem andern noch zuvorthun, und schlecht bekam solcher Kampfeseifer den Franzosen. In lebhaftem Gefecht mit der französischen Infanterie waren bald die Dragoner begriffen. Wie sausten die scharfen Pallasche auf die Köpfe der Infanteristen herab, und mancher Franzose fand hier seinen Tod durch die k. k. Reiterhiebe. Aber gewandt wußten auch diese sich zu vertheidigen, und ihre Flintenschüsse, Bajonnetstiche und Kolbenschläge waren nicht ohne Wirkung. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, da wo die Feinde am dichtesten standen und die Gefahr am größten sich zeigte, war der tapfere Baron Vautremont zu finden. Ohne die Leitung seiner Schwadron dabei aus den Augen zu verlieren, kämpfte er persönlich wie der verwegenste Reiter mit, und vom Blute der niedergehauenen Feinde geröthet war schon die Klinge seines schweren Pallasches.

„Sacristie, Coujon," wetterte er einem französischen Voltigeur zu, der seine Flinte eben aus großer Nähe auf ihn abgefeuert hatte, so daß die Kugel ihn leicht an der linken Schulter streifte, und nun mit dem Bajonnete auf gewandte Weise sich

vertheidigend, einen heftigen Stoß auf das Roß des Rittmeisters damit führen wollte. Aber seinen Hengst rasch auf die Seite werfend, so daß der Stoß fehlging, zu gleicher Zeit aber den Flintenlauf des Franzosen durch einen Pallaschhieb auf die Seite schlagend, und nun sich etwas in den Bügeln hebend, in einem zweiten Hiebe seine Klinge mit voller Kraft auf den Kopf des Franzosen darniedersausen lassend, so daß dieser mit völlig zerspaltenem Schädel auf der Stelle todt zusammenstürzte, war das Werk eines Augenblickes. Und gleich darauf seine Schwadron musternd, bemerkte er, daß dieselbe in dem Einzelgefechte, wie es bei derartigen Gelegenheiten häufig vorkommt, wohl etwas zu weit auseinander gekommen sein möchte. „Sammlen, mehr sammlen, die Messieurs les Officiers wollen halten größere Akkuratesse in ihr Zügen!" schrie er mit seiner Stentorstimme, so daß dieselbe allmälig durch das große Gelärme des Kampfes hindurchdrang.

Gar wacker benahm sich auch bei diesem Gefecht der junge Kadet, und zeigte sich des edlen Heldenblutes würdig, das in seinen Adern rollte. Im Anfang war es ihm wohl ein etwas banges Gefühl, wie er so die Menge der feindlichen Infanterie mit ihren blitzenden Musketenläufen und Bajonnetspitzen, auf die er nun einreiten sollte, in langer Linie vor sich aufgestellt stehen sah. Einige kurze Augenblicke dauerte dies Unbehagen, welches wohl jeder junge Soldat, der zuerst in den Kampf kommt, haben wird, dann schämte er sich dessen und suchte mit Macht es zu bezwingen. Und als nun die erste Salve der feindlichen Infanterie überwunden war und es zum Handgemenge selbst kam, überhaupt der Kadet mehr wie eine Gelegenheit fand, seinen Pallasch, den er schon ganz gewandt zu führen verstand, zu gebrauchen, da war auch das Fürchten gänzlich verschwunden, und mit gleicher Lust, wie der erprobteste Reiter, nahm er am Kampfe Theil. Bald jedoch wäre es dem jungen, noch etwas unerfahrenen Kadeten gar schlimm ergangen, und dies erste Gefecht auch gleich sein letztes geworden. Ein recht wildbärtiger französischer Soldat, der so ein echter Kämpfer der

Revolution zu sein schien, hatte den jungen Kadeten, den er sogleich als Neuling erkannte, besonders auf's Korn genommen. Zwar hatte dieser schon einen herzhaften Pallaschhieb nach dem Feind, der durch sein übermüthiges Lachen seinen Zorn noch mehr reizte, geführt, den der gewandte Franzose aber mit seinem Flintenlauf zu pariren und dann mit einem schnellen Sprung die linke Seite seines Gegners zu gewinnen wußte. Diesen Vortheil nun benutzend, holte der Franzose zu einem heftigen Stoß mit dem Bajonnete aus, und hätte den Kadeten gewiß auch schwer getroffen, wenn nicht plötzlich der alte Wachtmeister Josias Lichtenberger ihm Hülfe gebracht hätte. Mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit hatte der die Gefahr, in welcher sein junger Schützling schwebte, wohl erkannt, und dem Michel, der jetzt wieder alle Vorzüge eines tüchtigen Pferdes für das Gefecht entwickelte, die Sporen gegeben, so daß dieser mit mächtigem Satz ihn neben den französischen Infanteristen brachte. Und wie nun dieser eben zum Stoß gegen den Kadeten die Arme vorstreckte, da hieb auch zugleich der Wachtmeister mit seinem Pallasche ihn so heftig von oben herab in die rechte Schulter, daß das Gewehr zu Boden fiel und der Arm kraftlos an der Seite hinunterbummelte. „Der hat für alle Zeiten genug, Kadet!" rief der Wachtmeister noch aus; Michel bekam dann wieder seine Spornstöße, und war im nächsten Augenblicke schon an einer andern Stelle des Kampfgewühles, wo sein Reiter frische Nahrung für seine geschäftige Klinge zu finden hoffen konnte.

Trotz ihres hartnäckigen Widerstandes ward endlich die feindliche Infanterie an dieser Stelle des Schlachtfeldes von den k. k. Dragonern zurückgedrängt, und etwas verschnaufen konnte sich Roß und Reiter von ihrer gehabten Anstrengung. Sie war nicht gering gewesen, der weiße Schaum stand den meisten Pferden dick am Halse, und auch die Dragoner sahen erhitzt und mitgenommen aus. In den Dörfern Racour und Oberwinden raste der blutige Kampf inzwischen mit ungeschwächter Heftigkeit fort. Hin und her schwankte das Schicksal dieser

Dörfer, die bald von den Franzosen, und dann wieder abwechselnd von den Oesterreichern erstürmt wurden. An der Spitze der tapferen k. k. Grenadier-Bataillone Rousseau, Löwen und Morzin erstürmte der Feldmarschall-Lieutenant Alwintzy wiederholt das Dorf Oberwinden, bis es endlich dem aufopfernden Muthe seiner Soldaten gelang, sich trotz des heftigen französischen Geschützfeuers, das mit verheerender Gewalt in ihren Reihen wüthete, für immer in demselben festzusetzen. Den Kampf durch eine überlegene Menge Kavallerie auf dieser Seite des Schlachtfeldes endlich zu beenden, beschloß nun der Feldzeugmeister Clerfait, und durch das Gewühl der Schlacht sprengten seine Adjutanten nach allen Seiten fort, den verschiedenen Kavallerie-Regimentern den Befehl zu bringen, sich zu concentriren.

Ausgeruht hatte sich unterdeß auch das Dragoner-Regiment, in dessen Mitte wir unsere Leser bisher versetzten, und mit frischen Kräften und neuem Muth konnten Roß und Reiter wieder die Attaque beginnen. Nicht geringe Verluste hatten die Schwadronen schon an dem heutigen Tage erlitten, und kleiner waren die Züge geworden, da manche Reiter, die am Morgen noch so kampfmuthig auf ihren Rossen gesessen, jetzt schon als Leichen die Wahlstatt bedeckten, oder als Verwundete unter den Händen der Chirurgen seufzten. Sagt das alte Soldatenlied doch eben so schön wie wahr:

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod,
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Drei Schwadronen Blankenstein-Huszaren, zehn Schwadronen der Kürassier-Regimenter Zeschwitz und Nassau bildeten mit den acht Schwadronen Dragoner vereint die k. k. Kavallerie, welche unter dem Befehl eines Generals hier zusammengezogen waren. Jetzt brachte ein Adjutant auf weißschäumendem Rosse den Befehl zur Attaque, die Trompeter auf der ganzen

Linie bliesen die Signale, und gleich einer Wetterwolke rasselte diese ganze Reitermasse gegen den Feind. Dumpf dröhnte förmlich die Erde von den Hufschlägen so vieler Rosse, und bis auf den letzten Halm zertreten waren die üppigen Saatfelder, durch welche die Masse sich wälzte. Solchem gewaltigen Ansturm vermochte die erste Linie der feindlichen Truppen nicht zu widerstehen, sie rollte sich auf, ward durchbrochen, und gab die zweite Linie den Angriffen der Reiterei Preis. Hier aber standen mit die besten Kerntruppen des französischen Heeres, und vom Boden, welcher den Pferden der Reiter manche Hindernisse bereitete, begünstigt, wußten sie standhafte Gegenwehr zu leisten. Zwar konnten die Franzosen nicht wieder vordringen, und das ihnen abgewonnene Terrain vermochten sie nicht mehr zu erkämpfen, ihr lebhaftes, wohlgeordnetes Feuer hielt aber auch die k. k. Reiterei von weiterem Vordringen ab. Die bald eintretende Dunkelheit des Märztages machte hier den beiderseitigen Kämpfen allmälig ein Ende, und vergönnte so den bis auf das Aeußerste ermüdeten Truppen sich von der elfstündigen Blutarbeit etwas zu erholen.

Glänzender noch war übrigens der Sieg, den die k. k. Truppen auf dem rechten Flügel ihrer Schlachtordnung sich erkämpften. Hier kommandirte der jugendliche Erzherzog Karl in eigener Person, und die Gegenwart dieses schon jetzt in so hohem Grade sich auszeichnenden Führers begeisterte die unter ihm stehenden Truppen bis zur äußersten Todesverachtung. Wie ein Felsen, gegen den die wildbewegten Wellen des Meeres in unmächtiger Wuth sich brechen, stand das brave k. k. Regiment Sztarray hier im heftigsten feindlichen Feuer und wich und wankte nicht, wenn auch die französischen Kugeln noch so große Lücken in seinen Reihen rissen, und mit demselben wetteiferte ein Bataillon von Joseph Colloredo. Die Grenadier-Bataillone Brechainville und d'Alton wurden endlich diesen schon bis auf das Aeußerste erschöpften Truppen zur Hülfe geschickt, und da auch die Franzosen immer neue Truppen in das Feuer führten, und diese ebenfalls mit einem Muthe kämpften, den die fran-

zösische Infanterie fast in allen ihren Schlachten stets gezeigt hat, so entbrannte der Kampf immer heftiger und heftiger. Das Dorf Dormael bildete hier den Schauplatz der wüthenden Kämpfe, und ebenso, wie die vorhin schon angeführten Ortschaften, war dasselbe abwechselnd in dem Besitz der Franzosen und k. k. Truppen. Ueber drei Stunden hatte das lebhafte Kleingewehrfeuer hier ununterbrochen schon geknattert, da war endlich den Truppen, die unter des Erzherzogs persönlichem Befehl fochten, ihre Munition gänzlich ausgegangen. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen, es galt nun, für die Oesterreicher die letzte Kraft daran zu setzen, um denselben für sich zu gewinnen und den Sieg hier zu erringen.

Mit dem Schießen aufzuhören und dem Bajonnet die Hauptentscheidung anzuvertrauen, gebot jetzt der Erzherzog und setzte sich selbst an die Spitze des Regiments Sztarray, was bisher schon so viel geleistet hatte. Wo ein Sprößling des hohen Erzhauses Oesterreich sich persönlich an die Spitze einer Truppe stellt, da wird jedes Regiment, was die Ehre hat, die kaiserlichen Farben in seinen Fahnen führen zu dürfen, gewiß kein Opfer scheuen, sich eines solchen Anführers würdig zu zeigen, so auch jetzt wieder, wie schon so oft, vor und nach dieser blutigen Schlacht bei Neerwinden der Fall gewesen ist. Unaufhaltsam stürmten die braven Soldaten von dem Regimente Sztarray fort, und wenn auch noch so viele derselben durch die feindlichen Kugeln zerschmettert wurden, keinen Augenblick stockte ihr Angriff, bis das wichtige Dorf Dormael, was von den Franzosen mit äußerster Anstrengung vertheidigt ward, endlich glücklich von ihnen genommen ist. Auf des Erzherzogs Befehl mußten nun auch die ungarischen Huszaren vom Regimente Esterhazy und vier Kürassier-Schwadronen der Regimenter Zeschwitz und Coburg diesen Angriff der Infanterie unterstützen. Hussah, das war denn eine wahre Freude für die schneidigen Huszaren und Eisenreiter, die bei dieser Gelegenheit so recht in Tapferkeit und sonstiger Reitertüchtigkeit mit einander wetteifern konnten. Drauf und dran ging es, die Pferde schnaubten, die

Säbel und Pallasche klirrten, und mochte die französische Infanterie auch hier wieder mit ihrem altgewohnten Muthe sich vertheidigen, es half ihr Alles nichts, sie mußte den Rückzug antreten, der nach und nach, wie die siegreiche k. k. Kavallerie immer heftiger nachdrang, bald immer mehr in wilde Flucht ausartete. Selbst ihr Geschütz ließen die Franzosen hier auf diesem Platze im Stich, und eine Anzahl erbeuteter Kanonen fiel in die Gewalt der siegreichen Oesterreicher. Vollständig gelungen war auf dieser Seite des Schlachtfeldes der Sieg, und ein schönes Reis zu seinem später noch so vollen Lorbeer-Kranze hatte der Heldenjüngling Erzherzog Karl sich hier wieder gepflückt. Die immer mehr zunehmende Dunkelheit, welche es zuletzt fast verhinderte, Feind und Freund von einander zu unterscheiden, machte auch hier der Verfolgung von Seiten der siegreichen Oesterreicher bald ein Ende und rettete die Franzosen vor weiteren Verlusten.

Auf der überall erkämpften blutigen Wahlstatt konnte das k. k. Heer sich lagern, und wenn auch Tod oder Verwundung sehr empfindliche Lücken in den Reihen der meisten Regimenter gerissen hatten (nahe an 3000 Mann waren getödtet oder verwundet worden), so war die Stimmung der Truppen doch eine sehr freudige.

Wird nach einem glorreich erfochtenen Siege ein gleiches Gefühl doch bei jeder Truppe herrschen. Wie leicht vergißt dieselbe dann Hunger und Durst, Kälte oder sonstiges Ungemach der Witterung, ja selbst den Schmerz über den Verlust so mancher getödteter oder verwundeter Kameraden, während nach einer erlittenen Niederlage alles Dies doppelt unangenehm empfunden wird.

Während nun das Dragoner-Regiment, seines alten Kriegsruhmes würdig, so tapfer in dieser denkwürdigen Schlacht bei Neerwinden mitfocht, befand sich der Marketender-Karren der Frau Kalassan, wie immer bei solchen Gelegenheiten üblich, hinten bei der Bagage. In einen warmen Mantel eingehüllt, den ihm ein in der nützlichen Schneiderkunst geübter Soldat in

aller Eile aus dem alten Reitermantel eines mit dem Tode abgegangenen Dragoners zurecht gemacht hatte, saß der kleine Franzl Aldenhoven gut und sicher auf der hintersten Stelle des mit einem Leinwanddache überzogenen Karrens. Zwischen einer Tonne mit Branntwein und einem Kistchen mit Tabak war sein Lager aufgeschlagen, und trotz dieser ziemlich stark duftenden Umgebung schien das Knäblein sich ganz behaglich auf seinem Platze zu fühlen. Schon ganz eingewohnt hatte sich das Kind in den vierzehn Tagen, die es sich nun unter der Obhut der Frau Kalassan befand, bei derselben, und war so munter und zuthunlich gegen die alte Frau, als sei dieselbe von jeher seine Mutter gewesen. So wie es sie nur kommen sah, streckte es schon verlangend die Aermchen nach ihr aus, und wußte in seiner französischen Sprache schon mehrere vertrauliche Worte derselben zuzustammeln. Verstand zwar die Alte diese auch nicht gut, so freute sie sich doch darüber, wie sich denn überhaupt ihre Zuneigung zu ihrem kleinen Pflegling von Tag zu Tag mehr steigerte. Sie hätte denselben jetzt nicht mehr gemißt, und wenn es auch ihren ganzen Marketenderkram und ihre sonstigen wenigen Ersparnisse gekostet, und pflegte und hegte ihn, so gut sie es bei den ständigen Strapatzen und Mühseligkeiten ihrer herumziehenden Lebensweise irgendwie nur konnte. „Ist der dümmste Streich nicht, Lichtenberger, den Er in seinem Leben schon gemacht hat, daß er mir das kleine liebe Jüngelchen gebracht hat, und werd' ich Ihm stets dafür dankbar sein. Teremtete, hätt' nicht gedacht, daß ich in meinen alten Tagen noch so einen Narren an so einem Knirps fressen würde, und ihn lieb hätte, als sei er mein Liebhaber in früheren Jahren," hatte sie schon öfters dem Wachtmeister gesagt. Aber auch alle andern Soldaten, die nur irgendwie mit ihm in Berührung kamen, hatten den kleinen muntern Buben mit seinen klaren braunen Augen und seinen dunklen Löckchen gar gern. Der Baron Vautremont ließ oft Flasche und Würfelbecher im Stich, so sehr ihn Beides sonst auch anzog, um mit dem Franzl zu spielen, denselben dabei auf seinem Arm herumzutragen,

und sich von dem stets lachenden und munteren Kinde seinen langen schwarzen Schnauzbart gar arg zerzausen zu lassen, so streng er auch sonst auf dessen sorgsame Pflege hielt. Da das Kind nur französisch sprechen und verstehen konnte, so vermochte der Rittmeister sich auch am besten mit demselben verständlich zu machen, ein Umstand, der ebenfalls nicht wenig dazu beitrug, die Vorliebe des sonst so rauhen Kriegsmannes für den kleinen Findling zu erhöhen. Der alte Wachtmeister Josias Lichtenberger war eine zu ernste, ruhige Natur, als daß er mit dem Franzl viel lachen und spielen mochte, wie selbst mitunter der Rittmeister Baron Vautremont zu nicht geringer Verwunderung seiner Kameraden und Dragoner, die diese neue Seite an demselben wahrlich nicht leicht vermuthet hätten, dies that. An dem Tone aber, mit dem er sich bei der Frau Kalassan fast jeden Abend nach dem Befinden des Franzl erkundigte, und an dem liebevollen Blick, den er auf ihn zu richten pflegte, sobald er ihn nur sah, hätte ein aufmerksamer Beobachter leicht erkennen können, wie sehr derselbe dem schweigsamen Mann schon an's Herz gewachsen sei. Einen wahren Narren hatten an dem Kleinen aber der alte Dragoner Novodni und der Trompeter Hansel gefressen. So oft sie sich nur im Dienst einige Augenblicke abmüßigen konnten, verfehlten sie gewiß nicht, dieselben bei dem Kinde zuzubringen, und waren förmlich eifersüchtig auf einander, wer wohl die größte Zuneigung desselben erringen könne. Der Wahrheit gemäß muß aber gesagt werden, daß der Hansel hierin den Vorzug genoß, und es ihm immer mehr und mehr gelang, seinen Kameraden bei dem Franzl aus dem Felde zu schlagen. Er konnte mehr bei demselben sein, hatte ungleich viel größere Muße, wie der Novodni, der häufig auf Tage abkommandirt war, mit ihm sich abzugeben, und dies gewann ihm natürlich auch die größere Zuneigung des Kindes. Wie eine Kindsmagd, so besorgte und pflegte der ehrliche Trompeter auch den Kleinen, und scheute gewiß nichts, wenn er demselben nur irgendwie ein Vergnügen mit etwas machen konnte. So liebte Franzl es besonders auch gern, rittlings auf dem

Rücken getragen zu werden, und mit beiden Händen dabei sich dicht um den Hals des Trägers festzuklammern. Wohl Stundenlang trug der Hansel auf solche Weise nun oft seinen kleinen Reiter auf dem Rücken herum, und wenn derselbe ihn dabei auch mitunter recht derb an den Haaren zog, oder sich an den Ohren so fest anklammerte, daß diese ganz roth dabei wurden, so machte dies ihm weiter nicht viel aus.

„Schau, schau, was Du für a gutes Vieh geworden bist, Hansel, sollt' man doch glauben, Du wärst a bess'res Roß wie a Mensch," spöttelten mitunter wohl einige Dragoner, wenn sie den Trompeter so unermüdet mit seinem kleinen Reiter auf dem Rücken herumlaufen sahen. Aber auch sie alle hatten jetzt schon den Franzl gar lieb gewonnen, und es war so leicht kein Mann in der ganzen Schwadron, der nicht gerne dem kleinen muntern Knaben den größten Dienst geleistet hätte.

Lange in ihrem Marketender-Karren an einem heißen Schlachttage, wo es vermuthlich blutig zuging, bei der Bagage zu bleiben, erlaubte aber der Frau Kalassan ihre rege Lebendigkeit nicht. Ein halbinvalider Fuhrwesens-Soldat, der augenblicklich keinen rechten Dienst mehr thun konnte, erhielt die Aufsicht über ihren Karren, so lange sie von demselben abging.

„Daß Du mir fein Obacht gibst, Novack, auf dem Buble hier, und nicht vom Karren wegstrolchst, oder teremtete, Du weißt schon, daß ich fuchtig werden kann, und es auf ein Paar Watschen weiter nicht ankommt. Auch sonst gibst gut Acht auf den Gaul und läß't Keinen beim Karren kommen, und wenn Einer, der da nichts verloren hat, dabei mausen will, so hau'st ihm gleich mit deinem Säbel über seine Diebsklauen. Weißt schon selbst, daß hier bei der Bagage viel schlechtes Volk, was schon lange für den Galgen reif ist, sich herumtreibt, um zu stehlen und zu rauben, und heißt es Ohren und Augen gut aufpassen, und nur gleich frisch draufgehauen, wenn solch' Gacember kommt. Hast Du gut aufgepaßt, Novack, so sollst dann auch am Abend einen blanken Zwanziger und dazu ein Seidel Schnaps haben, wie unser Herr Feldmarschall ihn

selbst nicht besser trinkt. Hat (also) aufgepaßt und Deine Sache gut gemacht," lauteten die Ermahnungen, die sie ihrem Stellvertreter vor ihrem Abgang noch auf das Eindringlichste einschärfte. Zwei alte ausrangirte Dragoner-Pferde, Eins vor das Andere, hatte die Frau Kalassan gewöhnlich vor ihren Karren gespannt, und das Eine davon, ein früherer Trompeter-Schimmel, der lange den Stabstrompeter getragen, bis seine Beine zu diesem Dienst nicht mehr flink genug sich zeigten, war bestimmt, an solchen Gefechtstagen ihr als Streitroß zu dienen. Ein großes Fäßlein mit Branntwein befestigte sie an der einen Seite des Sattelbockes, einen Korb mit einigen Lebensmitteln und Leinwandverbänden an der anderen, dann schwang sie sich rüstig auf ihren Schimmel und trabte dem Regimente nach. Der immer stärker tosende Lärm der Schlacht erschreckte die Frau Kalassan nicht im Mindesten, denn zu sehr war sie denselben schon gewohnt. Sie wußte die Stelle, wohin ihr Dragoner-Regiment bestimmt war, und unbekümmert um alle die vielen Scenen aller Art, die ihr auf dem Wege dahin vor die Augen traten, lenkte sie ihr Pferd nach dem richtigen Platz. Nur einmal unterwegs hielt die wackere Frau ihren Schimmel an, um wo möglich Hülfe zu bringen. Ein armer Fuhrwesens-Gemeiner, noch so ein blutjunges Bürschlein, lag schwer verwundet am Wege, und bat und jammerte auf wirklich klägliche Weise. Er schien besonders auch an heftigem Durst zu leiden, denn wie er die Marketenderin mit ihrem Fäßlein so vorbeireiten sah, streckte er flehend beide Hände zu ihr empor und bat auf das Inständigste, ihm seine letzte Todesqual doch durch einen Trunk Wasser aus einem kleinen Bächlein, was nur einige zwanzig Schritte davon floß, so daß er dessen Rauschen hören konnte, zu lindern.

„Wart', armer Schelm, Dir will ich helfen, so viel ich kann," rief die Marketenderin, sprang schnell vom Pferde, das ruhig, ohne gehalten zu werden, am Platze stehen blieb, lief dann zum Bache und füllte einen großen Hut, den sie unterwegs fand, mit Wasser, solches dem Verwundeten hinreichend.

Mit gierigen Zügen trank der das kühle Naß, und sein schon halbgebrochenes Auge zeigte noch den lebhaften Dank, den er für diese Hülfe empfand. Die Frau Kalassan, in dem Verbinden von Wunden durch langjährige Erfahrung schon ziemlich bewandert, legte nun noch von der Charpie, von der sie einen ziemlichen Vorrath in der Satteltasche bei sich führte, auf die Wunde, schob dem Liegenden einen Tornister unter den Kopf und bedeckte ihn mit dem Mantel eines unfern davon liegenden erschossenen französischen Soldaten. Nicht mehr wie fünf Minuten hatte es gedauert, so war Alles dies verrichtet, so schnell und gewandt zeigte sich dabei die Marketenderin. „Vergelt's Gott viel tausendmal," dankte mit matter Stimme noch der Verwundete, der jetzt durch diese mildthätige Hülfe sich sehr erleichtert fühlte, als die Marketenderin sich beeilte, eiligst wieder auf ihren Schimmel zu kommen, um die hier verlorene Zeit durch schnelleres Reiten wieder einzuholen. Leicht möglich, daß dem Verwundeten durch diese menschenfreundliche Hülfe sein Leben bewahrt wurde. Hatte die Frau Kalassan doch schon in den vielen Gefechten, denen sie beigewohnt, gar manchen braven Kriegern Leben oder Gesundheit gerettet.

Das Dragoner-Regiment ruhte gerade von seiner ersten Attaque etwas aus, wie es der muthigen Marketenderin endlich gelang, bei demselben anzukommen. Eine große Freude war es, mit der sie von den braven Soldaten empfangen wurde, und vom Obersten bis auf den jüngsten Rekruten herab erblickte sie nur vergnügte Gesichter über ihr Erscheinen.

„Sacristie, mère Kalassan, seien Du auch wieder da? Sag' ich doch immer, ist eine solche brave vivandière wie Du nicht zu finden in alle die Regimenter von die Dragoner Sr. Majestät unseres Kaisers," rief ihr sogleich in seinem Kauderwelsch der Rittmeister Vautremont zu. „Aber was macken mon petit François, Du ihn hast doch in gute Obacht gegeben. Bring' ich Dich um, kommt ihm ein Leid zu," fragte er sogleich in hastigem Tone, dem man es wohl anmerken konnte, welch' lebhafte Theilnahme er für den Knaben hege.

„Ganz ohne Sorge, Ew. Gnaden Herr Rittmeister. Sitzt das Büble warm und sicher in meinem Karren, als wie in Abrahams Schooß, und ist der alte Soldat vom Fuhrwesen, der dabei ist, ein sicherer Kerl," antwortete die Marketenderin. „Aber nu, wie schaut's denn bei Euch aus, Kinder," redete sie die Mannschaft an. „Habt Ihr dem sakrischen Franzosen es ordentlich ausgetheilt und hat es auch bei Euch viele Fletscher gegeben? Uram et abta, seh' hier Manchen, der wohl ein Tröpflein aus meiner alten Grunen (so nannte sie das Fäßlein, was sie bei solchen Besuchen auf dem Schlachtfelde stets bei sich führte) gebrauchen könnte. Na, laßt man nachschauen."

Die Frau Kalassan hatte es sich nämlich bei solchen Besuchen auf dem Schlachtfelde zur festen Regel gemacht, zuerst die mehr oder minder Verwundeten mit ihrer Hülfe zu bedenken, bevor sie von ihren Getränken oder sonstigen Lebensmitteln an die übrigen danach Verlangenden etwas abließ. Sie hätte selbst dem Obersten des Regiments, so sehr dessen Autorität auch sonst bei ihr in hohem Ansehen stand, ein Gläslein Branntwein verweigert, bevor sie sich nicht sicher überzeugt, daß auch jeder Verwundete desselben sein Theil bekommen.

Unermüdet ging sie jetzt an ihr Werk, da Hülfe und Erquickung zu spenden, wo solche nach ihrem stets richtigen Ermessen am meisten nützen konnte. Dem gab sie ein Stück Leinwand, sich einen leichten Streifhieb am Arm besser zu verbinden, und einen guten Schluck Branntwein dazu; einem Anderen war sie beim Anlegen eines Verbandes am Kopfe behülflich, da er bei seiner leichten Verwundung die Hülfe der so schon genug beschäftigten Feldärzte nicht in Anspruch nehmen wollte, während ein Dritter vielleicht mit einem tüchtigen Stück Brod erfreut wurde. Immer leerer ward übrigens jetzt das Fäßlein, denn mit mildthätiger Hand hatte die Kalassan bisher den Inhalt desselben an die Verwundeten und Maroden vertheilt, und nur für ihre besonderen Freunde blieb noch ein kleines Schnäpslein übrig.

„Na, Kadet, wie schaut's denn aus? das ist heute so ein

Ehrentag für so einen jungen Schlecker wie Sie, wenn er zum ersten Mal in's Gefecht kommt und die Feuertaufe kriegt. An den heutigen Tag werden's noch denken, Kadet, und wenn Sie selbst einst ein Feldmarschall-Lieutenant sein sollten. Von heut an sind Sie erst ein wahrer Soldat geworden, bis dahin waren Sie doch nur ein so unnützer Herumlaufer," redete sie in ihrer derben Weise den jungen Kadeten an, der, auf seinem jetzt schon ruhiger gewordenen Braunen sitzend, neben dem alten Wachtmeister Josias Lichtenberger hielt. „Wie hat der Kadet sich denn gemacht, Wachtmeister? Ist Er mit ihm zufrieden?" frug sie diesen weiter.

„Muß ihn nur loben, den Kadeten, kann noch ein braver Offizier, der die Schärpe unseres Kaisers mit Ehren trägt, aus ihm werden," antwortete der Josias Lichtenberger in seiner gewöhnlichen kurzen Weise.

„Isten ugysek (so mir Gott helfe), Kadet, das sind Worte, die sich hören lassen. Wäre ich nur so um vierzig Jahre noch jünger, Ihr solltet auch ein Busserl dafür von mir kriegen, daß sich alle Offiziere im ganzen Regiment die Mäuler danach lecken würden. Nu freilich ist es mit dem Busserl-Geben vorbei, und von mir alten Frau würdet Ihr schon dafür danken und sagen: „„Pfui Deuxel,"" lachte sie weiter. „Aber ein gutes Gläslein Genever-Branntwein vom echten sollt Ihr haben, Kadet," und damit schenkte sie den kleinen Blechbecher voll, den sie stets bei sich führte, und reichte solchen dem über dies Lob hoch erfreuten Jüngling hin.

„Da trinkt nur, das wird Euch an dem Morgen gut thun, und da mir scheint, daß Ihr Dragoner nochmals wieder gegen den Feind müßt, könnt Ihr solchen Magenverschluß schon gebrauchen. Und man immer so fortgefahren und sich brav gerauft, die Ehre muß für einen jungen Kadeten mehr Werth haben, wie selbst das Leben, dies sag' ich, die alte Marketenderin, Ihnen."

„Da, Alter, hat Er auch noch sein Theil," wandte sie sich zu dem Wachtmeister Lichtenberger, diesem den ihr eben vom

Kadeten mit vielem Dank wieder zurückgegebenen leeren Blechbecher bis an den Rand gefüllt hinreichend. „Guter Tag heute für das Regiment, an dem es neue Ehre gibt.“

„Aber, Novodni, warum hat Er denn das Maul nicht aufgethan? Bizony igen, Er ist doch ein grauseliges Vieh. Seh' ich eben erst, daß der Kerl an der Backe einen kleinen Fletscher abgekriegt hat, und thut Er die Goschen nicht auf, mir das zu sagen,“ wandte sie sich plötzlich erzürnt zu dem neben dem Kadeten haltenden Dragoner Novodni, der einen leichten Streifhieb in die Backe bekommen und es nicht für der Mühe werth gehalten hatte, deßhalb viel Worte zu machen.

„Das thut nichts, Frau Kalassan, ist schon wieder gut, der kleine Fletscher, und hat der Sakraments-Franzos, der mir ihn gab, tüchtig eine dafür auf seinen Kopf bekommen, daß er das Aufstehen so bald sein läßt,“ entgegnete der alte Reitersmann, indem er sein breites Maul zu einem Lächeln verzog.

„Einen Trunk von dem Ungebleichten muß er aber doch haben; wird wohl noch so viel im Fässel darin sein, um den Becher zu füllen,“ meinte die Marketenderin, indem sie dasselbe so in die Höhe hielt, daß auch der letzte Tropfen daraus in den untergehaltenen Becher fließen mußte. „Isten ugysek, wird gerade noch das Ding voll — da habt's und sauft es aus auf die Gesundheit unseres allerdurchlauchtigsten Erzherzogs Karl, der Euch heute ja wieder eine so schöne Schlacht gemacht haben soll. Bizony igen, das wird noch 'mal ein so großer Kriegsheld werden, wie der alte Laudon in unserem großen siebenjährigen Kriege war, oder in früheren Zeiten der edle Prinz Eugen von Savoyen,“ plauderte sie fort, während der Novodni den Branntwein mit großem Behagen die Kehle hinuntergleiten ließ.

„So, das Fäßlein ist so leer, daß man es auf den Kopf stellen kann, ohne daß auch nur ein Tröpflein herausgeht,“ lachte sie, das jetzt sehr leicht gewordene leere Fäßchen über die Schulter werfend.

„Teremtete, da kommt wieder ein Adjutant angejagt. — Schau', wie der mit den Armen in der Luft herumfährt, als

wären es Windmühlenflügel. Dem könnt' es auch nicht schaden, wenn er so bei Ihm, Wachtmeister, auf ein paar Monate noch in die Bahn käme, um das Reiten zu lernen," sprach sie mit ihrer stets geschwätzigen Zunge. „Aber gebt's Obacht, der bringt Euch den Befehl, daß Ihr wieder attaquiren sollt. Kenn' mich schon auf die Herren aus, wenn die die Nasen so hoch tragen, gibt's immer was," fuhr sie fort.

Und richtig so war es auch, und die Alte, die freilich schon unzählige Mal Gelegenheit gefunden, einen Adjutanten den Befehl zum Angriff überbringen zu sehen, hatte Recht gehabt. Der Befehl zu dem vereinten Angriff mit der übrigen Kavallerie, dessen wir schon vorhin erwähnt, hatte der Adjutant überbracht, und laut schmetternd gaben die Trompeter die nöthigen Signale.

„Nu behüt Euch Gott, Kinder. Teremtete, man wieder recht frisch drauf und es den Franzosen rechtschaffen gegeben. Am Abend komm ich wieder mit einem neuen vollen grünen Alten und bring' Euch recht guten Branntwein, und für die Gefallenen laß ich extra eine Messe lesen," ermahnte die Frau Kalassan noch, indem sie wieder ihren alten Schimmel bestieg, den unterdeß ein Dragoner mit am Zügel gehalten hatte. „Az-ed abta, muß doch ein Vergnügen sein, so drauf und drein auf den Feind zu jagen. Warum bin ich auch kein Bub geworden, die goldene Medaille hätte ich mir schon heraushauen wollen, oder es hätte mit dem Teufel zugehen müssen," sprach das muthige Weib noch zu sich selbst, indem sie mit innigem Wohlgefallen den fortrasselnden Dragonern nachsah. „Sind doch schneidige Bursche, meine grünen Dragoner, und kann ich recht Stolz drauf haben, ihre alte Mutter Kalassan zu sein. Wenn nur jetzt nicht zu viele wieder draufgehen, und heute Abend die Feldscheerer zu große Arbeit haben. Ist freilich Alles für des erlauchten Erzhauses Oesterreich Ruhm und Ehre, und da darf das dafür vergossene Blut nicht schaden, aber besser wäre es doch, wenn von meinen braven Dragonern nicht allzuviele drauf gingen," meinte sie im Selbstgespräch noch weiter.

Wie schon vorhin erwähnt, war am Abend der Sieg voll-

ständig erkämpft, und nicht wenig hatten die Dragoner dazu beigetragen.

Allgemein war man übrigens im k. k. Heere der Ansicht, daß die Franzosen es versuchen würden, am 19. März die Schlacht von Neuem wieder zu beginnen. Hin und wieder kam es freilich an dem Tage noch zu einigen Zusammenstößen, bei denen die Feinde abermals nicht unbedeutende Verluste erlitten, im Allgemeinen ward aber die Schlacht doch nicht wieder erneuert. Die französischen Truppen waren durch die heldenmüthige Tapferkeit der k. k. österreichischen Armee am 18. März zu sehr entmuthigt worden, als daß sie mit ihrem sonstigen Ungestüm angreifen wollten. Zwar versuchte ihr Obergeneral Dumouriez persönlich mehrere Truppentheile gegen die von den Oesterreichern besetzten Höhen von Orsmael zu führen, allein vergeblich war sein Bemühen, dieselben wieder zu erobern, und am 20. März mußte die französische Armee ihren Rückzug antreten.

Den so glücklich errungenen Vortheil weiter zu verfolgen und den geschlagenen Feinden keine Ruhe zu gönnen, folgte der Erzherzog Karl denselben unaufhaltsam mit der Avantgarde der k. k. Armee. Wiederholt fielen in den nächsten Tagen nun noch mehrere hitzige Gefechte vor, in denen zwar die Franzosen die hartnäckigste Gegenwehr zu leisten versuchten, jedoch stets von den Oesterreichern zurückgeworfen wurden. Besonders bei Löwen kam es am 22. März wieder zu einem sehr blutigen Treffen, in dem aufs Neue der heldenmüthige Erzherzog Gelegenheit fand, persönlich sich in hohem Grade auszuzeichnen. Immer mehr räumten die französischen Heerschaaren die belgischen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, und schon war der Augenblick nicht mehr ferne, wo dieselben vollständig ihrem rechtmäßigen Herrn und Kaiser wiedergegeben werden konnten. Das französische Heer, was sich bisher, wie rühmend anerkannt werden muß, mit vielem Muthe geschlagen hatte, ward durch diese wiederholten Niederlagen jetzt sehr demoralisirt, und da die festen Bande der Disciplin, die allein ein Heer auch in den Tagen des Unglücks

zusammenhalten und kräftigen können, stets bei demselben sehr locker gewesen waren, so lösten sie sich jetzt immer mehr und mehr. Sollen doch häufig in dieser Zeit ganze Haufen französischer Soldaten die Waffen fortgeworfen und sich aufgelöst haben, um so einzeln nach Frankreich zurückzulaufen.

Unter diesen Umständen blieb dem französischen Obergeneral Dumouriez, welcher bisher sich tapfer geschlagen hatte, freilich nichts anderes übrig, als mit dem Generalissimus der k. k. Truppen, die ihm gegenüberstanden, in Unterhandlung zu treten und einen Waffenstillstand abzuschließen. Die republikanischen Herrn in Paris, die weit vom Schuß so recht übermüthige Reden hielten, wie das gewöhnlich bei einer demokratischen Wirthschaft der Fall zu sein pflegt, erklärten den Dumouriez, der stets nur das Wohl Frankreichs bei seinen Planen im Auge gehabt hatte, für einen Verräther und schickten Abgesandte aus, denselben zu verhaften. Von seinen Truppen verlassen, blieb diesem Manne endlich nichts Anderes übrig, als sich in das k. k. österreichische Lager zu flüchten, wo er mit der Rücksicht, die man in Oesterreich stets einem besiegten Feind, der bis dahin ehrenvoll sich geschlagen hat, zollen wird, aufgenommen ward. Der wesentliche Antheil, den der Erzherzog Karl durch die umsichtige Führung seines Kommandos in der Schlacht bei Neerwinden an dem dort erkämpften Sieg gehabt, hatte nun Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich dazu bewogen, ihm das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens, dieses höchsten Ordens der Monarchie, der wie bekannt, nur durch wahres Verdienst auf dem Schlachtfelde erworben werden kann, zu verleihen.

Es war eine große Freude bei der ganzen k. k. Armee, die hier in Belgien vereinigt stand, wie die Nachricht von dieser hohen Auszeichnung bei den verschiedenen Truppentheilen derselben eintraf. Fühlten sich doch alle Soldaten hiedurch selbst mit geehrt, denn nur durch ihre Tapferkeit und strenge Disciplin, verbunden mit der unbedingtesten Hingebung an den heldenmüthigen Erzherzog, war es diesem möglich geworden, solche bedeutende Siege mit erkämpfen zu helfen. Der Graf von Meerveld, der

die Siegesnachricht von Neerwinden zuerst nach Wien gebracht hatte, war nun mit dem ehrenvollen Auftrag versehen, dem Erzherzog Karl das Ordensgroßkreuz im Namen des Kaisers an die Brust zu heften. In feierlicher Weise, wie es einer so hohen Handlung würdig war, sollte dieselbe stattfinden, und alle in der Nähe befindlichen Truppen, die nicht in augenblicklichem Dienst sich befanden, waren deßhalb zu einer großen Parade ausgerückt. Auch von den meisten übrigen Regimentern, die verhindert wurden, dieser Parade beizuwohnen, waren besondere Deputationen zu derselben abgesandt worden, damit doch so viel wie möglich das ganze hier versammelte k. k. Heer bei diesem Festtage vertreten sein würde.

Die Hüte mit frischen grünen Zweigen, diesem so sinnreichen Feldzeichen der k. k. Armee, schön geschmückt, waren alle Truppentheile in den besten Parade-Uniformen, die sie noch besaßen, auf den Schauplatz des Festes marschirt und dort in ein großes Quarré aufgestellt worden. Ein lautes „Hoch, hoch Sr. Königl. Hoheit unserm Erzherzog Karl“, begleitet von dem Trommelgewirbel und Trompetengeschmetter aller aufgestellten Regimenter erfüllte die Luft, wie der Held des Tages, umgeben von einem glänzenden Gefolge hoher Generale und sonstiger Stabsoffiziere und Adjutanten, in die Mitte der Truppen trat. Kein schon vorher streng befohlener Jubelruf, wie solcher wohl mitunter bei ähnlichen Gelegenheiten vorkömmt, war dies, sondern ein wahres, ungeheucheltes Zeichen der Begeisterung, welche jetzt schon beim Beginn seiner Heldenlaufbahn alle Soldaten, die unter ihm fochten, für den jungen Erzherzog fühlten. Auf feierliche Weise überreichte der Graf Meerveld dem Erzherzog die Ordens-Insignien im Namen des Kaisers, und heftete dieselben dann ihm sogleich auf die Brust, die dieses hohen Ehrenzeichens so sehr würdig war. Die Truppen präsentirten das Gewehr, und unter dem nochmaligen Jubelrufe aller Soldaten durchging der Held des Tages die Reihen der aufgestellten Regimenter, während die Musikchöre die schöne österreichische Nationalhymne spielten.

Ein so seltenes militärisches Festschauspiel zu versäumen, war nicht nach dem Sinn der munteren Frau Kalassan, die sich, auch wohl nicht ganz mit Unrecht, selbst als einen Theil der k. k. Armee betrachtete. In ihrem besten Marketenderanzug sehr sauber gekleidet, den kleinen Franzl, der auch möglichst herausgeputzt war, theils an der Hand führend, häufig aber auch, wenn derselbe ermüdet sich fühlte, ihn ganze Strecken auf dem Arm tragend, was die rüstige, starke Frau weiter nicht belästigte, machte sie sich ebenfalls auf den Weg nach dem Platze, auf dem die Uebergabe stattfand. Nicht weit von der Deputation ihres Regiments, unter der sich auch der alte Wachtmeister Josias Lichtenberger als Einer der längstgedienten und würdigsten Veteranen desselben befand, ebenso auch der Rittmeister Baron Vautremont, stellte sie sich mit auf, was ihr, der allgemein bekannten alten Marketenderin, gar nicht verwehrt wurde. Zwar hatte man ihr früher gerathen, den Franzl, der ja doch noch zu klein sei, um die Bedeutung des Festes recht zu verstehen, und ihr leicht manche Last machen könne, ruhig zu Hause zu lassen, sie hatte dennoch aber nicht eingehen wollen. „Nichts da, das Buble muß mit, so einen hohen Tag erlebt er nicht oft, und wenn er auch jetzt noch keinen rechten Verstand davon hat, kann er doch noch nach fünfzig Jahren Freude und Stolz darüber haben, wenn er dann sagen darf, er sei mit dabei gewesen, als unserem allerdurchlauchtigsten Erzherzog Karl das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens an die Brust geheftet worden sei. So etwas vergißt ein Bube nicht leicht, und thut ihm die Erinnerung daran für sein ganzes Leben gut." Die Frau Kalassan hatte hierin auch nicht ganz Unrecht, wie sie denn mit ihrem gesunden Verstand so oft den Nagel so recht auf den Kopf zu treffen wußte.

Dem stets leutseligen Erzherzog Karl, der es nicht verschmähte, auch den jüngsten Rekruten mit Huld zu behandeln, war die alte verdiente Marketenderin, die den Truppen bereits so vielerlei Nutzen geleistet hatte, schon von früher her persönlich bekannt geworden. Wiederholt hatte er bei manchen Ge-

legenheiten bereits einige freundliche Worte mit derselben gewechselt und ihr seine volle Zufriedenheit mit ihrem bisherigen Benehmen erkennen zu geben geruht.

Auch heute bemerkte er die Frau wieder, die, den kleinen Franzl hoch auf dem Arm haltend, mit der andern Hand begeistert ihren runden Glanzlederhut in der Luft schwenkte, und ein lautes Eljen eljen (es lebe) unser Erzherzog Karl nach dem anderen rief.

„Wie geht's? Noch immer munter auf den Beinen, das ist recht," redete er die Frau beim Fortgehen aus dem Quarré in seiner gewohnten leutseligen Weise an.

„Nu, es muß noch so gehen, Ew. kaiserliche Hoheit. Die Jahre kommen schon tüchtig heran. So ein Freudentag wie heute macht aber wieder frisch und munter," antwortete die Frau Kalassan, die schon in ihren Feldzügen wiederholt mit hochstehenden Personen gesprochen hatte, und nicht so leicht in Verlegenheit kam.

„Was ist aber das für ein sauberes Büblein, was Sie da auf dem Arm trägt. Doch nicht ihr eigenes?" fragte der Erzherzog weiter, erstaunt, aber auch zugleich mit Wohlgefallen den kleinen Franzl, der ihn mit seinen großen braunen Augen so freundlich ansah, betrachtend.

„Byzony nem (wahrlich nein) Ew. kaiserliche Hoheit, jetzt thut es sich nicht mehr mit dem Kinderkriegen, bin schon viel zu alt dafür und mocht sich keiner so leicht im Regimente finden, der Vater dazu sein wollte," lachte die Marketenderin und erzählte nun in aller Kürze den uns schon bekannten Vorfall, wie sie zu dem Kinde gekommen sei, was der Erzherzog auch mit vielem Interesse anhörte.

„Das ist brav von Ihr und dem alten Wachtmeister Lichtenberger. Zieh Sie mir den Knaben gut auf und mache Sie einen tüchtigen Soldaten daraus, und wenn Sie einmal in die Lage kommt, daß Sie meine Verwendung für ihn gebraucht, so kann Sie sich nun ohne Weiteres an mich wenden, ich werde dann schon sehen, was sich thun läßt," sprach er in freundlichem

Tone weiter, dem Knaben die kleinen rothen Bäckchen streichelnd. „Scheint ein herziger Bub zu sein, und wird dereinst wohl mal ein gehöriger Soldat werden.“ Mit diesen die alte Frau Kalassan bis zu Thränen rührenden Worten setzte er seinen Weg nun weiter fort.

Um übrigens den Truppen, welche die siegreiche Schlacht bei Neerwinden mitgekämpft hatten, auch noch sonst seine volle Zufriedenheit über ihr Benehmen in derselben zu bezeugen, hatte der Kaiser Franz, der, so viel an ihm lag, kein Verdienst seiner Soldaten unbelohnt ließ, befohlen, daß jedem Manne eine volle Monatsgage als Extra-Gratifikation ausgezahlt werden solle. Mit welcher Freude solch gnädiger Befehl allgemein aufgenommen wurde, läßt sich denken. Am Abend dieses doppelten Festtages, denn der Befehl zur Auszahlung der Extra-Gratifikation ward bei den meisten Regimentern am selbigen Tage dieser feierlichen Parade noch bekannt gemacht, ging es in den verschiedenen Standquartieren gar lustig zu. Besonders die Dragoner von dem uns bekannten Regiment hatten förmlich ein Fest angestellt. Die Trompeter der Schwadronen spielten an mehreren Stellen lustige Tänze auf und manche junge Dragoner tanzten darnach gar flink mit den hübschen belgischen Mädchen. Hatten diese doch viel von der Ungebühr der sehr verwilderten französischen Soldaten zu leiden gehabt, und waren daher solche doppelt freundlich gegen die Dragoner, weil solche sie durch ihre Tapferkeit mit von den lästigen Gästen befreit. Gewaltig sauber hatten sich aber auch die Dragoner, unter denen viele junge, noch sehr stattliche Männer dienten, herausgeputzt und konnten so wohl den feurigen Belgierinnen in die Augen stechen. Im Kriege da macht sich so eine Bekanntschaft zwischen einem hübschen Mädchen, was recht feuriges Blut in den Adern hat, und einem Soldaten, der nicht blöde zu sein pflegt, auch gewaltig schnell, und wenn oft im Frieden manche Wochen dazu zu gehören pflegen, um so eine Liebelei in Gange zu bringen, so geschieht dies im Kriege oft in Stunden. Sagt doch das schöne Soldatenlied von Schiller auch mit Recht:

Der Reiter und sein schnelles Roß
Es sind gefürchtete Gäste,
Es flimmert die Lampe im Hochzeitsschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

Nun, wenn es denn auch bei dieser Gelegenheit vielleicht nicht ganz so arg zugehen mochte, so errang manch kecker Dragoner sich an dem Abend doch auch auf schnelle Weise den Minnesold von seinen Tänzerinnen. Jubel und Freude herrschte bis in die späte Nacht und der verliebten Paare konnte man genug herumschleichen sehen. Was ward aber auch bei dieser Gelegenheit den Flaschen tüchtig zugesprochen, und es schien förmlich, als brenne manchen leichtsinnigen Dragonern die empfangene Extra-Löhnung in der Tasche und sie könnten nicht eher ruhen, bis sie dieselbe möglichst schnell bis auf den letzten Pfennig wieder verjubelt hätten. Die vollen Bier-, Wein- und Branntweinfässer in den Wirthshäusern des Ortes, in dem das Regiment größtentheils einquartiert lag, wurden im Umsehen leer und die drallen Schenkmädchen konnten manche Gläser kaum so schnell füllen, wie die Dragoner sie stets wieder ausleerten. An dem heutigen Abend wurde gerade nicht so strenge darauf gesehen, wenn Einer auch etwas mehr über den Durst getrunken hatte. Machte er nur keinen Lärm oder sonstige Ungehörigkeit, nun so geschah ihm dann weiter auch nichts, und daß dies nicht vorfiel, wußten die vernünftigeren Kameraden schon zu verhindern. Der Soldat im Felde muß so viele Entbehrungen aller Art mit fröhlichem Muthe ertragen und jede Stunde bereit sein, Leben oder doch Gesundheit für die Ehre seiner Fahne auf das Spiel zu setzen, daß man es ihm wahrlich nicht verargen darf, wenn er hin und wieder auch einige fröhliche Stunden in ungebundener Lust verbringen will. Und nun gar an einem solchen doppelten Festtage, an dem der geliebte Anführer, der Erzherzog Karl, mit dem höchsten Orden des Staates geschmückt wird und der Kaiser in seinem Heere doppelte Monatslöhnung bewilliget, wer wollte da wohl ver-

artige Ungebundenheiten strenge richten. Ein Kriegslager braucht nun einmal nicht die strenge Moral eines Mönchsklosters zu haben, und wollte man Letztere mit hartem Zwang in dasselbe einführen, es würde bald mit dem fröhlichen Soldatenmuth, mit dem allein ein Feldherr etwas ausrichten kann, zu Ende sein.

Gar viele und theilweise auch sehr blutige Gefechte folgten nun in den nächsten Wochen noch hier in Belgien, aber fast in allen blieben die k. k. Soldaten stets vollständige Sieger und trieben die Franzosen immer weiter zurück. Ein großer Festtag für den Theil des Heeres, der bei dem Einzuge gegenwärtig sein konnte, war auch, als der Erzherzog Karl am 28. April feierlich in das wiedereroberte Brüssel einzog. Die ganze Bevölkerung dieser mächtigen und reichen Hauptstadt war in festlichen Kleidern auf den Beinen, um den berühmten Sprößling ihres alten Kaiserhauses zu sehen, der trotz seiner Jugend schon so große Dinge geleistet hatte. An den Thoren der Hauptstadt empfing der ganze Magistrat derselben den Erzherzog in feierlichem Aufzug und überreichte ihm auf kostbarem Sammtkissen die Thorschlüssel. Nun begann der Festzug, so groß und reichgeschmückt, wie Brüssel solchen seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Nach der Sitte der damaligen Zeit eröffneten 16 blasende Postillone auf geschmückten Pferden den Zug. Die Kavallerie und Infanterie der Bürgergarde, welche die Hauptstadt nach alt hergebrachtem Recht halten durfte, alle möglichst herausgeputzt, folgte mit fliegenden Fahnen und rauschenden Musikchören diesen Postillonen, hundert und fünfzig wohlangesehene Bürger, alle in Festkleidung, zogen den großen über und über vergoldeten und mit Spiegelscheiben versehenen Galawagen, in dem der Erzherzog Karl in seiner Generalsuniform saß. Ein Knabe — wir wissen nicht recht warum, aber der Geschmack der damaligen Zeit war mitunter etwas abenteuerlich beschaffen, als Liebesgott gekleidet, hielt die Zügel, welche Blumenguirlanden waren. Dem Triumphwagen des Erzherzogs folgten die verschiedenen Zünfte und Innungen von Brüssel, alle in ihrem zum Theil noch aus dem Mittelalter stammenden

Festkleidungen. Eine zahllose Menge prächtiger Kutschen, die angesehensten und reichsten Männer der ganzen Stadt enthaltend, schloß den langen Festzug, der unter einem Triumphbogen nach der St. Gudula-Kirche ging, wo ein feierliches Tedeum gehalten wurde. Wenn auch vielleicht nicht das Glänzendste, so doch gewiß das Achtunggebietendste des ganzen Zuges war aber die Abtheilung der k. k. Kavallerie, die sich bei demselben befand. Alle diese vornehmen Civilisten, die jetzt zum Theil so hochmüthig sich aufblähten und kaum einen gewöhnlichen Soldaten eines Blickes würdigten, oder so tief vor dem erlauchten Erzherzog sich neigten und krümmten und kaum wußten, wo sie nur Worte der unbedingtesten Devotion finden sollten, hätten die Franzosen nicht aus den belgischen Provinzen verjagt, wenn nicht die brave Armee dies gethan hätte. Ihr nur allein gebührte der Dank für diesen Einzug, nur ihre todesmuthige Tapferkeit hatte die vom Feinde schon eroberten Provinzen ihrem rechtmäßigen Herrn und Kaiser wiedergegeben.

„Schau Sie Kalassan, was wären diese so aufgeputzten Herren alle, wenn sie uns nicht gehabt hätten," sprach der alte Josias Lichtenberger, der neben seiner langjährigen Freundin, der alten Marketenderin, vor der Thüre seines ihm angewiesenen Quartiers stand, sich den Aufzug behaglich anzuschauen.

„Byzony igen, Wachtmeister recht hat Er. Ohne die Soldaten wäre doch alles Nichts auf der Welt und ihnen gebührt daher die meiste Ehre," antwortete diese, die gewiß keine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo sie einige Worte zu Gunsten des von ihr so hochgeschätzten Soldatenstandes sprechen konnte.

„Na Alter, komm' Er heute Abend nur zu mir, eine gute Flasche Wein soll Er schon finden, bei dem es sich gemüthlich plauschen läßt von all den Kriegen, die wir schon mit durchgemacht haben," lud sie noch den Wachtmeister ein, der solche Einladung denn auch gerne annahm.

Fünftes Kapitel.

Gefecht bei Tamans. Nächtliches Bivouak, in dem einige Andeutungen über die Herkunft des Findlings erforscht werden. Der junge Kadet erstreitet sich die silberne Tapferkeits-Medaille. Kühner Reiterangriff des Obersten Fürst Schwarzenberg bei Landreas. Weiterer Verlauf der Feldzüge von 1794 und 1795.

Verschiedene mehr oder minder blutige Gefechte fanden im Feldzug von 1793 nun noch zwischen den Franzosen und Oesterreichern statt, und fast immer gingen Letztere als Sieger aus demselben hervor. So besonders auch bei Tamans am 23. Mai, wo die tapferen englisch-hannoverschen Truppen zusammen mit den Oesterreichern die Franzosen tüchtig auf das Haupt schlugen. Recht gute Waffenbrüderschaft hatten die Engländer und Hannoveraner bald mit den k. k. Soldaten gemacht, und die gemeinsame Feuertaufe hier bei Tamans befestigte diesen kameradschaftlichen Bund noch mehr. Besonders die ungarischen Huszaren vom Regiment Barco wetteiferten mit den Reitern der hannoverschen Leibgarde förmlich, wer wohl am schnellsten auf den Feind einhauen könne. Große, starke Leute, die Muth im Herzen und Kraft in den Armen hatten, waren diese Hannoveraner, und ritten fast durchweg so vortreffliche Pferde, wie man solche sonst nicht so leicht bei einer Kavallerie finden wird. Was ungarische Huszaren, wenn sie nur einen recht schneidigen Anführer haben, zu leisten vermögen, ist bekannt genug, und ihr Ruf, daß sie unbedingt mit zu der besten leichten Kavallerie gehören, welche nur irgend ein europäisches Heer besitzt, steht

festbegründet da. An diesem Tage machten mehrere Eskadrons derselben durch ihre tapferen Thaten sich desselben auf's Neue würdig.

Die Franzosen hatten sehr befestigte Schanzen bei Aulnoit angelegt, dieselben mit schwerem Geschütz stark besetzt, und beschossen von hier aus die Schlachtlinie der verbündeten Truppen auf die empfindlichste Weise. Das k. k. Grenadier-Bataillon Bideskuty, vom General-Major Fürst Karl Auersberg persönlich geführt, war das erste, was die Spitze der gegen diese Schanzen anmarschirenden Sturmkolonne bildete. Der drei Klafter tiefe Graben vor den feindlichen Werken hielt die heldenmüthigen Grenadiere nicht ab, sondern ohne sich weiter viel dabei zu besinnen, sprangen sie in den Graben und suchten von da aus die Wälle zu erklimmen. Einer half dem Andern dabei, mit den Bajonneten wurden Löcher in die Erdwälle gemacht, um so bei dem Erklettern die Füße darein setzen zu können, und wenn auch gar Manche der tapferen Schaar unter dem feindlichen Feuer fielen, es glückte dem Ueberrest doch, in das Werk einzudringen. Die Grenadier-Bataillone Bouvière und Graf de Brie folgten mit gleichem Muthe, während mit echter Huszaren-Kühnheit auch Huszaren vom Regimente Barco durch einige Oeffnungen in die Schanze einstürmten.

Da gab es denn gar blutige Arbeit im Innern derselben, und die Bajonnete und Kolben der Grenadiere und die Säbel der Huszaren wußten so trefflich unter der französischen Besatzung aufzuräumen, daß diese bald todt oder verwundet am Boden lag, oder die Waffen fortwarf und inständig um ihr Leben flehte. Sämmtliche Geschütze in der Schanze und auch eine französische Fahne fielen in die Gewalt der Erstürmer.

Zwei französische Dragoner-Regimenter kamen jetzt in aller Eile angetrabt, ihrer Infanterie wo möglich noch Hülfe zu bringen. Der Major Barco sammelte aber eine Schwadron Huszaren, die gerade zur Hand war, zwei Schwadronen hannöverscher Reiterei schlossen sich derselben freiwillig an, und nun ging es in stürmischer Attaque auf die französische Kavallerie los. Wenn

diese auch in weit überlegener Mehrzahl da war, die tapferen Ungarn und Hannoveraner fragten weiter nicht darnach, es genügte ihnen vollkommen, zu wissen, wo der Feind sich befinde, und sie ihn angreifen könnten. Ein recht lebhaftes Kavallerie-Gefecht entstand nun, die Säbel klirrten gegen einander, daß es eine Art hatte, und nicht eher ruhten die Angreifer, bis sie die Franzosen völlig zersprengt und in die Flucht geschlagen hatten.

Auch an anderen Stellen des Schlachtfeldes begünstigte das Glück die Tapferkeit der Engländer und Oesterreicher, und überall wurden die Franzosen trotz ihrer muthigen Gegenwehr mit entschiedenem Verluste zurückgedrängt, so daß die Sieger auf dem eroberten feindlichen Terrain ihre Wachtfeuer aufschlagen konnten. An einem dieser Wachtfeuer, was in der vordersten Linie, weit gegen die feindliche Stellung vorgeschoben, sich befand, war eine ebenso zahlreiche wie bunt zusammengesetzte Gesellschaft von Offizieren versammelt. Der Rittmeister Baron Vautremont, der Kommandant der Feldwache, präsidirte als der älteste Offizier bei derselben, und benützte seinen Vorsitz besonders dazu, seine übrigen Kameraden zu einem recht fleißigen Trinken einzuladen. Zwei englisch-hannoversche Offiziere, der Eine so ein rechter steifer langer Engländer, der als Kapitän bei den englischen Dragonern diente, der Andere ein jovial und behäbig aussehender junger Hannoveraner, saßen dem alten Rittmeister zunächst. Sie waren mit auf diese Feldwache kommandirt, und ungefähr dreißig bis vierzig ihrer Leute lagerten sich abgesessen mit k. k. Dragonern und Huszaren untermischt an einem größeren Wachtfeuer in der Nähe. Der Engländer, ein Mann von ungefähr in der Mitte der Dreißig, war von seltener Magerkeit, und besonders in seinem Gesichte trat die Nase so scharf hervor, daß kaum eine Fliege auf dem Rücken derselben zu balanciren vermocht hätte. Kleine mattblaue Augen lagen tief in den Höhlen unter struppigen, dichten Augenbrauen, während das spitzhervortretende lange Kinn, wie auch das ganze übrige Gesicht so glatt rasirt war, daß man auch nicht das

mindeste Härlein hätte auf demselben finden können. Unter der mit schwarzem Wachstuch überzogenen Interimsmütze, die er auf dem Kopfe trug, sahen kurzgeschnittene rothblonde Haare hervor, denen der sonst in den meisten Heeren zur damaligen Zeit noch übliche Zopf gänzlich fehlte. Ein langer, schwarzer Regenmantel umhüllte beinahe die ganze dürre eckige Gestalt des Engländers, und bedeckte sonst auch jedes weitere militärische Abzeichen an seiner Kleidung, so daß man ihn fast ebenso gut für einen Geistlichen, wie für einen Offizier hätte halten können. So mager, ja dürre aber auch dieser Engländer aussah, so unermüdlich konnte er dem Glase zusprechen, und schien selbst den Rittmeister Vautremont, der doch sonst etwas Gehöriges hierin zu leisten vermochte, im Trinken übertreffen zu wollen. Starr und schweigsam, ohne dabei im Mindesten an der allgemeinen Unterhaltung theilzunehmen, saß er da, und vergnügte sich damit, von Zeit zu Zeit mit seiner stählernen Säbelscheide zwischen den Kohlen des Bivouakfeuers herumzustöbern, daß die Feuerfunken hoch in den dunkeln Himmel hineinsprühten. In der Rechten hielt er seinen Trinkbecher, eine in Silber eingefaßte Kokusnußschale, die gut zwei gewöhnliche Feldbecher, wie solche die übrigen Offiziere gebrauchen, enthielt. Fast stets war dieselbe leer, und so oft ihn der Rittmeister mit einem freundlichen „Buvez vous encore un coup, camerade,“ zum Wiederfüllen aufforderte, so erhielt er stets ein trockenes „Yes — Sir“ zur Antwort. Der Engländer hielt dann phlegmatisch seine Kokusnußschaale hin, ließ sie füllen, und wenige Augenblicke darauf war dieselbe wieder so leer wie zuvor. Man merkte dem unermüdlichen Trinker dabei äußerlich auch nicht das Allermindeste an, und trotz Becher und Becher blieb er so kalt und nüchtern wie zuvor.

„Sacristie, kann der Kerl trinken, der sauft uns noch Alle hier zu Boden,“ brummte der Baron Vautremont, ganz verdrießlich darüber, daß er diesmal einen Besieger, hinter dem er weit zurückstehen müsse, gefunden habe. Dabei leerte er selbst in zu großem Wetteifer aber ein Glas nach dem andern,

so daß sein Gesicht immer röther und seine Nase immer blühender wurde.

Neben dem Engländer saß ein k. k. österreichischer Huszaren-Oberlieutenant, ein hübscher frischer Mensch von heiterem Sinn und gutem Witz. Was sein Nachbar zu wenig an Bart im Gesicht besaß, das hatte er fast zu viel, und besonders sein langer schwarzer Schnurrbart hing so weit über das Kinn herunter, daß die Spitzen davon auf die Schnüre seines Huszaren-Pelzes stießen. Lustigen Sinnes, wie der Ungar war, gab er ganz das Gegentheil zu dem schweigsamen wie aus Holz geschnitzten Engländer ab, und schien dessen Gesellschaft auch nicht im Mindesten amüsant zu finden. Im Gefechte am heutigen Morgen, wo er mit demselben vereint gewesen war, hatte er ihn zwar als einen ungemein tapferen Soldaten hoch achten gelernt, hier am Abend beim traulichen Bivouakfeuer sah er mit Recht aber nur einen verzweifelt langweiligen Gesellen in ihm, mit dem auch nicht der mindeste Spaß anzufangen war. Mit der gleichen Steifheit und Ruhe wie jetzt, hatte der englische Dragoner-Kapitän übrigens in der heutigen Schlacht sich benommen. Auf seinem hohen trefflichen Racepferd sitzend, hatte er seinen langen Pallasch nach den besten Regeln der Fechtkunst so ruhig und sicher, und daher auch mit glücklichem Erfolg zu führen gewußt, als sei er statt im erbitterten Kavalleriegefecht auf einem Fechtboden, und schlage nur zur Uebung mit bloßen stumpfen Rapieren. Wenn nun auch der Ungar, wie gesagt, den englischen Kameraden als muthigen Soldaten ungemein achtete, und ihm dies mit echt soldatischer Herzlichkeit auch ohne Weiteres gesagt hatte, wozu der Engländer nur steif mit dem Kopf genickt und sein ewiges Yes — Sir geantwortet, so unterhielt er sich hier doch desto lieber mit seinem Nachbarn zur andern Seite, obschon er diesen sonst als seinen Feind ansehen mußte. Es war dies nämlich ein junger französischer Offizier, der als Parlamentär mit einem Briefe an den kommandirenden General geschickt, jetzt so lange bei der Feldwache sich aufhalten mußte, bis die Antwort von demselben wieder zurückkam, was

immerhin einige Stunden dauern konnte. Unter anständigen Soldaten, wenn sie sich auch einige Stunden vorher mit der äußersten Erbitterung geschlagen haben, wird, sobald die Waffen ruhen, stets eine gewisse gegenseitige Achtung herrschen. Kommt man als Parlamentär oder sonst bei irgend einer Gelegenheit, wo man unmöglich aufeinander losschlagen kann, zusammen, nun so trinkt man denn auch freundschaftlichst sein Glas mit einander, scherzt und lacht, als lebe man beständig in der besten gegenseitigen Freundschaft, und sagt sich beim Scheiden noch ein gemüthliches „Servus Kamerad," „Behüts Gott," oder wie nun sonst die derartigen Abschiedsgrüße sind, — bis man denn wieder bald nachher aufeinander schießt und haut, so arg man nur kann, und Jeder den Andern gar gern auf die schnellste Art aus der Welt schaffen möchte. So war es denn auch jetzt wieder der Fall, und wer den Huszaren hier auf dem Bivouak in so recht unbefangener, freundlicher Weise mit dem französischen Parlamentär plaudern und scherzen und Beide oft lachend miteinander anstoßen sah, der hätte wahrlich nicht glauben sollen, daß dieselben am Morgen vielleicht als erbitterte Feinde gegeneinander gefochten hätten, und am nächsten Tage dies immerhin wieder thun würden. Der französische Offizier, ein junger stattlicher Mann mit einem lebhaften südlichen Gesichte, dem ein schwarzer Schnurr- und Knebelbart ein recht unternehmendes Ansehen verlieh, zeigte sich gebildet und umgänglich, und gab wirklich einen angenehmen Gesellschafter ab, mit dem es sich vortrefflich plaudern ließ. Nur mit seinem Trinken zeigte sich der Rittmeister Vautremont nicht recht zufrieden, denn er sprach in der That mit ungemeiner Mäßigkeit dem Glase zu, und der Engländer hatte gewiß schon eine fünfmal größere Quantität von dem starken Punsch zu sich genommen wie er.

„Buvez, buvez camerade encore un coup," nöthigte zwar oft der unermüdliche Vautremont, der nichts mehr liebte, als wenn man seinem Beispiele im Trinken nach Möglichkeit nachfolge, allein er erhielt gar häufig ein ablehnendes „Merci,

mon commandant," von Seiten des Franzosen zur Antwort, während der Engländer stets sein „Yes — yes — Sir, ich mag trinken," entgegnete und dies auch durch die That bewies. Auch die andern k. k. österreichischen Huszaren- und Dragoner-Offiziere, die noch mit im Kreise um das Wachtfeuer herumsaßen, bewiesen sich als tüchtige Zecher und frohe Gesellen, die dem trefflichen Czei, welchen der in allen solchen Sachen überaus praktische Bautremont zusammengebraut hatte, alle Ehre anthaten. Ganz eigenthümlich und wirklich zu einem solchen nächtlichen Zechgelage am flammenden Bivouakfeuer im Angesicht der feindlichen Vorposten passend, war die Bowle selbst. Man hatte nämlich den Franzosen ein ganz kleines Mörsergeschütz, wie es wohl in einer Schanze zur Vertheidigung derselben mit gebraucht wird, abgenommen, und in Ermangelung eines andern geräumigen Gefäßes, hatte der erfindungsreiche Bautremont den sinnreichen Gedanken gehabt, dieses zur Punschbowle zu benutzen. Der Mörser war sehr sauber ausgeputzt und abgewaschen, und in das Zündloch dann ein Holzblock geschlagen worden, so daß keine Flüssigkeit daraus laufen konnte. In dieser Verfassung hatte man das Rohr mit dem Zapfen senkrecht ungefähr Dreiviertel Fuß tief in die Erde eingegraben, so daß es nicht umfallen konnte, und wirklich eine den Umständen nach vortreffliche Punschbowle abgab. Als Trinkschalen dienten alle möglichen Gefäße, wie man deren nur gerade habhaft geworden war. Einige Offiziere hatten ihre besonderen Feldbecher, theils von Leder, hin und wieder selbst von Silber sehr zierlich gearbeitet, bei sich, Andere, die nicht so luxuriös waren, begnügten sich mit gewöhnlichen irdenen Töpfen, die man aus dem ersten besten Bauernhause entlehnte. Ein junger Lieutenant hatte sogar einen großen zinnernen Schöpflöffel, den sein Privatdiener ihm Gott weiß woher gebracht, als Trinkgefäß, stand sich aber nicht schlecht dabei, da der Löffel sehr groß war und eine ziemliche Portion Punsch faßte. Und ein vortreffliches Getränke war dies. Die Spürnase des Bautremont hatte wie gewöhnlich die besten Infredienzien dazu aufzu-

finden gewußt, und die k. k. Offiziere freuten sich nicht wenig, daß gerade am heutigen Abend, wo die hannoverisch-englischen Kameraden und der französische Parlamentär an ihrem Bivouakfeuer weilten, sie denselben eine den Umständen nach so gute Bewirthung angedeihen lassen konnten. Muß im Felde doch gar manche Nacht auf Bivouak verbracht werden, wo es weiter nichts wie klares Wasser und trockenes Brod gibt, und man froh ist, wenn man dazu etwa noch so einen kleinen Rest des schlechtesten Branntweines erhalten kann.

Es war nicht mehr wie billige Rücksicht gegen den französischen Parlamentär, der sich seinerseits auch mit allem Anstande und großer Bescheidenheit betrug, daß in seiner Gegenwart alle Gespräche über die letzten Kriegsbegebenheiten, die ihn irgendwie hätten verletzen können, vermieden wurden. Man sprach über Wein, Pferde, Liebesabenteuer, kurz über alle möglichen derartigen Dinge, und that als ob es gar keinen Krieg auf der Welt gebe, und man hier bei einem Friedensmanöver und nicht in einem blutigen Feldzug, unmittelbar den Feinden gegenüber, sich befände. Besonders der Rittmeister Baron Vautremont, der dem Lebensalter und Dienstrange nach den Präses der Gesellschaft machte, hatte in dieser Hinsicht sehr vielen Takt, und wenn auch hie und da einzelne jüngere vorlaute Offiziere mit ihren letzten Thaten zu renommiren anfangen wollten, wußte er gar bald mit einigen spöttischen Redensarten dieselben zum Schweigen hierüber zu bringen. Daß man hie und da doch auf einige Kriegsabenteuer zu sprechen kam, wenn dabei auch Alles, was irgendwie verletzen konnte, vermieden wurde, war in einer Gesellschaft von Offizieren an einem Bivouakfeuer ganz natürlich.

So erzählte der französische Parlamentär denn auch eine Begebenheit, die bald die allgemeine Aufmerksamkeit Aller, welche der französischen Sprache so weit mächtig waren, um seinen Worten stets folgen zu können, in Anspruch nahm. Es war nämlich die Rede darauf gekommen, wie bisweilen im Kriege einzelne Verwandtschaften von Unglück verfolgt und förmlich aus-

gerottet würden, während andere Personen die langjährigsten Feldzüge durchmachen und die blutigsten Schlachten mit schlagen könnten, ohne daß ihnen das Mindeste geschehe.

„So diente," begann er, „z. B. in unserem Regimente beim Ausbruch des Krieges ein alter Kapitän, der sich von unten herauf gearbeitet hatte und allgemein als das Muster eines braven Soldaten gelten konnte. Noch als Sergeant hatte er sich eine Frau genommen, und mit derselben in seiner langen und glücklichen Heirath acht Söhne erzeugt. Alle waren dies recht frische, starke Buben voll Muth und Lebendigkeit, und recht wie dazu geschaffen, als tüchtige Soldaten die Ehre der französischen Fahnen vertheidigen zu helfen. Nun das war denn auch gut, denn Soldaten sollten und wollten alle diese acht Söhne des alten Kapitäns werden, und der Vater, der so schon sich mühselig genug von seiner Gage durchbringen mußte, hätte auch nicht das Geld gehabt, sie etwas Anderes lernen zu lassen. Unter den Fahnen waren sie geboren und sollten auch wieder unter den Fahnen sterben, wie das in unserer französischen Armee von jeher bei Vielen immer der Fall gewesen ist, und wohl auch stets so bleiben wird. Immer ein Jahr auseinander waren diese acht Söhne des Kapitäns, und wie die Orgelpfeifen so folgten sie sich auch in ihrer Größe. Aus blauem Soldatentuch hatte der Vater den Buben Jacken und Hosen nach militärischem Schnitte von dem Kompagnieschneider machen lassen, und wenn nun so diese Achte alle ganz gleich angezogen auf den Straßen gingen, die Größeren voraus, die Kleineren hintennach, so soll das so hübsch ausgesehen haben, daß oft die Leute in den verschiedenen Garnisonsstädten, in denen das Regiment gerade lag, stehen geblieben sind, um diesen vielen stattlichen Söhnen eines einzigen Mannes nachzusehen. So wie nun Jeder dieser Söhne sechzehn Jahre alt geworden war, und so groß und stark, daß er den Tornister tragen und die Flinte gehörig regieren konnte, trat er als Freiwilliger in das Heer ein. Der Vater wollte es nicht gerne, daß dies in unserem Regimente, in dem er selbst diene, geschehe, sondern wählte sich fast immer

andere Regimenter für seine Söhne aus. Er hatte auch Recht hierin, denn allzuviel taugt es nach meiner Ansicht nicht, wenn die Söhne in demselben Regiment, in welchem der Vater als Kapitän dient, als Rekruten eintreten. Im Jahre 1785 trat der älteste Sohn als Soldat ein, und jedes Jahr darauf immer wieder ein Sohn, bis denn im Jahre 1791 die letzten Beiden, welche Zwillinge waren, auch zu gleicher Zeit in unserm Regimente Dienste nahmen. So geschah es denn, daß beim Beginn des Krieges der alte Vater, der unterdeß Bataillons-Kommandant geworden war, mit sammt seinen acht Söhnen bei derselben Armee im Felde stand. Vier der Söhne hatten sich schon bis zu Offiziersstellen heraufgedient, Einer war Sergeant-Major, der sechste Korporal und die beiden Jüngsten noch bloße Gemeine. So lange war Alles gut gegangen, bis denn im Feldzug von 1792 der Tod so recht in dieser Familie zu wüthen anfing. Den Anfang mußte die alte Mutter machen, die bisher so stolz und glücklich gewesen war, daß sie dem Vaterlande acht so tüchtige Söhne, die Alle für dessen Ruhm und Ehre kämpften, geboren hatte. Dieselbe war in Verdun, wo ihr Mann mit zwei der Söhne in Besatzung stand, geblieben, und die erste Bombe, welche die Preußen in diese Festung warfen, riß der alten Frau beide Füße ab, so daß sie eine Stunde darauf an Verblutung sterben mußte. „Lebt wohl und kämpft, wie es braven Soldaten zukommt, für Frankreichs Ehre und Ruhm, bis auch ihr Alle den Tod auf dem Schlachtfelde finden werdet," hatte sie in ihren letzten Augenblicken mit einem wirklich prophetischen Geiste ihrem Manne und den Söhnen, welche um ihr Sterbelager herumstanden, noch zugerufen. Nun Verdun mußte, wie bekannt, endlich kapituliren, und die Besatzung marschirte aus, um an den anderen Kämpfen gegen die Preußen Theil zu nehmen. „Au revoir," hatte die abziehende Besatzung von Verdun den einmarschirenden Preußen zugerufen, und brannte vor Begierde, dies Unglück möglichst bald wieder durch vermehrte Anstrengungen auszugleichen. Am 20. September kam es denn endlich zu der Schlacht bei Valmy, in der unsere französischen

Truppen ihre Stellung siegreich zu behaupten wußten. Eine feindliche Kanonenkugel riß bei dieser Kanonade dem Einen der Zwillingsbrüder den rechten Arm fort, so daß er in seinem Blute zu Boden stürzte. Der neben ihm kämpfende Bruder wollte den Schwerverwundeten nicht am Boden liegen lassen, sondern nahm ihn auf den Rücken, um ihn aus der Feuerlinie fort zu der Ambulance zu tragen. Kaum hatte er einige Schritte mit dieser schweren Last sich fortgeschleppt, so kam wieder eine Kugel und riß ihm den Fuß ab, so daß er mit sammt seinem getragenen Bruder zur Erde fiel. Der Vater, der das Bataillon befehligte, sah wohl seine beiden jüngsten Söhne so in ihrem Blute sich am Boden wälzen, doch hielt ihn die strenge Pflicht auf seinem Posten fest, und er durfte sein Bataillon nicht verlassen, um denselben zur Hülfe zu eilen, wie er so gerne gethan hätte. Als er nach beendetem Gefecht sogleich zu dem Platze hineilte, auf dem er seine Söhne hatte liegen sehen, waren Beide schon todt. Am 5. November ward der sechste Sohn, der nun schon als Sergeant diente, bei Jemappes von einer Kanonenkugel so in Stücke gerissen, daß man seine Leiche gar nicht mehr hat finden können, da nur einige blutige Fetzen davon übrig geblieben waren. Der fünfte Bruder, der als Sergeant-Major bei demselben Truppenkorps stand, ward in einem kleinen Vorpostengefecht wenige Tage darauf so zusammengehauen, daß er noch in derselben Nacht sterben mußte. In demselben Briefe ward dem alten Vater der Verlust dieser beiden Söhne gemeldet, so daß er nun in diesem einzigen Feldzuge schon seine Frau und die vier jüngsten Kinder verloren hatte. „Gott hat es nicht anders gewollt, sie sind treu ihrer Fahne für die Ehre des Vaterlandes gestorben — mehr darf ich nicht vom Schicksal fordern,“ sprach er mit einer Ruhe, die uns junge Offiziere, die wir bei seinem Bataillon standen, wirklich imponirte, und that dann nach wie vor ruhig seine Pflicht. So begann denn der Feldzug von diesem Jahre, und daß es in demselben manche blutige Tage schon auf beiden Seiten gegeben hat, wissen Sie ja selbst, meine Herren,“ wandte sich der französische Parlamentär mit leichter Verbeugung gegen

die mit ihm um das Bivouakfeuer sitzenden k. k. österreichischen und k. hannöverisch-englischen Offiziere. „Unser General Miranda bombardirte, wie Ihnen bekannt, die Festung Mastrich auf heftige Weise, und hatte den ältesten der Söhne des Kommandanten, der jetzt als Kapitän bei der Artillerie stand, in seiner Begleitung auf einer Rekognoscirung mitgenommen. Die Truppen des Platzes, welche von dem Prinzen Friederich von Hessen-Kassel sehr tüchtig befehligt wurden, wie ich selbst als Franzose sagen muß, vertheidigten sich auf das Lebhafteste und setzten unserem Belagerungskorps durch ihre schweren Geschütze nicht wenig zu. So traf denn auch eine feindliche Bombe den Kapitän, so daß er auf der Stelle todt war, und unser alter Kommandant wieder einen Sohn mehr zu betrauern hatte.

Einige Tage darauf, bevor ihm noch der Tod seines Bruders gemeldet war, hielt der zweitälteste Sohn, der als Lieutenant in demselben Bataillon, zu dem ich selbst gehöre, versetzt war, die Hochzeit mit einer jungen Frau, die ihm aus Frankreich nachgekommen war. Es mußte eine Wittwe sein, denn sie hatte schon einen kleinen Sohn, der so ungefähr an die drei Jahre alt sein konnte, bei sich, und schien überhaupt älter wie ihr Mann zu sein. Wer sie eigentlich war und wie sie sonst geheißen hatte, haben wir nie im Bataillon erfahren, wie denn überhaupt die ganze Sache etwas Geheimnißvolles umgab. Manche behaupteten, die Frau sei früher mit einem sehr vornehmen Herrn vom hohen Adel, von dem auch der Sohn sei, vermählt gewesen. Sie sei mit ihrem ersten Manne vom Revolutionstribunal verurtheilt worden, habe lange mit ihm im Gefängniß gesessen, und täglich schon ihre Abführung zur Guillotine erwartet. Der Lieutenant wäre wiederholt in dem Gefängnisse auf Wache gewesen, hätte die schöne Gefangene viel gesehen, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit habe solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er beschlossen, sie und ihren Mann selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens zu retten. Das sei ihm denn auch glücklich gelungen, wobei seine Mithülfe nicht recht zur Sprache gekommen, so daß man ihn wenigstens deß-

halb nicht zur Untersuchung gezogen habe. Kurze Zeit darauf ei der Mann der schönen Flüchtlingin an den Folgen der langen schweren Gefängnißhaft gestorben, und die junge Wittwe, die damals schon große Zuneigung für ihren Retter gefaßt, habe nun ihm ihre Hand gereicht. Damit die Sache nun nicht etwa noch zur Untersuchung kommen möchte, obgleich dies sonst nicht zu befürchten ist, denn wir Soldaten in unsern Feldlagern bekümmern uns den Teufel um alle diese verdammten Revolutionstribunale in Frankreich selbst, und möchten das Gesindel, was bei denselben sein Wesen treibt, am Liebsten selbst zusammenschießen, wurde diese ganze Sache jetzt mit solchem Geheimniß behandelt. Andere im Regiment hingegen wollten wissen, die ganze Geschichte mit der vornehmen Frau und dem angeblichen Wittwenthum derselben sei nichts wie eine leere Fabel, und Alles hinge viel einfacher zusammen. Die schöne Dame sei weiter nichts wie eine ehemalige Schauspielerin von einem Pariser Theater, mit welcher der Lieutenant früher in einem Verhältniß gelebt und die auch dies Kind von ihm habe. Hier im Felde, wo weiter nicht viel um Papiere und sonstige Dokumente gefragt wurde, habe er nun diese ehemalige Geliebte zu heirathen beschlossen, und dies wäre nun die ganze Sache. Nun mochte dieselbe auch sein wie sie wollte, denn der Teufel konnte wissen, was wahr oder falsch davon war, und im Grunde konnte es uns auch ziemlich gleich sein, ob die Frau früher eine gräfliche Wittwe oder eine Schauspieletin gewesen, denn ein wunderschönes Weib war sie, das stand einmal fest. Wir Offiziere des Bataillons beneideten unsern glücklichen Kameraden nicht wenig bei der Hochzeit, und Jeder wäre gerne an seiner Stelle gewesen. Leider sollte der gute Junge sich seines ehelichen Glückes nicht lange zu erfreuen haben, und das Mißgeschick, welches seine Familie in diesem Kriege hatte, verfolgte auch ihn. Wenige Tage nach seiner Hochzeit war die Schlacht bei Aldenhoven, und hier fiel er, durch eine feindliche Musketenkugel mitten durch das Herz geschossen, auf der Stelle todt hin. Schade um ihn, denn wir verloren einen guten Offizier an demselben. Auch

seine Wittwe und der kleine Knabe, welche in einem Wagen der Armee vorläufig gefolgt waren, gingen bei dem eiligen Rückzug, den wir nach dieser Schlacht antreten mußten, verloren, ohne daß man etwas Bestimmtes von ihrem weiteren Schicksal bei uns erfahren hat. Zwar ward behauptet, man habe auch die Mutter durch einen Schuß getödtet, später in einem Graben am Wege liegend gefunden, etwas Bestimmtes ist darüber aber nie bekannt geworden.

So waren denn schon von dieser Familie die Mutter und sechs Söhne getödtet, und nur der Vater und zwei Söhne noch von derselben übrig. Bei Neerwinden blieb wieder ein Sohn, der als Offizier bei unsern Dragonern diente, an der Spitze seiner Escadron, die er anführte, da der eigentliche Kommandant derselben schon vorher gefallen war, und am Tage darauf erhielt der letzte noch übrig gebliebene Sohn auch eine so tödtliche Wunde, daß er kurze Zeit darauf in den Armen seines alten Vaters, der herbeigekommen war, ihn zu pflegen, verschied. Als der Vater diesen seinen letzten von allen acht blühenden und kräftigen Söhnen begraben hatte und die Flintensalve über sein Grab donnerte, sprach er ruhig: „Für Frankreichs Ehre und Ruhm sind sie Alle den Soldatentod gestorben, ich konnte nicht mehr von ihnen verlangen und werde jetzt bald nachfolgen." Von dem Augenblick an hat der alte Kommandant, außer im Dienst die nöthigen Befehle, die er stets so ruhig und bestimmt gab, als sei nichts vorgefallen, nie wieder ein Wort gesprochen. So starr und finster, als gehöre er wirklich schon einer anderen Welt an, sah er aus, und wer ihn nicht näher kannte, dem konnte wirklich fast vor ihm grauen. In dem Gefecht, was wir am heutigen Tage hatten, fand der Alte auch seinen Tod, und konnte so seiner ihm schon vorausgegangenen ganzen Familie endlich folgen, was gewiß sein sehnlichster Wunsch war. Eine Kugel traf ihn in die Seite, so daß er tödtlich verwundet auf der Stelle zusammenstürzte. Einige Soldaten wollten ihn forttragen, er aber befahl denselben, wieder in ihre Glieder zu treten und fort zu kämpfen, da es doch nicht der Mühe lohne,

ihn mehr aufzuheben. Sein letztes Wort ist ein „vive la patrie" gewesen und damit ist er gestorben, und so endlich mit den Seinen wieder vereinigt worden. Schade um diese ganze so tapfere Familie, und wenn ein Krieg auch nicht ohne viele Verluste geführt werden kann, so ging uns Allen in unserem Heere, die wir sie gekannt hatten, doch das Schicksal derselben sehr zu Herzen," schloß der französische Offizier seine Erzählung, die Alle am Bivouakfeuer mit großem Interesse angehört hatten.

„Sacristie, Camerade, das seien eine traurige Sach' von der Familie, aber ich glauben, den kleinen Jungen, der da seien bei Aldenhoven verloren gegangen, haben wir gefunden und jetzt bei uns," sprach der Rittmeister Vautremont.

„Que vous dites, mon Commandant?" entgegnete mit neugierigem Erstaunen der französische Offizier, und fragte nach den näheren Verhältnissen dieser Angelegenheit.

„Wart' Sie ein wenig, kann mein alter Wachtmeister, der haben gemacht den Fund, am Besten davon erzählen," antwortete der Rittmeister und rief mit seiner mächtigen Stimme: „Wachtmeister Lichtenberger, komm' Er 'mal her."

Schnell sprang der Gerufene, der bei der Mannschaft am nächsten Feuer saß, auf, und stand gleich darauf in streng dienstlicher Haltung vor seinem Chef, mit der gewöhnlichen Frage: „Was haben Ew. Gnaden Herr Rittmeister zu befehlen?"

„Machen Er auf sein Maul und erzählen Er hier die nähere Sachen, wie Er haben gefunden unseren petit François nach der Bataille von Aldenhoven," befahl dieser.

Der Wachtmeister folgte sogleich diesem Befehl und erzählte die genauen Umstände dieses Fundes, wie solche unseren Lesern bereits bekannt sind. Nach einigen weiteren Fragen über Kleidung und sonstiges Aussehen der gefundenen Frau, erklärte der französische Parlamentär, es könne kaum ein Zweifel noch darüber sein, daß sie die Wittwe des gefallenen Offiziers gewesen, und der kleine aufgefundene Knabe ihr Sohn sei.

War nun freilich auf diese Weise einiges Licht über die Abstammung des kleinen Findlings verbreitet, so war sonst doch

das weitere Dunkel, was über derselben lag, nicht viel erhellt. Wie schon erwähnt, wußte der französische Parlamentär hierüber auch nichts Bestimmtes, und glaubte kaum, daß Näheres zu erforschen sein würde, da wahrscheinlich nicht die mindesten Papiere in dieser Angelegenheit mehr vorhanden wären. Er versprach übrigens, bei seiner Rückkehr, so viel er könne, die sorgfältigsten Nachforschungen darüber anzustellen, und ein etwaiges Resultat derselben an den Rittmeister Vautremont zu melden. Uebrigens sollte der kleine Franz vorläufig in seinen jetzigen Verhältnissen bleiben, da auch der französische Offizier der Ansicht war, daß dies entschieden für ihn das Beste wäre, indem in Frankreich schwerlich Jemand lebe, der eine besondere Sorgfalt für ihn tragen würde.

„Sacristie, sollt' wir missen unsern petit Franz nicht allein ich, sondern auch meine ganze Schwadron würd' haben die größte Betrübniß darüber. Ist er doch uns Allen sehr lieb, und haben wir ihn so gern, als seien er unser eigner Sohn," meinte noch der Rittmeister Vautremont; und selbst der alte Wachtmeister Josias Lichtenberger brummte ein halblautes „Schwernoth, das wäre eine verfluchte Geschichte, wenn der Jung' wieder fort sollt'. Ich glaube, die Kalassan gäbe ihn mit Güte gar nicht her, und man müßte Gewalt brauchen," in den Bart.

Die Antwort auf den Brief, den der Parlamentär überbracht hatte, war unterdeß durch eine Ordonnanz aus dem k. k. Hauptquartier zurückgeschickt worden, und somit mußte dieser denn auch Anstalt treffen, den gastlichen Kreis am Bivouakfeuer zu verlassen und in das französische Lager zurückzureiten.

„Buvez encore un coup, Camerade," nöthigte noch einmal der Rittmeister Vautremont dem französischen Offizier das volle Glas auf. „Seien das leicht das letzte Glas, was wir trinken im Leben zusammen. Also à votre santé, Camerade," und damit stieß er mit dem Franzosen gar freundschaftlich an. Auch die übrigen k. k. Offiziere folgten dem Beispiele des Rittmeisters, denn der lustige, und einen echt militärischen Anstand zeigende französische Kapitän hatte ihnen Allen wohlgefallen, und selbst

der steife Engländer mußte sich von seinem Sitze erheben und mit dem Franzosen anstoßen.

Die freundschaftliche, wirklich recht kameradschaftliche Aufnahme, welche er da in dem Kreis der k. k. österreichischen Offiziere gefunden hatte, machte unverkennbar einen ungemein angenehmen Eindruck auf den Franzosen. Er drückte Allen noch recht herzlich die Hände und bedankte sich in einem Tone, dem man wohl anmerkte, daß er auch wirklich wahr sei, vielmals für das so freundliche Betragen gegen ihn. „Der Krieg hat oft seltsame Zufälle meine Herrn," sprach er zuletzt noch, „und sollte Jemand von Ihnen jemals in die Lage kommen, daß ich ihm irgendwie gefällig sein könnte, so würde ich dies stets mit dem größten Vergnügen thun. Mein Name ist Kapitän Michael Ney und meine nähere Adresse so und so," mit diesen Worten stieg er in den Sattel, salutirte noch einmal sehr artig alle Anwesenden und sprengte, von einem Trompeter, den er bei sich, begleitet, der Gegend zu, in der man die Wachtfeuer der französischen Vorposten in ziemlicher Nähe leuchten sah.

„Teremtete, mag man nun über die Franzosen auch noch so viel fluchen, eine schneidige Armee haben sie doch und mit ihren Offizieren ist es eine Lust zu raufen und zu saufen," sprach der ungarische Huszaren-Oberlieutenant, der ein besonderes Wohlgefallen an dem französischen Kapitän gehabt hatte, als nach dessen Wegritt die Zurückgebliebenen wieder ihre früheren Plätze am Bivouakfeuer einnahmen.

„Das will ich meinen, sacre mille de tonnerres, die Franzosen sind Feinde wie es sich gehört, und ganz andere Kerls wie diese Viecher von Türken, mit denen wir uns vor zwei Jahren herumrauften. Saufen die Türken nicht einmal Wein, und eine grauslichere Dummheit kann doch auf der Welt nicht sein," sprach zustimmend der Rittmeister Vautremont. „Doch ich sehe noch viel Punsch in unserer Bomben, allons-donc lassen uns trinken, desto besser," ermahnte er wieder nach gewohnter Art zum fleißigen Trinken.

„Yes — yes — Sir," antwortete, zufrieden bei dieser Aufforderung mit dem Kopfe nickend, der englische Dragoner-Kapitän, und reichte seinen großen Kokusnußbecher wieder zur Füllung hin. „Da, Wachtmeister Lichtenberger, hat Er mein Glas und sauf Er tüchtig eins auf den Schreck, daß wir nicht behalten unseren kleinen Franzl. Behalten wir ihn doch bei unserer Schwadron, und wenn er haben auch noch so viel Verwandte in die Frankreich, was ich aber nicht kann glauben," sprach der Rittmeister zu seinem Wachtmeister, der unterdeß noch am Offiziersfeuer stehen geblieben war, etwaige weitere Befehle zu erwarten, diesem sein Glas hinreichend.

„Mich gehorsamst zu bedanken, Ew. Gnaden, Herr Rittmeister," antwortete der das Glas leerend und wieder zurückgebend. „Den Franzl geben wir nicht heraus, Ew. Gnaden Herr Rittmeister, nicht so? Der ist ja ehrliche Kriegsbeute und gehört unserer Schwadron. Laß die Franzosen es nur versuchen, ihn mit Gewalt zu nehmen, wenn sie ihn haben wollen, Herrgott von Mannheim, was sollen die für Schmiere dann kriegen," fuhr er noch fort, da ihn die Sorge, daß der kleine Franzl am Ende doch noch von den Franzosen wieder zurückreklamirt werden könne, jetzt ungleich redseliger gemacht hatte, wie sonst seine Gewohnheit war. „Haben Ew. Gnaden, Herr Rittmeister, sonst weiter noch was zu befehlen?"

„Nein, Er kann gehen. Die Nacht wird's wohl nichts mehr geben, und so laß er die Hälfte der Pferde nur stets abzäumen und ihnen die Futterbeutel vorhängen, damit sie morgen desto frischer sind."

„Zu Befehl Ew. Gnaden, Herr Rittmeister," mit diesen Worten salutirte der Wachtmeister, machte ganz nach Vorschrift Kehrt und ging zu dem Feuer der Mannschaft wieder zurück.

Die Offiziere tranken und jubelten aber noch fort, bis der letzte Rest aus dem Bombenrohr den Weg in ihre Kehlen gefunden hatte, wozu der Rittmeister und der englische Kapitän im Verein das Meiste beigetragen hatten.

„Buvez vous encore le reste, Camerade?" fragte Bau-

tremont noch als artiger Wirth den Engländer, diesem den Schöpflöffel, den er mit Mühe noch halb gefüllt hatte, darbietend.

„Yes — yes — Sir," antwortete der wie immer, goß sich behaglich die letzten Tropfen ein und leerte sie in seine Kehle, worauf er sich erhob, ein kurzes Gutenacht sagte und sich an einem etwas ruhigeren Platze, gänzlich unbekümmert um alles Uebrige, was etwa weiter noch um ihn vorgehen mochte, der Länge nach zum Schlafen niederstreckte. „Sind meist gewaltig phlegmatische Naturen, diese englischen Offiziere, und verstehen zwar muthig sich zu schlagen und gewaltig zu trinken, geben aber sonst auf den Vorposten meist sehr langweile Gesellschafter ab, und mit ihrer Wachsamkeit ist es auch in der Regel nicht sonderlich bestellt," meinte noch ein k. k. Offizier.

Dem siegreichen Gefecht bei Tamans folgten in den nächsten Wochen noch mehrere andere derartige, und es gab der größeren und kleineren Zusammenstöße mit den Feinden gar viele. Ein sehr bedeutendes Gefecht, wo die Tüchtigkeit der k. k. Waffen so recht volle Gelegenheit hatte, sich wieder zu zeigen, war am 15. Oktober bei Wattignis, obgleich der Sieg ein ziemlich unentschiedener blieb. Ungarische Husaren von dem berühmten Regiment Blankenstein und mehrere Schwadronen Dragoner hatten an diesem Tage ihre alte Reitertüchtigkeit so recht bewiesen. Die ziemlich breite und reißende Sambre trennte sie von der feindlichen Stellung, und hinderte so die Verwendung, welche die tapferen Reiter selbst so dringend wünschten. Nun, wenn der Fluß auch reißend und das Wasser in demselben auch ungemein kalt war, es durfte dies nicht schaden, denn die Pferde konnten ja schwimmen und ihre Reiter waren abgehärtete Soldaten und keine verzärtelten Weichlinge, so daß sie eine etwaige Verkältung gerade nicht sonderlich zu fürchten hatten. Also frisch hinein in den Fluß und den Feinden gezeigt, daß die k. k. Kavalleristen durch ein Wasser, wie die Sambre ist, und mag diese auch noch so reißend sein, sich in ihren Angriffen nicht aufhalten lassen. Während das tapfere

k. k. Regiment Klebeck sich mit der feindlichen Uebermacht auf das Wüthendste um das Dorf Wattignis herumstritt und abwechselnd dasselbe erstürmte, und dann von den Franzosen wieder daraus vertrieben wurde, kamen die Huszaren und Dragoner jetzt ganz unerwartet ihren Kameraden von der Infanterie zur Hülfe angejagt. Naß und frierend waren die tapferen Reiter, und das beste Mittel sich zu erwärmen war daher, wenn sie so recht herzhaft auf die feindlichen Schaaren mit dreinhauten. Das thaten sie denn auch wahrlich nach besten Kräften und trieben die Franzosen bald so in die Flucht, daß diese sogar drei Geschütze im Stich ließen. Der junge Kadet, der bei Neerwinden zum Erstenmal in das Feuer kam, und der es jetzt schon bis zum Kadet-Korporal gebracht hatte, war bei diesem Angriff auf die feindlichen Geschütze mit der Vorderste gewesen. Wie ein Vogel so leicht und gewandt, war der treffliche Braune von edler Zucht, den sein Vater ihm als Dienstpferd mit in das Regiment gegeben hatte, und des guten Rosses würdig, zeigte sich auch der Kadet, denn gar schneidig ritt er auf die Feinde ein und wußte seinen Pallasch schon so gewandt wie der beste Dragoner zu gebrauchen. Der alte Wachtmeister Josias Lichtenberger war ein trefflicher Lehrmeister auch hierin gewesen, und hatte nicht vergebens manche Stunde in den Marschquartieren mit dem Kadeten herumgefochten. Die französischen Kanoniere bei den Geschützen waren meist tapfere Leute, welche die ihnen fanvertrauten Kanonen nicht so ohne Weiteres im Stich ließen, sondern muthig vertheidigten, wie es auch die Pflicht und Schuldigkeit jedes ehrenhaften Artilleristen ist, mag er nun einem Heere, welches es auch immer sein möge, angehören. Ein verzweifelter Kampf entspann sich daher zum Theil noch bei diesen Geschützen, und der junge Kadet hatte so recht Gelegenheit dabei, seine Reitertüchtigkeit zu zeigen. Besonders ein alter Artillerist, ein recht wild aussehender Kerl, dem der graue Zottelbart bis weit auf die nackte Brust herabhing, denn er hatte seine Uniorm abgeworfen und focht im offenen Hemde, machte ihm sehr viel zu schaffen. Den langen schweren Setzkolben hatte derselbe

mit beiden Händen unten angefaßt, und haute mit so wüthenden und kräftigen Streichen damit um sich herum, daß kein Reiter sich ihm ungefährdet nähern konnte. Die Pferde derselben bäumten hoch sich auf und wollten mit Gewalt zurückdrängen, so sehr scheuten sie sich vor den Streichen, die der Artillerist mit seiner langen Stange führte. „Kreuzdonnerwetter," rief der junge feurige Kadet, denn auch einige herzhafte Soldatenflüche hatte er, wie man nicht läugnen kann, schon in seiner Dienstzeit beim Regimente gelernt, „den verdammten Kerl müssen wir bekommen," und damit hieb er seinem Braunen die Sporn so in die Flanken, daß das edle Roß mit mächtigem Sprunge auf den Franzosen zusetzte. Dieser war aber ein alter Soldat und gewandt und umsichtig, er paßte geschickt den rechten Augenblick ab, und ließ dann mit mächtigem Schlag seine Stange auf den Kopf des Pferdes seines Angreifers herabsausen. Hoch auch bäumte sich noch einmal in letzter Kraft das Thier, und stürzte dann gebrochen zusammen, seinen Reiter im Fall mit niederreißend. Unrettbar wäre derselbe verloren gewesen, denn der Artillerist wollte schon zu einem zweiten Hieb ausholen, und nur seine Behendigkeit, verbunden mit einer für seine Jugend seltenen Kaltblütigkeit, konnte den Kadeten retten. Blitzschnell sprang er auf, bückte sich ganz tief zur Erde, so daß der Gegner über ihn mit der Stange forthieb, packte dann denselben, bevor er sich dessen versah, bei den Füßen, und durch diese plötzliche Ueberraschung gelang es dem jungen Kadeten in der That, seinen Feind der Länge nach zu Boden zu werfen, obgleich sonst derselbe an Körperkraft ihm gewiß weit überlegen war. Der am Boden liegende Artillerist, dem der Kadet sogleich den Fuß auf die Brust setzte, mußte sich nun wohl ergeben, zumal schnell noch einige Dragoner von den Pferden gesprungen waren, um ihrem muthigen Führer, falls er noch Hülfe nöthig haben sollte, solche zu bringen. So war durch diese kühne That das feindliche Geschütz wirklich erobert worden, und nicht geringes Verdienst hatte der junge Kadet sich dadadurch erworben. Zwar lag sein schöner Braune todt am

Boden und streckte starr alle Viere von sich, und dies war freilich ein sehr empfindlicher Verlust, besonders hier im Felde, wo nicht sogleich ein so gutes Roß wieder zu bekommen war; doch ließ die Freude über den so tüchtig erkämpften Sieg weiter keine Trauer darüber aufkommen. Mit aufrichtigem Jubel begrüßte der alte Wachtmeister Josias Lichtenberger, der unterdeß mit mehreren Dragonern ein zweites Geschütz genommen hatte, seinen jungen Schützling, der seinem Unterrichte so viele Ehre machte, über diesen Sieg. „Recht so gemacht, Kadet. — Das war brav und die silberne Medaille entgeht Ihnen nicht dafür. Ist doch ein großes Glück für Sie, daß Sie noch Kadet sind, und sich die Medaille heraushauen konnten, bevor Sie Offizier wurden. So die Tapferkeits-Medaille ehrt jeden Soldaten, und wenn Sie wirklich dereinst mal ein Herr Feldmarschall-Lieutenant geworden sind, und noch so viele vornehme und hohe Großkreuze tragen sollten, wird Ihnen die Tapferkeits-Medaille immer doch mit das Liebste sein, und Sie werden sich dieser That, wodurch Sie solche mit vollem Recht verdienten, stets freudig erinnern." Solche Worte des alten Wachtmeisters, der mit seinem Lobe sonst wahrhaftig nicht allzufreigebig war, klangen dem jungen Kadeten gar lieblich in die Ohren, und wirklich über und über roth war sein frisches blühendes Gesicht vor Freude. Auch der Rittmeister Baron Vautremont lobte den Kadeten, wie er dessen That erfahren, auf angemessene Art, und wußte es schon zu veranstalten, daß derselbe für den ersten Bedarf ein genügendes Pferd wieder erhielt. Der Oberst des Regiments, der mit Recht darauf wachte, daß keine besonders muthige That irgend eines der unter seinem Befehle stehenden Soldaten ohne den gebührenden Lohn bliebe, belobte den jungen muthigen Kadeten in dem nächsten Regimentsbefehl, und schlug ihn zugleich auch für die silberne Tapferkeitsmedaille vor. Der Vorschlag des Obersten, mit genügenden Belegen begleitet, ward auch genehmigt, und einige Wochen darauf konnte der Rittmeister, Baron Vautremont, vor der Front der ganzen Schwadron, die dazu zu

Fuß ausgerückt war, dem Kadeten die Medaille auf feierliche Weise überreichen. Ein unendlich freudiger Tag, den er in seinem ganzen Leben nie wieder vergaß, war dies für den Geschmückten. Da seine stets gut gefüllte Börse ihm dies gestattete, so veranstaltete er an dem Abend dieses Festtages, für sämmtliche Dragoner der ganzen Schwadron ein kleines Fest, so gut sich solches in dem französischen Grenzdorf, in dem man einquartiert lag, nun gerade veranstalten ließ. Die Mutter Kalassan ward von dem Kadeten zur Festordnerin ernannt und ihr dringend dabei empfohlen worden, ja kein Geld zu sparen, um die Bewirthung der Dragoner möglichst genügend zu machen. Die alte Frau verstand sich auf so etwas und wußte schon aus vieljähriger Erfahrung, was dem Geschmacke der Soldaten am Meisten zusage. Ein großes Faß mit gutem rothem Landwein, wie er nun eben zu haben war, ward von ihr angekauft, und jeder Dragoner erhielt mehrere Schoppen davon, so daß er vollkommen satt sich trinken konnte, ohne sich zu berauschen. An Lebensmittel gab es feines Weizenbrod, guten holländischen Käse, Würste, Schinken und kalten Schweinebraten, so viel Jeder nur essen wollte, und dazu ein Päcklein Tabak, für mehrere Tage hinreichend. Damit konnte doch gewiß jeder Dragoner vollkommen zufrieden sein, und dies war auch in der That der Fall, und an dem Festabend sah man in der ganzen Schwadron nichts wie lustige Gesichter. In langen Zügen wurde der gute Wein getrunken, mit vollen Backen die schmackhaften Speisen verzehrt, und dem freigebigen Wirth, der mit einigen andern Kadeten ebenfalls unter den Dragonern weilte, gar häufig von den einzelnen Gruppen derselben ein lautes Lebehoch gebracht. Auf seinen ihm durch die Erlangung der silbernen Medaille zukommenden Mehrbetrag des halben Tagessoldes verzichtete der Kadet sogleich zu Gunsten eines Dragoners in der Schwadron, der bei diesem letzten Gefechte, in dem er selbst sich die silberne Medaille erworben hatte, so schwer verwundet worden war, daß er als Invalide entlassen werden mußte. Diese Zulage wurde demselben auch regelmäßig ausgezahlt und trug

nicht wenig dazu bei, für den Rest seiner Tage dem Manne mancherlei kleine Annehmlichkeiten zu gewähren. Der Vater des jungen Kadeten war übrigens über die Nachricht, daß sein Sohn sich die silberne Tapferkeitsmedaille erworben, so erfreut, daß er später noch dem Wachtmeister Josias Lichtenberger, der sich desselben so sehr angenommen hatte, die schönste Meerschaumpfeife mit dem schwersten Silberbeschlag, die nur in ganz Wien zu haben war, schickte, und ebenfalls dem Novodni und einigen anderen älteren Dragonern, die seinem Sohne auch manche kleine Gefälligkeiten schon erwiesen hatten, werthvolle Geschenke zukommen ließ. Als der Kadet aber noch im Laufe desselben Jahres zum Unterlieutenant befördert wurde, da schickte ihm der Vater für den getödteten Braunen zwei Rosse, wie sie in der ganzen Armee schwerlich besser und schöner gefunden werden konnten.

Wenn auch die Franzosen an diesem 14. Oktober bei Wattignis, wo der Kadet sich die silberne Tapferkeitsmedaille erwarb, schon manchen Verlust erlitten hatten, so setzten sie dennoch am folgenden Tag den Kampf nochmals hartnäckig fort. Mit einer solchen Uebermacht griffen die Feinde das am Tage zuvor von den k. k. Truppen eroberte Dorf Wattignis an, daß diese es nach großem Widerstand gegen 1 Uhr Mittags endlich wieder räumen mußten. Nochmals erstürmte der Feldmarschall-Lieutenant Turzky an der Spitze eines Bataillons des tapferen Regiments Brechainville das Dorf wieder, während zwei Schwadronen des Husaren-Regiments Barco rechts und links in die feindlichen Schaaren einhieben, daß es eine Art hatte. Auch der alte Oberst Vasquez, wegen seines vielfach bewiesenen Muthes in der ganzen Armee hochgeachtet, setzte sich selbst an die Spitze eines Bataillons vom Regiment Hohenlohe, den Feinden Widerstand zu leisten, allein vergebens, das Geschützfeuer desselben wirkte zu verheerend und Wattignis mußte geräumt werden; verfolgen konnten die Franzosen die in guter Ordnung sich zurückziehenden Oesterreicher aber nicht, dafür wußte der Rittmeister Bechtold mit einer Division von Kronprinz Ferdinand-Kürassieren schon zu sorgen. Wiederholt ließ

der zur Attaque gegen die französischen Schaaren blasen, und ging auf dieselben los, bis diese in angemessener Entfernung sich zurückzogen und ihr weiteres Vordringen wohlweislich einstellten. Auch die Dragoner von dem uns bekannten Regimente hauten an diesem Tage noch wiederholt an den anderen Stellen des Schlachtfeldes mit günstigem Erfolg auf die Franzosen ein und nahmen denselben sogar eine Fahne ab. Besonders der alte Novodni zeichnete sich bei dieser Gelegenheit sehr aus und hätte derselbe nicht schon von früher her die silberne Medaille besessen, so wäre ihm solche entschieden jetzt zuerkannt worden. Der Dragoner selbst übrigens, der diese Fahne eroberte, ward so schwer dabei verwundet, daß er wenige Stunden darauf den Heldentod schon fand und so den verdienten Lohn seiner Tapferkeit nicht mehr genießen konnte. Ein Schuß eines französischen Korporals, der die Fahne trug, und diese mit äußerster Anstrengung vertheidigte, hatte ihn schon schwer in die Brust getroffen und dennoch besaß er noch so viel Willenskraft, von dem weiteren Kampfe nicht abzulassen. Fast schon von Blutverlust im Sattel schwankend, nahm er seine letzte Kraft noch zusammen, und hieb dem Fahnenträger einen so gewaltigen Hieb von oben herab über den Schädel, daß derselbe sogleich todt zusammenfiel. Jetzt aber konnte auch der Dragoner sich nicht mehr im Sattel halten und glitt aus demselben herab, hatte aber noch so viel Besonnenheit, die auf dem Boden liegende Fahne zu erfassen, und mit seinem todtwunden Körper dieselbe zu bedecken. So fanden ihn seine Kameraden, und die eroberte Fahne die er mit letzter Kraft wahrhaft krampfhaft umfaßte, in der Hand, hoben sie ihn auf und brachten ihn zu dem General Benjowsky, der auf dieser Stelle des Schlachtfeldes befehligte. Sprechen konnte der Verwundete nicht mehr, wie aber der von seiner Hingebung gerührte General an ihn hintrat, und einige feurige Worte des größten Lobes redete, da schien er dieselben noch vollkommen zu verstehen. Er schlug noch einmal freudig sein schon brechendes Auge auf und ein Lächeln der Zufriedenheit überflog seine bleichen Züge, in denen bald darauf der Todeskampf schon

eintrat. „Da stirbt ein tapferer Soldat für seines Kaisers Ruhm," sprach ergriffen der General und nahm ehrfurchtsvoll den Hut ab, und seinem Beispiele folgten alle übrigen Anwesenden. So fest aber hatte der Dragoner die eroberte feindliche Fahne umklammert, daß es wirklich Mühe kostete, dieselbe nach seinem Tode ihm aus den Händen zu entwinden. Derselbe wurde auf der Stelle, wo er gestorben war, sogleich mit allen militärischen Ehrenbezeugungen auf Befehl des Generals begraben, und eine dreimalige Salve über seinem Grabe abgeschossen.

Diese zweitägige Schlacht bei Wattignis, in der das Resultat im Allgemeinen ziemlich unentschieden blieb, war das letzte bedeutende Gefecht, was in dem für Oesterreichs Waffen so ruhmvollen Feldzug von 1793 mit den Franzosen geschah. Die k. k. Truppen bezogen bald darauf die Winterquartiere, und für einige Monate trat eine Waffenruhe ein, um neue Kräfte für den bevorstehenden Feldzug von 1794 zu sammeln.

Blutig und inhaltsschwer sollte auch dieser wieder beginnen, und die k. k. Truppen auf's Neue häufig Gelegenheit finden, ihre Tüchtigkeit in zahlreichen kleinen und größeren Gefechten zu zeigen. Unter den Augen Sr. Majestät des Kaisers Franz von Oesterreich selbst sollte die Armee theilweise zu fechten die Ehre haben, und so ihrem Kriegsherrn durch die That zeigen können, wie willig sie für seine Rechte ihr Blut verspritzen wolle.

Am 14. April 1794 begannen auf's Neue die Feindseligkeiten dieses Feldzuges in der Umgegend von Valenciennes. Das erste bedeutende Zusammentreffen geschah bei Landrecys am 17. desselben Monats. Selbst in eigener Person, mit gezogenem Degen, ritt Se. Majestät der Kaiser Franz, begleitet von seinen beiden Brüdern, den Erzherzogen Karl und Joseph, am frühen Morgen dieses Tages durch die Reihen der in Schlachtordnung aufgestellten Truppen.

„Streitet heute tapfer meine Kinder! Mit Gottes Beistand müssen wir es diesmal durchsetzen. Seid tapfer!" sprach

der Kaiser in freundlich aufmunterndem Tone zu den verschiedenen Truppenkorps. Solche Worte ihres Kaisers und Herrn mußten natürlich den lebhaftesten Anklang in Oesterreichs Kriegerschaaren finden und die Soldaten begeistern, heute ihr Aeußerstes zu thun, um sich derselben würdig zu zeigen.

„Siegen oder sterben!“ rief es in lautem Jubelruf in den Gliedern, und durch die That bewiesen es bald die Meisten der Rufenden, daß dies nicht bloß leere Worte waren, sondern sie auch wirklich das Aeußerste daran setzen würden, solche zur vollen Wahrheit zu bringen. Vorwärts ging es nun in acht verschiedenen Kolonnen, und mochte das feindliche Feuer auch noch so verheerend in ihren Reihen wüthen, die k. k. Truppen, von ihren tapferen Verbündeten, den Engländern, unterstützt, ruhten nicht eher, bis sie die Stellung der Feinde durchbrochen, und diese mit einem Verlust von über 4000 Mann in die Flucht getrieben hatten. Die Festung Landrecys konnte in Folge dieses Sieges von beiden Seiten jetzt eingeschlossen werden, was immerhin als ein wichtiger Fortschritt zu betrachten war. Zur Belohnung dieses glänzenden Sieges, der unter seinen Augen erfochten war, ernannte der Kaiser den Erzherzog Karl, der so sehr viel zu demselben mit beigetragen hatte, noch auf dem Schlachtfelde selbst zum Feldzeugmeister.

Auf's Neue kam es übrigens am 26. April hier bei Landrecys wieder zum Schlagen. Die ganze Gegend war noch durch Nebel tief verschleiert, als die Franzosen in aller Stille in zwei Kolonnen gegen die Oesterreicher und Engländer anrückten. Wie es im französischen Heer so häufig der Fall ist, so griffen die Soldaten desselben im ersten Anprall mit einem so lebhaften Ungestüm an, daß die Oesterreicher sich eine Strecke zurückziehen mußten. Wenn aber auch dieser erste Angriff ein entschieden glücklicher war, so durften dennoch die Feinde nicht glauben, daß deßhalb die Lorbeeren des Sieges schon von ihnen errungen worden seien. Das k. k. Kürassier-Regiment Zeschwitz unter seinem ritterlichen Oberst Fürst Schwarzenberg, der in dem jugendlichen Alter von dreiundzwanzig Jahren schon die vielen

militärischen Anlagen auf glänzende Weise zeigte, welche ihm später einen so hervorragenden Platz in der Geschichte der k. k. Armee für alle Zeiten sicherten, ward nebst neun Schwadronen englischer Reiterei den bisher siegreichen Feinden entgegengeschickt. Vom Feinde unbemerkt ging die Avantgarde dieser ganzen Reitermasse, welche der ebenso geschickte wie muthige Rittmeister Mecsery kommandirte, durch eine tiefe Schlucht auf die Ebene hinaus, wo sie Gelegenheit zu einer günstigeren Verwendung finden konnte.

„Hussah, nur drauf und dran, und die Feinde geworfen, daß es eine Art hat!" rief der tapfere Rittmeister, und dem Beispiele ihres Führers folgten seine Kürassiere. Solchem Angriffe vermochte die hier aufgestellte feindliche Reiterei nicht zu widerstehen, sie wendete sich bald zur Flucht, und selbst der sie befehligende General Chapuis ward gefangen genommen. Jetzt aber kam der Fürst Schwarzenberg mit der Hauptmasse seiner Reiterei auf die Fläche herausgeritten. In Schlachtordnung stand die französische Infanterie ihm gegenüber, ein blutiger Kampf war voraussichtlich nöthig, bevor dieselbe geworfen werden konnte. Je überlegener aber die Zahl der Feinde, desto größer auch die Ehre bei ihrer Besiegung, dachte der tapfere Oberst, und solche Gesinnung theilte sich auch seinen getreuen Reitern mit. In zwei Treffen, denen eine Reserve nachfolgte, theilte er seine Schwadronen, und nun vorwärts in den Feind, und den Franzosen auf's Neue gezeigt, daß Oesterreichs Reiterschaaren auch vor keinem Angriffe zurückschrecken. Fest setzen sich die Kürassiere in den Sätteln, mit kräftigen Fäusten umfassen sie die langen schweren Pallasche, und nun den Rossen die Sporen in die schäumenden Flanken gestoßen und wie eine dunkle Wetterwolke in den Feind hinein. Mochte das Kartätschen- und Musketen-Feuer desselben auch noch so verderblich in ihren Reihen wüthen, und mancher schneidige Reiter, manch' wackeres Roß in tödtlicher Verwundung sich am Boden wälzen, es durfte dies jetzt nicht schaden. Ueber die Verwundeten weg mußten die Rosse setzen, der Blick durfte nicht mitleidig auf die

am Boden Liegenden gerichtet werden, sondern kampfeslustig auf die in den Waffen starrenden Reihen der Feinde. Helfen konnte man den Gefallenen für den Augenblick doch nicht, also galt es nur, sie an ihren Verderbern zu rächen.

„Vorwärts, vorwärts, nur in den Feind!" riefen stets die Offiziere, ihren tapferen Führer an der Spitze, und begeistert folgte die muthige Reiterschaar solch' schönem Rufe. Und wie man nun bei der französischen Infanterie angekommen war, hussah! da ging es in die Glieder derselben hinein, daß es eine Lust war. Bald waren die feindlichen Reihen durchbrochen, und zur wilden Flucht wandten sich die einzelnen Infanteristen, die bis dahin noch so fest gestanden hatten. Viele hundert Gefangene machten die Kavalleristen, und allein an zweiundzwanzig Geschütze fielen auf dieser Stelle des Schlachtfeldes in ihre Hände. Ein ungemein bedeutender Vortheil war daher erreicht, und hohe Ehre verdiente der Oberst Fürst Schwarzenberg, dessen Anführung man denselben verdankte. Die verdiente Auszeichnung ward dem jugendlichen Helden aber dafür auch zu Theil, denn noch auf dem Schlachtfelde selbst verlieh sein Kaiser ihm das Kreuz des Theresienordens, dieser höchsten Auszeichnung, die ein k. k. Offizier nur erhalten kann.

Auch auf den andern Stellen des Schlachtfeldes begünstigte das Glück die Waffen der Alliirten, und besonders die ungarischen Husaren und die englisch-hannöverschen leichten Dragoner hieben viele Feinde zusammen und wetteiferten um den Preis des Sieges. Mit dem standhaftesten Muthe vertheidigten sich übrigens die Franzosen auf allen Stellen des Kampfplatzes, und es bedurfte überall der größten Anstrengungen, dieselben endlich in die Flucht zu treiben. Besonders auch der Erzherzog Karl selbst, der an der Stelle des verwundeten k. k. Generals Alwintzy das Oberkommando des Reservekorps übernahm, hatte auch diesmal wieder Gelegenheit, in hohem Grade sich auszuzeichnen und wesentlich mit zur Gewinnung des Sieges beizutragen.

War nun der Feldzug von 1794 auf sehr glückliche Weise

auch begonnen, so folgten auch noch verschiedene andere Gefechte, in denen die Franzosen stets die empfindlichsten Niederlagen erlitten. So war besonders die blutige Schlacht bei Tournay am 22. Mai, in der namentlich die k. k. Infanterie reiche Gelegenheit fand sich auszuzeichnen, ein glückliches Ereigniß für das österreichische Heer, was hier abermals von der persönlichen Anwesenheit seines Kaisers zu den größten Anstrengungen angespornt wurde.

Leider machte der unglückliche Tag bei Fleurus alle diese Siege wieder vergeblich, und die Oesterreicher sahen sich selbst genöthigt die Hauptstadt Brüssel wieder zu räumen, und da noch mehrere andere Unglücksfälle folgten, allmälig auch ihren Rückzug aus ganz Belgien anzutreten. Das waren denn gar schlechte Zeiten für die tapfern Dragoner unseres Regiments, die so gern, statt wie jetzt immer rückwärts, wieder vorwärts marschirt wären. Es ist ein verfluchtes Ding um so einen gezwungenen Rückzug, obgleich derselbe auch bei den besten Truppen von der Welt geschehen kann und weiter keine Schande für dieselben ist. Wie schwer wird aber dann Alles selbst den einzelnen Soldaten, die doch auf Kommando sich zurückziehen müssen und weiter nichts bei dem Ganzen thun können. Jede Beschwerde erträgt sich ungleich schlechter, jeder Marsch ist ermüdender, jedes Bivouak unbehaglicher, jeder Quartierwirth erscheint unfreundlicher, als wenn es nur vorwärts geht, wo man alle derartigen Unannehmlichkeiten kaum der Beachtung für werth hält.

Was wetterte und fluchte auch unser alter Freund, der Rittmeister Baron Vautremont, über diesen gezwungenen Rückmarsch, und goß täglich, wenn seine Dienstpflichten nicht darunter litten, immer größere Mengen geistiger Getränke aller Art, wie er solche nun eben bekommen konnte, durch seine ewig durstige Kehle, um so seinen innern Unmuth zu bekämpfen. Wie sicher hatte der Rittmeister schon darauf gerechnet, in Paris einzuziehen und so diesen ganzen Revolutionswirren, die er auf das Bitterste haßte, ein Ende mit machen zu helfen, und nun

schien diese schöne Hoffnung, wenn auch nicht für immer, so doch für lange Zeiten wieder vernichtet zu sein. „Sacristie und sacre mille de tonnères“ fluchte er mit dem größten Zorn immer und immer wieder, wenn täglich auf's Neue der Befehl zum Rückmarsch ausgegeben war, und es kein einziges Mal mehr so recht vorwärts ging, wie er doch so gerne gemocht hätte. Viel ruhiger wie sein heißblütiger Rittmeister nahm der alte Josias Lichtenberger diese steten Befehle zum Rückmarsche hin. Zwar war auch er ein viel zu braver Soldat und liebte den Ruhm der k. k. Fahnen, unter denen er ja nun so lange Jahre schon mit Ehren gedient hatte, zu sehr, als daß ihn nicht auch dieser stete Rückmarsch innerlich arg verdrießen sollte, aber mit seinem ruhigen Temperamente fügte er sich denn auch ohne Weiteres den Umständen, die abzuändern nun doch nicht einmal in seiner Macht standen.

„Brüden geiht um (Necken geht um), sagt man bei uns im Münsterlande, Ew. Gnaden Herr Rittmeister,“ antwortete er einst in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone dem Rittmeister, als dieser ihn beim Morgenrapport wieder mit so vielem Ungestüm über den so eben befohlenen Rückmarsch empfangen hatte.

„Was das seien das Brüden,“ fragte der Rittmeister, und der Wachtmeister mußte die Bedeutung dieses Wortes ihm erst umständlich erklären, was nicht ganz ohne Schwierigkeit war.

„Sacristie, seien Er ein Narr avec son Brüden. Au contraire, müssen wir schlagen alle Tag' die verdammten Feind', oder der Teufel soll hole die ganze Wirthschaft,“ schnaubte ihm aber der zornige Vautremont entgegen, der durch diesen ruhigen Gleichmuth seines alten Wachtmeisters nichts weniger wie besänftigt war. „Oh diese Deutsch, was haben die für Blut von die Fisch in ihr Adern, obgleich sie seien sonst brave Soldaten, wie sie seien sollen,“ brummte der Rittmeister noch weiter.

In dem Marketender-Karren der Frau Kalassan folgte der kleine Franz Aldenhoven nun im Jahr 1794 ebenso dem Rückzug der k. k. Truppen, wie er im Feldzug zuvor dieselben auf ihrem siegreichen Vorrücken mit begleitet hatte. Zwar theilte

die alte Marketenderin ebenfalls den Unmuth des Heeres über diese beständigen rückgängigen Bewegungen, der kleine Franzl war aber viel zu sehr schon ihr Liebling geworden, als daß er solche schlimme Laune derselben hätte im Mindesten mit empfinden müssen. Der ständige Ableiter ihres Zornes war ja noch immer der Hansel, und der arme Kerl hatte wirklich jetzt viel zu leiden, und erhielt täglich nicht allein einige Dutzend „von grausliches Vieh," „lahmlackiger Kucheltrabant," „verdammter Türkendüppel" und ähnliche zarte Liebkosungen an den Kopf geworfen, sondern auch, was ihm ungleich empfindlicher war, Rippenstöße und andere Püffe und Knüffe in Menge. Nun, der Hansel hatte schon eine dicke Haut und war gegen dergleichen Sachen bereits ziemlich unempfindlich geworden, zumal wenn sie ihm reichlich durch gute Kost und manche Extra-Schnapse wieder ersetzt wurden, wie dies immer der Fall war.

„Was soll man mache, isch doch a braves Fraule, wann sie isch auch a Bisle jach. Wollt's Keinem rathe, ihr gegen den Wille zu sein, Herrgottle was wär dasch für a Sach," pflegte er wohl seinen übrigen Kameraden zu antworten, wenn diese ihn wegen seiner zu großen Unterwürfigkeit gegen die Frau Kalassan neckten, und ihn aufforderten, derselben lebhaften Widerstand zu leisten. Es war aber auch der Fall, die alte Marketenderin verstand, wenn sie gereizt war, keinen Spaß, und hätte es wohl mit einem halben Dutzend solcher Trompeter gut aufgenommen. Noch auf diesem Rückzug hatte sie ein rechtes Beispiel davon gezeigt, wie gänzlich rücksichtslos und unbekümmert um alle weiteren Folgen sie sein könne, wenn ihr die Galle einmal aufgestiegen war. Fuhrleute von der Armeebagage waren ihr einst in ihren Karren gefahren, und wollten denselben jetzt kurzweg in den Weggraben schieben, um so auf die schnellste und bequemste Weise das Hinderniß zu beseitigen. Die dummen Kerle waren aber an die Unrechte gekommen, und wußten wahrlich nicht, daß eine Person wie die Mutter Kalassan die Lenkerin dieses Karrens sei.

Mit wüthendem Satze schwang sie sich aus dem Karren,

wo sie bisher unter dem Leinwandplan gesessen hatte, auf die Erde und zwischen die Fuhrwesens-Leute, die schon die Hinterräder angepackt hatten, hinein.

„Kutya teremtete, ihr verdammten Zobacks, wollt ihr wohl auf der Stelle eure Hände verfluchtigen von meinem Karren lassen, oder der Teufel soll euch neunundneunzigtausendmal auf eure lausigen Köpfe fahren," begann ihre Anrede, der nun noch ein Strom ähnlicher zarter Benennungen und liebreicher Wünsche folgten.

„Was will die alte Hexe? — Schmeißt sie mit sammt ihrer Karrete in den Graben. — Platz da, Weibsbild," lachten und drohten ihr aber die rohen Kerle entgegen, und Einer hatte schon ihren Arm ergriffen, um sie aus dem Wege zu schieben. Die Frau Kalassan war aber nicht von so ängstlicher Natur, daß sie selbst einem Dutzend halbbesoffener und erzürnter Armeefuhr-Leute auch nur das Mindeste nachgegeben hätte.

„Piha de Gacember (erbärmlicher Wicht), Du willst gar mich anfassen. Na warte, Dir will ich's geben!" schrie sie, über diese Verletzung ihrer Würde in höchsten Zorn gebracht, und ein tüchtiger Hieb mit ihrem geflochtenen, mit Leder überzogenen Peitschenstiel fuhr dem Kerl, der sie angepackt hatte, über seinen kraushaarigen Schädel, so daß er im ersten Schreck darüber fast selbst in den Graben gefallen wäre.

„Wartet ihr verfluchten Hunde, ich will euch schon Respekt beibringen," fuhr die Kalassan, ihren augenblicklichen Erfolg benützend, fort, und rechts und links mit großer Schnelligkeit und Kraft fiel ihr Peitschenstiel auf die Köpfe der Umstehenden, so daß diese im ersten Schreck vor dem wüthenden Weib wirklich derselben Platz machten.

Leicht hätte es der Frau Kalassan jetzt aber sehr schlecht ergehen können, denn die über ihre empfangenen Hiebe doppelt erbosten Kerle drangen mit dem wilden Geschrei: „Schlagt sie todt die alte Hexe! — Stopft dem Beeste das Maul!" auf sie ein, und wollten sie trotz ihrer muthigen Gegenwehr gewaltsam mißhandeln, wenn nicht ein glücklicher Zufall gewollt, daß auf

den entstandenen Lärm der Offizier, welcher die Arrieregarde hinter der Bagage kommandirte, eine Reiter-Patrouille zur Erforschung und etwaigen Abstellung desselben hingesandt hätte. Nun war freilich die Frau Kalassan geschützt, denn daß ihr auch nur ein Haar gekrümmt werden dürfe, hätten die Soldaten dieser Patrouille, die zu dem Dragoner-Regiment, bei dem sie selbst war, gehörten, unter keinen Umständen geduldet. War ja doch die Mutter Kalassan der unbedingte Liebling des ganzen Regiments, der irgendwie nur einen Gefallen zu erweisen jeder Soldat sich zu einem besonderen Vergnügen rechnete. Die Fuhrleute mußten nun nur eilig machen, daß sie zu ihren Gespannen zurückkamen, und konnten von Glück sagen, daß sie von den Dragonern nicht noch tüchtige Hiebe mit der flachen Klinge mit auf den Weg bekamen, denn ohne weitere Umstände wollten diese gleich draufhauen, als sie sahen, wie sehr solche sich hatten gegen ihre Mutter Kalassan vergehen wollen.

Unter derartigen Scenen, wie sie im Leben einer Marketenderin im Felde ja nur zu häufig vorkommen, und allen Strapazen und Beschwerden, welche dasselbe mit sich brachte, verlebte Franz Aldenhoven nun die Jahre 1793—95. Groß und kräftig wuchs der Junge heran, und die rauhe Lebensart, der er ausgesetzt sein mußte, so sehr ihn seine Pflegemutter auch nach Kräften davor zu schützen suchte, bekam ihm vortrefflich. Was eine Kinderkrankheit war, wußte er kaum dem Namen nach, und wurde er auch einmal tüchtig durchregnet und fror, nun so machte das auch weiter nicht viel aus, und vor Husten und Schnupfen brauchte er nicht besorgt zu sein. Recht so von Gesundheit strotzend sah der derbe Junge aus, und wer ihm in seine munteren klaren Augen blickte, mußte seine Freude an ihm haben. Alle in der ganzen Schwadron, ja im Regimente hatten den kleinen munteren Buben gern, und die Dragoner waren oft fast eifersüchtig auf den Hansel und den alten Novodni, daß diese bei dem kleinen Franzl in so besonderer Gunst standen. Mit ihnen spielte er am liebsten, benützte den Trompeter besonders gern als sein Leibroß, oder ließ sich von

ihm muntere Stückchen oder verschiedene Signale auf der Trompete vorblasen. Und wenn dann die kriegerischen Töne so recht klar und rein aus derselben herausschmetterten, dann hatte der Franzl so recht seine Freude daran, klatschte vergnügt in die kleinen Händchen, und gab auf alle mögliche sonstige Weise sein Wohlgefallen an solchen Klängen zu erkennen. Dann sagten wohl die alten, langgedienten Dragoner in ihren verschiedenen Mundarten zu einander: „Schauts den Buble an, das wird halt noch an schneidiger Soldat werden, der mag jetzt schon zu sehr den Trompeter blasen hören. Gelt Franzl, das klingt?"

„Noch mehr, noch mehr blasen!" rief aber dann der Knabe, und der Hansel mußte oft seine Lunge gewaltig anstrengen, bis er den musikalischen Eifer des Kleinen befriedigt hatte. Nun die alte ehrliche Haut that dies auch gerne, denn der Franzl war sein Augapfel, an dem er mit ganzer Seele hing. Nochmal so gerne leistete er jetzt seine Dienste der Frau Kalassan, und mochte die Alte auch noch so viel keifen und zanken und mit rüstiger Hand knuffen und puffen, er machte sich nichts daraus, wenn er dafür nur mit dem Franzl recht ungestört herumspielen konnte.

Der alte Wachtmeister Josias Lichtenberger war freilich von zu ernsthafter Natur, daß er mit dem Kleinen hätte herumspielen mögen, und dieser hatte auch viel zu großen Respekt vor dem immer so gravitätisch ausschauenden Mann, als daß er ihn zu seinen kindischen Spielen hätte aufzufordern gewagt. Daß der Wachtmeister aber dem ungeachtet mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt für das Wohl seines kleinen Schützlings wachte, zeigte sich bei jeder Gelegenheit.

Hatte der Feldzug von 1794 übrigens im Allgemeinen nicht recht günstig für die k. k. Waffen geendet, obgleich manche einzelne Truppentheile wiederholt noch Gelegenheit fanden, sich Kriegsruhm zu erwerben, so brachte der von 1795 auch kein sonderliches Glück. Der Kriegsschauplatz war aus Belgien schon nach Deutschland verlegt worden, obschon in der ersten Hälfte dieses Jahres auf beiden Seiten keine Ereignisse von irgendwie

welcher Bedeutung vorfielen. Schmerzlich entbehrte das k. k. Heer aber die Abwesenheit des Erzherzogs Karl, welcher jetzt zur Herstellung seiner durch die Strapazen der letzten Zeit sehr angegriffenen Gesundheit in Wien verweilte. Im September und Oktober desselben Jahrs ward übrigens an den Ufern des Mains, Rheins und Neckars ziemlich lebhaft zwischen den Franzosen und Oesterreichern gekämpft. Besonders der k. k. General Latour griff wiederholt die Feinde an und brachte denselben empfindliche Nachtheile bei. So besonders auch dadurch, daß er die von den Franzosen stark besetzte Stadt Mannheim angriff, und es dahin zu bringen wußte, daß die ganze Besatzung derselben sich am 15. November kriegsgefangen geben mußte. Auch noch mehrere andere Unternehmungen glückten im Dezember noch, bis denn endlich am letzten Tage dieses Jahres der k. k. General Clerfait, der das Oberkommando führte, einen Waffenstillstand mit den Franzosen abschloß, der den weiteren Feindseligkeiten vorläufig ein Ende machte.

Sechstes Kapitel.

Der Rittmeister Vautremont hat mit Recht großes Mißvergnügen über den Waffenstillstand. Duellirt sich wegen des Franzl. Wiederbeginn der Feindseligkeiten, Gefecht bei Wetzlar, Tod des alten Dragoners Novodni, Gefecht bei Cannstatt, Rückzug in das bairische Land, siegreiches Gefecht bei Amberg und dessen Folgen.

„Unser Erzherzog Karl übernimmt wieder das Oberkommando der k. k. Armee,“ hieß es im April des Jahres 1796 in dem Heere, welches längs des Rheinstromes zum Schutz desselben aufgestellt war, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese frohe Nachricht bei allen Truppentheilen desselben. Das war ein Gejubel, ein Hurrah-Gerufe in sämmtlichen Korps, wie es hätte nicht größer sein können, wenn die Kunde einer siegreich gewonnenen Schlacht bei ihnen eingetroffen wäre. Die älteren Soldaten, die schon in den Feldzügen von 1793 und 1794 unter dem Erzherzog gefochten hatten, erinnerten sich noch lebhaft seiner Umsichtigkeit, Tapferkeit und Herablassung, die er stets selbst gegen den jüngsten Rekruten, sobald dieser nur seine Schuldigkeit that, bewiesen, und die neu eingetroffenen Ersatzmannschaften, die ihn noch nicht persönlich kannten, brannten vor Begierde, den jungen Sprößling des hohen Erzhauses Oesterreich zu sehen, der, kaum erst fünfundzwanzig Jahre alt, bereits schon so großen militärischen Ruhm sich erworben hatte, und an dessen Person sich noch so viele schöne Hoffnungen für die Zukunft knüpften.

Mit mehreren Verstärkungen neu ausgerüstet, denn die

letzten Feldzüge hatten bedeutende Verheerungen in allen Regimentern hervorgebracht, standen die k. k. Truppen jetzt vollkommen schlagfertig wieder da, und harrten begierig der Aufkündigung des mit den Franzosen abgeschlossenen Waffenstillstandes, um auf's Neue in blutigem Streite denselben entgegenzutreten. Mit der Ungeduldigste von Allen, der es kaum erwarten konnte, sich wieder in den Sattel seines Streitrosses zu schwingen und mit mächtiger Stimme seine Dragoner zum Einhauen auf den Feind zu befehligen, war unser Bekannter der Rittmeister Baron Vautremont. Die Ruhe des Waffenstillstandes bekam dem alten Haudegen schlecht, er mußte wieder in das Feld und auf die Vorposten hinaus, wenn er nicht körperlich und moralisch untergehen sollte, das fühlte er selbst nur zu wohl. Mehr wie je hatte er sich in diesem Winter, wo es ihm häufig an hinreichender Beschäftigung fehlte, dem Trunke ergeben, und in wo möglich noch dunklerem Roth glühte fast sein Gesicht, während die Karfunkel auf demselben an brennender Farbe und äußerem Umfange noch zugenommen hatten.

Am Rhein, wo der viele gute Wein wächst, ist das Trinken wahrlich zu Hause, und das Geschlecht der sogenannten „Schoppenstecher", das heißt solcher Leute, die im Wirthshause immer so einen Schoppen nach dem andern ausstechen, und es oft zu einer großen Zahl derselben bringen, nur zu zahlreich vertreten, aber der Rittmeister hatte durch seine große Trinkfertigkeit selbst hier sogar einiges Aufsehen erregt. In mehreren kleinen Dörfern unweit von Mainz lag seine Schwadron in Kantonirungsquartieren, und so befand er sich denn so recht inmitten des gesegnetsten Weinlandes. Hatte er keinen Dienst, und besonders in den strengen Wintermonaten, wo Schnee und Eis selbst die Kommunikation mit den nächsten Dörfern erschwerte, beschäftigte ihn dieser nicht sehr, so brachte er fast seinen ganzen Tag, und dazu noch einen guten Theil der Nacht in dem Wirthshause des Dorfes zu. Am Rhein, wo das Wirthshausleben unter der Bevölkerung so recht zu Hause ist, findet man fast auch in jedem Dorfe ein gutes Gasthaus, und so fühlte

sich denn auch unser Held in den „Drei durstigen Brüdern", so hieß die Schenke, gar bald ungemein wohl und versicherte alle Tage hoch und theuer, eine bessere Kneipe wie diese gebe es auf der ganzen Welt nicht mehr. Der dicke Wirth zu den „Drei durstigen Brüdern" war aber auch ein schlauer Kumpan, und wußte einem so viel verzehrenden Gast, wie der Rittmeister, der manchen Kronenthaler in seine Hand gleiten ließ, wohl zu schmeicheln, und ihm die schwachen Seiten abzugewinnen. Er trank selbst gern sein Schopple, und setzte sich daher manche Stunde zu dem Rittmeister am Ecktisch von blankgebeiztem Nußbaumholz, der so traulich in einem Erker des Zimmers stand, hin, diesen dann zu immer neuem Trinken anreizend.

„Sacristie, kann Er saufen, Bougre, aber kann ich doch noch mehr vertragen," schrie dann wohl der Rittmeister, wenn der alte, dicke Wirth mit seinem Schmeerbauch und den kleinen, listig unter dem fetten rothen Backenwulst hervorblitzenden Augen ihm so eben lächelnd vorgezählt hatte, daß er doch noch um einige Schoppen hinter ihm im Rückstand geblieben sei. „Da, Du Fripon von ein Kellner, hol' noch gleich ein halbes Dutzend von die Bouteilles aus dem hintern Faß. — Daß Du aber bringen von die première qualité und nicht von die schlechte Sort', oder sacre mille de tonnerres, ich schlagen Dir die Bouteille entzwei auf Dein Dummkopf," donnerte er dann so laut, als stände er vor der Front seiner Schwadron, dem etwas simpelhaften Aufwärterburschen zu, der die Bedienung im Schenkzimmer besorgte.

„Will lieber selbst gehen, Ew. Hochfreiherrliche Gnaden, damit ja Ew. Hochwohlgeboren die beste Sorte, die nach Ihrem Gusto ist, bekommen," sprach alsdann schmunzelnd der dicke Wirth und trippelte selbst hinaus, einen ganzen Arm gefüllter Schoppenflaschen wieder herbeischleppend. „Das ist ein Weinchen, Ew. Hochfreiherrliche Gnaden, der selbst einen Sterbenden wieder zum Leben aufwecken könnte. Habe extra das Mutterfäßchen rechts in der Ecke für Ew. Hochfreiherrliche Gnaden angesteckt," schmeichelte er dann, die ganze Flaschen-Batterie vor dem Rittmeister

aufpflanzend, und auf's Neue begann alsbald das Wetttrinken zwischen den beiden alten ausgepichten Gurgeln.

Mehrere andere Zechbrüder aus der Umgegend fanden sich auch oft zu diesen Trinkgelagen ein. Da war unter Andern der Pfarrer des Dorfes, dessen rothe Nase auch davon zeugte, daß er lieber guten Wein wie klares Wasser trinke, und ein alter Oberförster aus der Gegend, ein rechter verwetterter Waidmann, der auch schon seinen Stoß aushielt und sich nicht so leicht für besiegt erklärte. Ab und zu kamen auch einige Dragoner-Offiziere der Schwadron, die mit ihren Zügen auf den nächsten Dörfern umherlagen, oder Infanteristen, die unfern davon in den Kantonnements waren, und nun sich einen Bauerwagen genommen hatten, um mit dem seiner Trinklust wegen in der ganzen Armee bekannten Rittmeister Vautremont ein lustiges Trinkgelage zu feiern. Da ging es denn hoch her, und obgleich die Offiziere, mit Ausnahme eines Rittmeisters vom Fuhrwesen, der auch seinen tüchtigen Zug hatte, nicht daran dachten, mit den alten Gurgeln sich im Wetttrinken einzulassen, so ward doch gar mancher Schoppen des edlen Rebensaftes bei dieser Gelegenheit geleert, und der Trompeter der Dragoner blies mitunter schon zum Morgenstalldienst, bevor die Zecher auseinander gingen.

Hatte nun zwar kein Mensch den Rittmeister Vautremont jemals recht betrunken gesehen, selbst da nicht, als er die so viel besprochene Wette einging und auch glücklich gewann, vierundzwanzig Schoppen Rheinwein innerhalb vier Stunden zu trinken, so war er doch oft am anderen Morgen nach solchem Zechgelage wüst und matt im Kopfe, wie dies auch nicht anders sein konnte. Wenn dann der alte Wachtmeister Josias Lichtenberger, der niemals während seiner ganzen Dienstzeit sich der Trunkenheit hingegeben hatte, zu ihm eintrat, um den Morgenrapport zu machen, und dabei so klar und vergnügt aussah und man ihm seine Zufriedenheit so recht anmerken konnte, dann schämte sich der Rittmeister innerlich oft nicht wenig über seinen Hang zum Trinken, und gelobte fest, demselben wo möglich zu entsagen, obgleich er freilich solchen guten Vorsatz noch lange nicht ausführte.

„Sacristie, hol' der Teufel den Wein, muß ich haben ein gewaltig große Leber, daß ich haben toujours so vielen Durst," brummte er dann wohl. In solcher Selbstzerknirschung versuchte er dann mitunter auch, sogar ein Glas Wasser zu trinken, kam aber nie dabei weiter, als einige kleine Züge davon herunter zu würgen, und dabei vor innerem Widerwillen so entsetzliche Gesichter zu schneiden, daß Jeder, der dies mit angesehen, unwillkürlich hätte darüber lachen müssen. „Prr — schmecken das schlecht — Diable, kann ich nicht trinken das Wasser — hab' ich keine Kehl' dafür, muß ich man trinken une chopine von die Wein, daß ich bring' die bös Geschmack wieder aus die Mund," brummte er dann — und ging nach wie vor in das Wirthshaus. „Wär' dieser verdammte Waffenstillstand nur wieder zu End' — und ging es gegen die Feind', das wäre eine gute Sache, und hörte dann das viele Gesaufe von selbst schon auf. Doch hier in dies Dorf — que faire," sprach er dann wohl noch in weiterem Selbstgespräch, und immer dringender wurde stets sein Wunsch zur neuen Thätigkeit im Felde.

Was übrigens den Rittmeister Vautremont wohl mitunter von seinem Schoppen im Wirthshause abziehen konnte, war seine Liebe zu dem kleinen Franzl. Die Frau Kalassan, die in diesem Winter zum ersten Mal in ihrem Leben etwas zu kränkeln anfing, was sie ebenfalls auf die ihr ungewohnte Ruhe und Langeweile schob, war in demselben Dorfe, in dem der Rittmeister lag, einquartiert worden, und so konnte der Franzl denn täglich ihn besuchen. Ein hübscher derber Junge war dies unterdeß geworden, der in den drei Jahren, die er nun schon bei dem Dragoner-Regiment zugebracht, sich ordentlich herausgelegt hatte. Schon trug der Bube Hosen und Jacke ganz nach militärischem Schnitte von Kommißtuch gemacht, und sah allerliebst darin aus. Stets unter den Soldaten aufgewachsen, hatte er unwillkürlich Manches von den Sitten und Angewohnheiten seiner Umgebung angenommen. In den Ställen bei den Pferden der Dragoner zu sein und zu sehen, wie diese putzten und fütterten, war mit seine Lieblingsbeschäftigung. So klein der Bube auch noch war,

so ritt er doch täglich mit spazieren, wenn die Dragoner ihre Pferde herausbrachten, damit dieselben sich die Füße etwas vertreten sollten. Im Anfang hatte der Wachtmeister Lichtenberger oder sonst ein älterer Unteroffizier oder Dragoner den Franzl vor sich auf den Sattel genommen, und wenn es dann auch in noch so raschem Galopp ging, der Knabe ward gewißlich nicht ängstlich dabei, sondern lachte vor Freude und klatschte in die kleinen Hände. Allmälig, wie der Franzl schon größer und stärker ward, und für sein Alter zeigte er ungewöhnliche Kraft und Größe, ließ man ihn nach und nach bei solchen Spazierritten, oder wenn es zur Tränke ging, allein auf einem Handpferde reiten. Michel, der alte verständige Schweißfuchs des Wachtmeisters, der aus Muthwillen keine Seitensprünge mehr machte, obgleich er gleich seinem Herrn noch vollkommen rüstig für den Felddienst war, ward zum Leibroß des Franzl ausersehen, und zeigte sich dieser Bestimmung auch ganz würdig. Die zusammengelegte Decke wurde festgegurtet, der Franzl darauf gesetzt, er angewiesen, sich mit beiden Händen nöthigenfalls recht fest in den Mähnen des Fuchses anzuklammern, dieser dann von dem Novodni oder dem Trompeter Hansel, oder sonst irgend einem vertrauten Mann, der auf seinem eigenen Roß ritt, an die Hand genommen, und so ging es fort. Wenn auch der Bube bei diesen frühzeitigen Reitübungen einige Mal herabfiel, und einige Brauschen und braune oder blaue Flecken erhielt, es durfte dies nicht schaden, und so verzärtelt war unser Franzl wahrhaftig nicht, daß er nur aus solchen Kleinigkeiten sich etwas gemacht hätte. So ein Sohn des Regiments erhält in dieser Hinsicht eine andere und wahrlich bessere Erziehung, wie oft so ein verweichlichtes Püpplein einer vornehmen Familie, wo gleich Bediente und Gouvernante und Gott weiß was sonst noch Alles hinterdrein laufen müssen, wenn der Kleine einmal ein paar Schritte in das Freie sich hinaus wagen will. Auch sonst spielte der Franzl wild und toll genug mit den anderen Buben im Dorfe, in dem er während des Waffenstillstandes einquartiert war, herum, und es gab Wenige seines Alters, denen er nicht an Kraft und Muth sich überlegen

zeigte und sie gehörig abraufte, wenn sie seinem Willen sich nicht fügen wollten. Zog er dann und wann auch wohl einmal den Kürzeren und erhielt wieder seine Hiebe, nun so machte das auch weiter nichts aus, und der kleine Bube war schon viel zu ehrgeizig und stolz, als daß er nur im Mindesten darüber geheult oder gar geklagt hätte, wie es andere feigherzige Jungen sonst wohl häufig zu thun pflegen.

Seine Freundschaft mit dem Novodni und dem Hansel nahm aber mit den Jahren nicht ab, sondern eher noch immer mehr zu. Zwar plagte und neckte er den Letzteren oft nicht wenig, aber hielt doch sonst große Stücke auf ihn, und konnte es nicht leiden, wenn bisweilen die anderen Dragoner dem Hansel einen Possen spielen wollten; ja als zwei Soldaten eines anderen Regiments einst mit dem Trompeter in Streit gerathen waren, und förmlich Miene machten, zu Thätlichkeiten gegen denselben überzugehen, fing der kleine muthige Knabe, der sich allein bei ihm befand, an, sich auf seine Seite zu stellen und mit einer langen Gerte, die er gerade in seiner Hand hielt, tüchtig auf die Beiden loszuhauen. Diese schämten sich am Ende doch auch, mit gegen einen so kleinen Knaben ihre Kräfte zu gebrauchen, und gaben den Angriff lieber ganz auf, so daß der Hansel wirklich mit durch den Beistand seines Freundes vor gehörigen Schlägen, die ihm sonst wahrscheinlich zu Theil geworden wären, gerettet wurde. Von diesem Augenblick an liebte die alte ehrliche Haut den Franzl wo möglich noch mehr wie früher, und hätte sich gewiß keinen Augenblick bedacht, ohne Weiteres für ihn in den Tod zu gehen.

War der Franzl bei dem Rittmeister Vautremont, und, wie gesagt, lief er fast täglich zu demselben hin, so plauderte er dort eben so kindlich unbefangen, als wenn er sich unter den Unteroffizieren und Dragonern der Schwadron befand. Der Rittmeister sprach mit dem Knaben fast immer französisch, was ja dessen ursprüngliche Muttersprache war, so daß dieser in fortwährender Uebung desselben blieb. Wenn übrigens der alte Vautremont auch noch so viel fluchte und wetterte, der Franzl

ließ sich nicht im Mindesten dadurch einschüchtern, sondern lachte fort und trieb ganz ungestört seine Spiele. Was Keiner sich herausnehmen durfte, das wagte der Knabe, und wenn der Alte in seinem wilden Jähzorn noch so aufbrauste, so konnte Franzl am Leichtesten ihn wieder beruhigen. Wiederholt hatten einzelne Dragoner, denen der Rittmeister im ersten Zorne wegen geringfügiger Vergehen eine Strafe zuerkannt, den Franzl schon für sich bitten geschickt, und war wirklich ein Grund zur Milderung vorhanden, so hatte der Knabe am Ersten es dahin gebracht, daß solche eintrat. Besonders ein etwas tölpelhafter, sonst aber williger Rekrut, der dem Regiment als Ersatzmann nachgeschickt war, und auf den der Rittmeister seiner Ungeschicklichkeit wegen einen besonderen Unwillen hatte und ihm deßhalb mitunter im ersten Zorne leicht härtere Strafen zuerkannte, wie der arme Kerl im Grunde verdiente, verdankte dem Franzl manchen Erlaß derselben.

Wie sehr aber auch der Rittmeister Vautremont den kleinen munteren Knaben liebte, und ihm wirklich Vieles nachsah, was er keinem anderen Menschen auf der Welt verziehen hätte, bewies besonders folgender Vorfall, der sich noch während des Waffenstillstandes im Winter 96 ereignete. Eine Menge Offiziere, theils Oesterreicher, theils Sachsen und Hannoveraner von dem verbündeten Korps derselben, war in dem großen Saale des Wirthshauses eines ansehnlichen Dorfes, in dem die Dragoner-Schwadron damals im Quartier lag, vereinigt. Wild und toll genug ging es zu, wie es unter lebenslustigen Offizieren in einem Feldzuge, wo nur der Augenblick einem gehört, häufig der Fall zu sein pflegt. Es wurde nicht allein tüchtig getrunken, denn dafür wußte schon der Rittmeister Vautremont in jeder Gesellschaft, in der er Einfluß hatte, zu sorgen, sondern nachher auch nicht minder Hazard gespielt. Ein fremder Offizier hatte die Bank aufgelegt und das Glück schien ihn zu begünstigen, denn ganze hohe Haufen von Kronenthalern, untermischt mit einzelnen blanken Dukaten, lagen schon vor ihm. Mit gieriger Hast gaben viele der anwesenden Offiziere sich dem Spiele hin, und gerade

keinen erfreulichen Anblick gewährten die Gesichter der Meisten, in denen die Leidenschaft nur zu sehr sich ausgedrückt hatte. Der Eine zuckte zusammen, wenn die Abschlagkarte — denn man spielte Pharao — ungünstig für ihn fiel, und ein Lächeln des Hohnes war um seine Lippen, während er schweigend dem Bankier den Einsatz zuschob. Ein Anderer machte seinem Unmuth durch ein herzhaftes „Teremtete", oder „Maledetto", oder „Hol's der Teufel", oder „Sacristie", oder „Satracene", je nachdem er nun irgend einer verschiedenen Nationalität angehörte, Luft, und schlug auch wohl mit der geballten Faust auf den Tisch, daß es laut dröhnte, obgleich ihm Letzteres fast stets ein mißbilligendes „Pst" oder ein „Na, nur nicht gar so heftig" der Anderen zuzog. Einige, die im Verlust waren, ließen sich Wein und immer wieder Wein geben, um den Aerger zu vertrinken, und ihren erhitzten Gesichtern konnte man es schon deutlich anmerken, daß sie beim Genuß der starken Getränke auch schon mehr, wie gut war, gethan hatten. Gleichgültig und starr bei all' diesem Getreibe in dem großen Saal blieb aber der fremde Hauptmann, der die Bank auflegte. Keine Muskel in seinem scharf markirten Gesicht zuckte zusammen, wenn er auch noch so bedeutende Verluste auszahlen mußte; ebenso gleichgültig sah er aber auch aus, wenn er sich die Gelder der einzelnen Verlierer zusammenraffte. Mit schnarrendem, aber doch über den ganzen langen Tisch allgemein verständlichem Tone sagte er die einzelnen gezogenen Karten an, mit scharfem Blick des dunklen Auges überflog er alle die verschiedenen Pointeurs, die Einsätze und Brüche derselben zu überwachen. Der Mann schien schon viele Stunden als Bankier verbracht zu haben und aus dem Hazardspiel mehr ein Gewerbe zu machen, wie es wohl für einen Offizier passend sein sollte.

Ganz das Gegentheil von diesem eisig ruhigen Bankier war der Rittmeister Vautremont. Seine leidenschaftliche Natur zeigte sich bei dieser Gelegenheit auch wieder so recht in ihrem vollen Lichte. Er spielte sehr hoch und war in bedeutendem Verluste, so daß er unter manchem „Sacristie" schon ganze Haufen von Silber und Gold dem Bankier zugereicht hatte. Dabei suchte

er, wie es so häufig bei Spielern, die im augenscheinlichen Verluste sich befinden, der Fall sein wird, sein Spiel auf alle mögliche Art zu forciren. Große Summen standen bei ihm auf den Karten, und eine lange Reihe einzelner Blätter hatte er vor sich aufgelegt, mit Spannung den ferneren Abschlag des Bankhalters erwartend.

Das Spiel wurde gerade am Leidenschaftlichsten betrieben, als der Zufall wollte, daß der kleine Franzl in den Saal kam. Die vielen fremden Offiziere schreckten ihn nicht, denn zu sehr war er es gewöhnt, täglich unter einer Menge von Soldaten aller Art sich herumzutreiben. Ohne Weiteres lief er auf den Rittmeister Vautremont zu und wollte, wie er dies von seinen sonstigen Besuchen gewohnt war, sich rittlings auf das Knie desselben setzen. Der Rittmeister, zu sehr im Spiel vertieft, schob den Knaben, ohne dabei ein Wort zu sagen, mit der Hand zurück, um sich nicht weiter von demselben stören zu lassen. Sei es nun, daß der Franzl sich über diese ihm sonst ungewohnte Vernachlässigung beleidigt fühlte, oder daß nur ein kindischer Muthwille ihn dazu antrieb, er fuhr mit den Händen ohne Weiteres auf den Tisch und strich alle die Karten des Rittmeisters mit sammt den davor stehenden Geldhaufen zusammen, so daß ein Theil derselben auf die Erde fiel. Wäre ein Donnerschlag plötzlich in den Saal gefahren, ein Theil der Spieler hätte nicht erschrockener darüber sein können, wie jetzt über diese für sie ungeheure Frevelthat des kleinen Knaben, der dabei so herzlich lachte und mit seinen großen Augen vergnüglich um sich schaute, als hätte er Wunder was für eine kluge Sache gemacht. Ein neben dem Rittmeister sitzender Infanterie-Hauptmann eines fremden Kontingents, ein Mann, der auch so ein Gesicht hatte, in dem nicht allzuviel Gutes lag, packte aber sogleich in heftigem Zorn den Franzl am Arm und schleuderte ihn gewaltsam fort, daß der kleine Knabe mit dem Kopf an eine Tischecke flog und sich so verletzte, daß er blutend einen Augenblick am Boden liegen blieb. Dieser Fall, der übrigens weiter keine üblen Folgen für den Beschädigten hatte, als daß eine kleine Narbe zeitlebens

davon auf der Stirne zurückblieb, war vielleicht ein Glück für den Franzl. Der Zorn des Baron Vautremont, der sonst sich leicht auf ihn, als den Verderber aller seiner Einsätze, hatte richten können, fand jetzt einen anderen Gegenstand, gegen den er losfahren konnte.

„Sacristie, mein Herr, was Ihnen einfallen, mein petit garçon so zu stoßen, seien das eine große Betise von Ihnen, wissen Sie das," fluchte er dem Hauptmann zu, indem er, ohne sich weiter um die zusammengerafften Karten und Geldstücke zu bekümmern, sogleich dem Franzl vom Boden half und zwischen seine Knie zog, das Loch desselben am Kopfe, aus dem reichliches Blut floß, genauer zu untersuchen. „So mein Buble, das sein sehr brav von Dir, daß Du nicht weinst," tröstete er den kleinen Knaben, der auch wirklich trotz seiner Verwundung keine Thränen im Auge hatte, sondern nur ingrimmig nach dem Hauptmann blickte und drohend seine kleinen Hände gegen denselben ballte. Dieser, der ganz erstaunt darüber war, daß der Rittmeister sein Benehmen gegen den Störer des Spiels nicht billigte, wollte und konnte die herben Worte desselben über sein Benehmen natürlich nicht ruhig hinnehmen. Das ganze Spiel hörte zum großen Verdruß des Bankhalters, der vergeblich sich bemühte, den Zwist wieder beizulegen, auf, und es kam zu einem immer heftigeren Wortwechsel, in welchem der Rittmeister dem Hauptmann endlich so verletzende Aeußerungen sagte, daß dieser ihn — obgleich er das ungern zu thun schien, denn der alte Vautremont war als vorzüglicher Fechter und Schütze weit und breit bekannt, auf den Degen fordern mußte.

„Sacristie das seien, was ich haben wollen, haben Sie mein petit François gemacht blutig, muß ich Sie wieder machen, blutig," rief der rauflustige Wallone, als der Hauptmann ihn auf der Stelle gefordert hatte, wenn er seine verletzenden Worte nicht zurücknehmen wolle. Weitere Zureden waren nun vergeblich, das sahen alle anwesenden Offiziere selbst zu gut ein, und so ward denn ausgemacht, daß man sich nach einer Stunde auf einem näher bezeichneten Platze treffen wolle, um

den Ehrenhandel sogleich mit den Degen in der Hand auszugleichen.

„Hölle und Teufel über den kleinen Balg, der da hineinkommt und das schöne Spiel stört, wie es so eben im besten Gange war," fluchte der Bankier ingrimmig zwischen den Zähnen, als er seinen Gewinn in die Kassette packte, und sich anschickte den Saal zu verlassen, da er einsah, daß es mit dem ferneren Spiel für jetzt doch zu Ende sein würde. „An hundert Dukaten hat der verrückte Rittmeister, der sich jetzt wegen eines solchen infamen Buben, den seine Dragoner irgendwo auf der Straße aufgelesen haben sollen, sogar schlagen will, schon an mich verloren, und gewiß die doppelte Summe wäre noch für mich gewesen, wenn dieser Unhold nicht dazwischen gekommen," murmelte er weiter.

Zur bestimmten Stunde fanden sich übrigens die beiden Gegner mit ihren Sekundanten ein, und das Duell auf scharf geschliffene Säbel begann. Der alte Vautremont war ein zu vorzüglicher Fechter, als daß er seinem Feinde, obgleich es diesem auch nicht ganz an Geschicklichkeit fehlte, sich nicht weit überlegen hätte zeigen sollen. Da sein anfänglicher Zorn sich schon sehr gemildert hatte, als sich die Verletzung, die der Franzl erhalten, bei näherer Besichtigung lange nicht so bedeutend zeigte, wie es anfänglich geschienen, so hatte er die Absicht, von seiner Ueberlegenheit in der Führung der Waffen den möglichst schonenden Gebrauch zu machen. Er gab dem fremden Hauptmann einen leichten Streifhieb über den Kopf, so daß derselbe ungefähr eine gleiche Narbe wie der kleine Franz davon trug, und damit war denn auch die ganze Sache beendet. An demselben Abend aber noch wieder eine Spielparthie zusammenzubringen, wollte dem Bankier doch nicht gelingen, so sehr viel Mühe er sich deßhalb auch gab, und ziemlich unzufrieden, verließ er und einige seiner nächsten Bekannten daher noch in der Nacht das Dorf, in dem dieser Vorfall sich ereignete hatte. Der Rittmeister Vautremont rührte aber von nun an während dieses

ganzen Waffenstillstandes keine Karte mehr an, ja schien sogar den Vorsatz zu haben, dem Hazardspiel für immer gänzlich zu entsagen. Schade, daß er denselben doch auf die Länge noch nicht hielt, und so allmälig noch sehr bedeutende Summen den Karten oder Würfeln opferte.

Der Frühling des Jahres 1796 war immer weiter nun schon vorgerückt, und überall in den schönen Gegenden am Rheinstrom blühte und grünte es in üppigem Wuchs. Die Nächte wurden milder und kürzer, die Wege trockener; kurz die beste Zeit, die ein Soldat sich nur für den Feldzug wünschen kann, war schon längst herangerückt, und noch immer ließ die Aufkündigung des Waffenstillstandes und der Wiederbeginn der Feindseligkeiten vergebens auf sich warten. Das war denn, wie schon erwähnt, eine gar ungeduldige Zeit für den Rittmeister Vautremont, der selbst nur zu gut fühlte, wie sehr er in diesem unthätigen Leben körperlich und moralisch zu Grunde ginge, und sich deßhalb so sehr nach der Eröffnung des neuen Feldzuges, der zu erwarten stand, sehnte.

Mißmuthig und mit sich selbst unzufrieden, saß er am Morgen nach einer wild durchtrunkenen Nacht vor der Thüre seines Quartieres und ließ gedankenlos den Dampf aus seinem großen Meerschaumpfeifenkopf in die blaue, milde Frühlingsluft ziehen. Seine Züge waren eingefallen, sein sonst oft so blitzendes Auge lag matt und müde in den Höhlen, der Mund hing schlaff herunter; kurz die ganze Erscheinung des Mannes zeigte wahrlich kein anziehendes Bild. Der Hufschlag eines Rosses, was ziemlich rasch die Dorfstraße heruntergetrabt kam, weckte ihn endlich aus dem halben Dusel, in dem er so eben eine ganze Weile so fortgeträumt hatte. Ein Dragoner von der Schwadron, die mit dem Regimentsstab in einem anderen, einige Meilen entfernten Dorfe lag, war es, der einen Dienstbrief mit zwei Siegeln an ihn zu überbringen hatte.

Kaum ließ der ungeduldige Rittmeister der Ordonnanz Zeit, aus dem Sattel zu steigen, so hatte er das Dienstschreiben dem-

selben schon aus der Hand gerissen, das Siegel rasch geöffnet und mit schnellem Blick den Inhalt desselben überflogen.

„Sacristie, das seien eine gute Rapport," rief er gar freudig, und einen hohen Ausdruck des Lebens und der Thatkraft, zeigte plötzlich das eben noch so müde und schlaff aussehende Gesicht. — „Es geht wieder los, dieser verfluchte Waffenstillstand seien endlich wieder gekündigt, in ein Paar Stunden sollen wir schon marschiren und morgen heißt es schon „en avant — en avant — vorwärts gegen die Feinde," schrie er dem Ordonnanz-Dragoner zu, damit er doch gleich einen Gegenstand habe, dem er sein Vergnügen über diesen so eben erhaltenen Dienstbrief des Obersten, der einen augenblicklichen Marschbefehl für die Schwadron brachte, mittheilen konnte. „Wachtmeister Lichtenberger, Wachtmeister Lichtenberger, komm' Er so geschwind Ihn seine alten Beine tragen wollen, angelaufen," brüllte er mit seiner mächtigen Stimme, so daß der Wachtmeister, der einige Häuser davon im Quartier lag, den Ruf ganz gut vernehmen konnte.

„Ew. Gnaden, Herr Rittmeister befehlen," rief der schon von Weitem, auf diesen stürmischen Ruf seines Schwadrons-Chefs, so wie er eben ging und stand aus dem Hause laufend, und noch draußen mit beiden Händen eifrig bemüht, seine etwas in Unordnung befindliche Adjustirung möglichst zu ordnen.

„Machen Er vergnügt Gesicht, Wachtmeister, seien Er lustig, haben wir da einen sehr schön Befehl," schrie ihm der Rittmeister entgegen, den Dienstbrief triumphirend in der Höhe haltend. „Was haben Ew. Gnaden, Herr Rittmeister zu befehlen," fragte nochmals, etwas über diese lauten Freudensausrufungen seines Chefs erstaunt, der Wachtmeister, indem er nun in streng ordonnanzmäßiger Haltung sich vor denselben hinstellte.

„Machen Er keine so dumme Visage, Wachtmeister. Haben Er denn so wenig Capacität in seinem Kopf, daß Er nicht kann wissen, was da stehen in diese Brief."

„Zu Befehl, nein Ew. Gnaden, Herr Rittmeister, weiß ich

nicht, was in dem Brief steht," antwortete der wieder in seinem ruhig gleichmäßigen Diensttone.

„Oh Er seien schwer von die Capacität. — Seien das ein Befehl von unserem Oberst, daß die Schwadron soll heute noch ausmarschiren aus diese verfluchte Dorf, wo man thut nichts Anderes wie saufen. Hat Se. kaiserliche Hoheit unser Erzherzog Karl gekündiget den verdammten Waffenstillstand, geht es morgen wieder los gegen die Franzos, kriegt die Kerle Schläge. — Freut Er sich denn nun gar nicht, Wachtmeister," erläuterte jetzt der Rittmeister den Grund seines ungestümen Benehmens.

„Zu Befehl ja Ew. Gnaden, Herr Rittmeister. Ist mir auch lieber, wenn der Krieg wieder gehörig angeht," antwortete in seinem stets ruhigen Tone der Lichtenberger, ohne auch nur eine Miene über diese Worte des Rittmeisters zu verziehen.

„So laß er blasen den Trompeter, daß ihm die Seele aus dem H... fährt und die Kerle sollen die Pferde noch mal füttern und dann packen und satteln, daß in zwei Stunden die Schwadron marschfertig ausrücken kann; auch der Herr Lieutenant hier im Dorfe soll sogleich zu mir kommen," befahl nun der Rittmeister. „Zu Befehl ja Ew. Gnaden, Herr Rittmeister," damit machte der Wachtmeister rechts umkehrt und ging schnell fort, alle die vielen verschiedenen Obliegenheiten, die nun noch von ihm erfüllt werden mußten, zu besorgen. So ein Wachtmeister, und wenn es auch nur ein zweiter ist, bei einer Kavallerie-Schwadron im Felde, hat gar Vieles zu thun, und die Pflichten, die von ihm besorgt werden müssen, sind nicht ohne Bedeutung für die Tüchtigkeit und das Wohlergehen der ganzen Schwadron.

„Bitt ganz gehorsamst Ew. Gnaden, Herr Rittmeister, um einen Schein, daß ich das Schreiben zur rechten Zeit an Ew. Gnaden abgeliefert habe," erlaubte sich jetzt der Ordonnanz-Dragoner, der unterdeß ruhig neben seinem Pferde gestanden hatte, den Rittmeister zu erinnern, da dieser in seiner Freude über den Marschbefehl, gar nicht mehr an den Ueberbringer desselben gedacht hatte.

„Sacristie, haben ich das bald ganz vergessen. Da Du haben das Kouvert, wo ich Dir aufschreiben hinten die Quittung, und da Du haben gebracht mir so gute Ordre, sind ein blanker Thaler paur boire für Dich," sprach der Rittmeister, dem Dragoner das leere Briefkouvert, auf dem er hinten mit Bleistift die Zeit der Abgabe geschrieben hatte, und dabei auch einen Kronenthaler überreichend. „Nun Du bringen viel Grüße von mir an Dein Kommandant von Deiner Eskadron und sagen, Hurrah, es heißen jetzt en avant gegen den Feind, seien ich sehr lustig darüber," kauderwelschte er dem sich in den Sattel schwingenden Dragoner zuletzt noch zu.

Das ward aber plötzlich ein Leben jetzt im ganzen Dorfe, wie der Trompeter, den der Wachtmeister sogleich herbeigebracht, das Signal zum augenblicklichen Antreten vor dem Quartiere des Rittmeisters geblasen. Aus allen Häusern des weitläufigen Ortes kamen die einzelnen Dragoner in voller Eile herbeigelaufen, und nur kurze Zeit dauerte es, so standen die zwei Züge, die hier im Quartier lagen, vor der Thüre des Rittmeisters.

„Seien die gute Ordre gekommen, daß aus ist die verfluchte Waffenstillstand, und es gehen wieder vorwärts gegen die Feinde. In zwei Stunden marschiren wir ab, und so macht Alles dazu in Ordnung, daß ich sein kann content mit die Akkuratesse von Euch," sprach jetzt der Rittmeister und ließ dann die Mannschaft auseinander treten, die Pferde zu füttern und zu satteln.

In den Häusern, in welchen Dragoner einquartiert lagen, mußte sich jetzt Alles tummeln, damit der Ausmarsch zur bestimmten Stunde in bester Ordnung geschehen könne. Die Reiter schütteten ihren treuen Rossen noch zu guter letzt ein recht reichliches Futter ein, denn jetzt, wo es wieder in den Feldzug ging, war es sehr ungewiß, ob bald wieder regelmäßig gefüttert werden könnte, vergaßen sich dann aber auch selbst nicht, um noch eine gute Mahlzeit und einen frischen Trunk bei ihren Quartierwirthen einzunehmen. Mit recht schönen grünen Büscheln, den Zeichen des Ausmarsches, schmückten die Mädchen

und Frauen noch zu guter letzt die Hüte der Dragoner, die in ihren Häusern im Quartier gelegen, oder mit denen sie so eine kleine Liebschaft angefangen hatten. Da füllte sich manch hübsches Mädchenauge noch mit Thränen, denn der Abschied von dem schmucken Reitersmann, mit dem es sich so traulich gekost hatte, auf Nimmerwiedersehen, that gar wehe, und der Befehl zum Abmarsch der Einquartierung erregte bei dem weiblichen Theil der Dorfbevölkerung lange nicht die gleiche Freude wie bei den Männern und Burschen. Waren diese doch nicht wenig eifersüchtig auf ihre militärischen Gäste gewesen, und hatten freilich auch mitunter wohl allen Grund dazu gehabt, denn die Mädchen hatten sichtlich dieselben begünstigt. Dies wird aber in jedem Lande und zu jeder Zeit der Fall sein, und das zweifarbige Tuch, wie man zu sagen pflegt, stets eine besondere Anziehungskraft auf die Mädchen ausüben. Ist dies denselben aber auch gar nicht zu verdenken, und gibt ein hübscher stattlicher Soldat, dem die Uniform gut sitzt und der sich wohl zu halten weiß, auch einen viel besseren Liebhaber ab, wie so ein dummer tölpelhafter Bauernbursche mit seiner schlottrigen Kleidung und schleppendem Gang, oder gar so ein geziertes Modeherrchen aus einer großen Stadt, der Saft und Kraft schon längst vergeudet hat, und den ein Windstoß fast umblasen kann. Wie sich nun übrigens die Gelegenheit noch in aller Eile herbeiführen ließ, da suchten die verliebten Paare noch so eine kleine heimliche Zusammenkunft, die aber hinreichte zu einem Paar feurigen Küssen oder zärtlichen Worten, die nur für zwei Ohren bestimmt waren, zu erhaschen. Doch, jetzt blies der Trompeter das Signal zum Satteln, und vorbei war bei den Dragonern jegliche Liebelei, die Strenge des Dienstes nahm mit Recht sie allein in Anspruch. Wie tummelten sich alle jetzt in den engen Bauernställen, um ja zur rechten Zeit mit der Sattlung und Packung der Pferde fertig zu werden, denn sie wußten schon, der Rittmeister verstand in Allem was Dienst hieß, keinen Spaß, und strenge Strafe traf den Langsamen und Ungeschickten. Die einzelnen Beritte sammelten sich jetzt vor den Häusern der Un-

teroffiziere und wurden hier von diesen und darauf von den Zugsoffizieren genau nachgesehen, ob auch Alles bei Roß und Reiter so in Ordnung sei, wie der Dienst es vorschrieb, worauf dann die einzelnen Abtheilungen nach dem Sammelplatz der Schwadron ritten, dort sich aufzustellen. Jetzt kam auch der Rittmeister Baron Vautremont auf seinem schwarzen Streithengst und ritt durch die geöffneten Glieder der Schwadron, mit prüfendem Blick die Ausrüstung jedes einzelnen Mannes zu mustern. Er konnte schon damit zufrieden sein, denn zu strenge ward in dem Regiment der Dienst gehandhabt, zu genau kannten auch die Korporale und Zugsoffiziere ihre Pflichten, als daß, wenn die ganze Schwadron erst wirklich aufmarschirt war, sich noch ein unordentlicher Zustand bei den einzelnen Dragonern derselben hätte vorfinden sollen. Wie stattlich und wahrhaft kriegerisch sah auch der Rittmeister jetzt wieder im vollen Schmuck seiner Waffen aus, wahrlich ganz anders wie noch vor wenigen Stunden, wo er in dumpfer Unzufriedenheit, körperlich und geistig herabgestimmt, auf der Bank vor seiner Hausthüre saß und vor lauter Mißmuth nicht wußte, was er nur irgendwie beginnen sollte. Zuversicht und Freude über den trefflichen Zustand seiner Schwadron drückte jetzt sein Gesicht aus, vor kriegerischem Muthe blitzte sein Auge, der wahre Feldsoldat war in ihm sichtbar. Jetzt war die Musterung beendet, das Kommando des Rittmeisters ertönte, die zwei Trompeter bliesen einen Marsch, und in frohem Kriegermuth marschirte die Schwadron fort, dem hohen Hause Habsburg neuen Ruhm und ihrer Standarte vermehrte Ehre gegen einen übermüthigen Feind zu erkämpfen. — Unweit Wetzlar kam es am 15. Juni zu dem ersten recht bedeutenden Gefecht gegen die Franzosen, an dem die Dragoner Antheil nehmen durften. Mehrere kleine Raufereien, wie solche unter der leichten Reiterei der Vorposten häufig zu sein pflegen, hatten zwar schon stattgefunden, zu etwas recht Ernstlichem war es aber bisher noch nicht gekommen. Die Siege, welche der junge General Napoleon Bonaparte, dessen Kriegsruhm gerade von jetzt an immer glänzender sich zu entfalten begann, in

Italien gegen die k. k. Truppen erfochten hatte, machten es nöthig, daß ein Theil der österreichischen Armee, die bis dahin am Oberrhein gestanden, jetzt in aller Eile nach Italien zur Verstärkung der dortigen Korps marschiren mußte. So waren die hier kommandirenden k. k. Generale zu schwach an Truppenzahl, um die ihnen gegenüberstehenden feindlichen Schaaren selbst anzugreifen und mußten sich begnügen, die etwaigen Angriffe derselben selbst nur abzuschlagen, daher auch ihre Korps allmälig sich gegen Wetzlar zurückzogen. Auch hier war anfänglich die Uebermacht der Franzosen so groß, daß die Oesterreicher trotz der muthigsten Gegenwehr denselben nicht Stand halten konnten, und allmälig aus ihrer bisherigen Stellung zurückgedrängt wurden. Der Kommandirende des k. k. Heeres, der Erzherzog Karl, befand sich selbst in Wetzlar, da er das ganze Treffen anfänglich nur für ein leichtes Vorpostengefecht gehalten hatte, bis der immer stärker werdende Kanonendonner ihn endlich davon überzeugte, daß der Angriff von Seite der Franzosen ernsthaft gemeint sei. Feindlicher Kanonendonner waren Töne, durch welche ein Held, wie der Erzherzog Karl war, sich niemals vergeblich auf einen Platz rufen ließ, und so verfehlte derselbe auch dies Mal wieder nicht seine volle Wirkung auf den Heldenjüngling. Gegen vier Uhr Nachmittags hörte der Erzherzog die ersten feindlichen Salven, und sogleich bestieg er in Eile sein Schlachtroß und sprengte in vollem Galopp durch die engen Gassen von Wetzlar der Gegend zu, woher dieselben erdröhnten. Gerade zur rechten Zeit noch langte der edle Feldherr auf dem Kampfplatz an, um den Muth seiner Truppen, die bisher vergeblich gegen die feindliche Uebermacht angestritten hatten, zu neuen Aufopferungen zu beleben. Rasch entschlossen stellte er sich in diesem gefährlichen Augenblick persönlich an die Spitze der nächsten k. k. Truppentheile, und warf sich mit denselben den immer heftiger eindringenden Feinden entgegen. Wo ein Erzherzog Karl ihnen die Ehre anthut, sie persönlich ins Feuer zu führen, da werden Oesterreichs Kriegsschaaren stets vorwärts

stürmen, mag auch die Uebermacht der ihnen gegenüberstehenden Feinde noch so groß sein.

Mit klingendem Spiel rückten vier Bataillone Grenadiere gegen die von den Franzosen besetzten Anhöhen vor, dieselben zu erstürmen. Zwei Schwadronen k. k. Dragoner und einige Abtheilungen königlich sächsischer Reiterei, die hier vereint mit den Oesterreichern auf das Tapferste focht, wurden befehligt, die Anstrengungen der Grenadiere zu unterstützen. Hussah, da gab's Arbeit für die langen Reiterpallasche, da konnten dieselben zeigen, daß sie während des Waffenstillstandes nicht im Mindesten stumpf geworden waren, sondern scharf und schneidig wie immer. Das war denn auch wieder so recht ein Ehrentag für unseren tapferen Rittmeister, hier konnte er auf's Neue dem Regimente zeigen, daß etwas Besseres in ihm stecke, als mit einem rheinischen Gastwirthe um die Wette zu zechen, wer die größte Anzahl von Schoppen zu leeren vermöge. Gegen die Front einer feindlichen Batterie ging der Angriff der kühnen Reiterschaar. Nur eine Salve vermochten die französischen Artilleristen zu geben, die freilich verheerend genug wirkte und manchen tapferen Reiter für immer aus dem Sattel riß, dann waren diese aber auch mitten zwischen den feindlichen Kanonen. Wer von den Feinden nicht eilig das Weite suchte, oder die Waffen fortwarf und demüthig um Gnade bat, der ward ohne Weiteres neben den Geschützen zusammengehauen, und diese selbst auch fast alle erbeutet. Mitten in der siegreich eroberten französischen Batterie ward zum Sammlen der Dragoner geblasen, damit diese sich wieder ordnen und ihre scharf mitgenommenen Pferde etwas verschnaufen lassen konnten. Nicht gering war der Verlust, den die Schwadronen erlitten, und wie die Glieder aufmarschirt waren, konnte man manche Lücken in denselben erkennen. Doch die Batterie war erobert, die Stellung der Feinde weit zurückgedrängt, das nur konnte jetzt als Hauptsache gelten, die alles Andere leicht verschmerzen ließ.

Nicht minder tapfer wie die k. k. Dragoner hatten übrigens auch die sächsischen Kavalleristen an diesem Tage eingehauen.

Die Sachsen sind schon von den Zeiten des siebenjährigen Krieges her stets in guter Kameradschaft mit den k. k. Truppen gewesen, und wenn das Geschick es so gewollt, daß Beide zusammen auf gleichem Schlachtfelde mit einander kämpfen konnten, so haben sie sich gegenseitig stets nach besten Kräften einander zu unterstützen gesucht. So ließ denn auch an diesem Tage der General Zeschwitz, der die sächsische Reiterei befehligte, diese gegen französische Batterien vorstürmen, daß es wirklich eine Freude war, der Attaque nur zusehen zu können. Auch der Erzherzog Karl selbst, wie immer an solchen Ehrentagen stets auf den Stellen des Schlachtfeldes, wo gerade die Gefahr am größten war, anwesend, befahl dem sächsischen Regimente Vanderhaiden in eigener Person, das von den Franzosen stark besetzte Dorf Altenburg zu erstürmen. „Verlassen sich Ew. kaiserliche Hoheit nur ganz auf uns, wir wollen das Dorf schon nehmen,“ riefen die braven Sachsen freudig, von dem Gedanken begeistert, unter den Augen eines schon so berühmten Kriegshelden recht glänzende Waffenthaten zeigen zu können. Mit voller Feldmusik kam das Regiment, so fest im Tritt, als sei es bloß auf dem Paradeplatz anmarschirt. Zwei Deschargen, ruhig und vollständig auf das Kommando, kein Schuß zu früh oder zu spät, wie es sich für gut disciplinirte Krieger auch gehört, gab es, die schon ihre Wirkung nicht verfehlten. „Hurrah, vorwärts mit dem Bajonnet,“ hieß es nun, und so das Dorf Altenburg erstürmt und die Feinde aus demselben vertrieben, so daß diese nur in eiliger Flucht in einen nahen Wald sich retten konnten. Die schon stark eingetretene Dämmerung hinderte nur an weiterer Verfolgung und schützte dadurch manche Feinde noch vor Gefangennehmung.

Glänzend gewonnen war auf diese Weise das bedeutende Gefecht bei Wetzlar, und mit freudigem Gefühl lagerten sich in später Nachtstunde alle Truppen, die an demselben Theil genommen hatten, auf der eroberten Wahlstätte.

Ging es nun auch an den meisten Bivouakfeuern, die sogleich von den lagernden Truppen angezündet wurden, sehr ver-

gnügt zu, und ertönten lustige Gesänge oder lautes Gelächter von den Meisten derselben, wie dies nach jedem siegreich gewonnenen Gefechte fast immer der Fall sein wird, so waren einige der besonders hellbrennenden Feuer doch desto mehr Stätten der Klage, ja selbst des mühsam nur unterdrückten Gejammers. Man hatte nämlich einen großen Theil der Verwundeten, die man auf der blutigen Wahlstätte nach beendetem Kampfe gefunden, hieher getragen, da es noch an dem nöthigen Fuhrwerk fehlte, dieselben gleich auf der Stelle fortzuschaffen. Beim Schein der hoch in den dunkeln Himmel hineinflammenden Feuer, vermehrt noch durch mehrere brennende Kienfackeln oder auch einzelner angezündeter Wagenlaternen, die man, Gott weiß wo, in aller Eile bekommen hatte, versahen die Feldchirurgen eifrig ihr blutiges Geschäft. Die ganze Scene mit dem dunkeln Fichtenwald ringsumher, der grellen oft hin und herflackernden Beleuchtung der Kienfackeln und Feuerflammen, dabei die mit aufgestreiften Hemdärmeln herumlaufenden, scharfe blitzende Messer und Sägen in den blutigen Händen haltenden Aerzte und deren Gehülfen, bot einen ungemein schauerlichen, die Seele leicht mit den düsternsten Bildern einhüllenden Anblick dar. In böhmischer, polnischer, deutscher und französischer Sprache, weinte und klagte es unaufhörlich von all' den Verwundeten, und nicht selten konnte man auch einen herzhaften Fluch oder eine arge Verwünschung dazwischen heraustönen hören.

Dicht an dem Einen dieser Feuer, so daß das grelle Schlaglicht desselben recht scharf auf ihn fiel, lag, in seinen langen weiten Mantel gehüllt, der uns schon länger bekannte alte Dragoner Nowodni. Bei dem Sturme auf die französische Batterie hatte eine feindliche Kartätschenkugel ihn gar heftig an der Seite verwundet, so daß er auf der Stelle vom Pferde stürzte und liegen blieb. Jetzt erst hatte man den Verwundeten gefunden und ebenfalls an das Wachtfeuer getragen, damit die Feldchirurgen es versuchen sollten, ob noch Hülfe für denselben möglich sein könne. Es war zu spät, den Nowodni konnte keine Hülfe mehr retten, ganz entschieden war er dem baldigen Tode

verfallen. Er selbst fühlte dies auch zu deutlich, und als ein junger, wohl mehr pflichtmäßiger wie schon erfahrener Arzt es versuchen wollte, seine Geschicklichkeit auch noch an ihm zu erproben, verbat er sich solch' nutzloses Beginnen sehr bestimmt. „Lassen's gut sein, Herr Doktor, es hilft doch nichts mehr. Die Anderen brauchen Ihrer Hülfe viel mehr und mit mir ist es bald aus," stöhnte er mit halblauter Stimme in seinem böhmisch-deutschen Dialekte. Und als der Arzt dennoch trotz dieser Protestation seine Hand an ihn legen wollte, stieß er dessen Arm unwillig fort und rief, so stark er es nur noch vermochte: „Sakerment, so lassen's mich aus, ich will ruhig sterben."

In diesem Augenblick kam gerade die Frau Kalassan nach ihrer Gewohnheit mit einem Armkorb voll Lebensmitteln und einem Fässel mit Branntwein auf den Verbandplatz, um zu sehen, auf welche Weise sie etwa den verwundeten Soldaten noch Hülfe bringen könne. Kaum sah der auf den Tod verwundete Nowodni die alte Marketenderin, als förmlich noch ein Lächeln der Freude seine schon bleichen Züge überflog. „Ach, Mutter Kalassan, das ist gut, daß Ihr noch kommt," sprach er mit matter Stimme zu der Frau, die sogleich, wie sie ihren alten Freund Nowodni erkannte, bei ihm niederkniete. Hatte zwar die Marketenderin schon vielen Hunderten von sterbenden Soldaten während ihrer langen Dienstzeit die Augen zugedrückt, so war ihr der Anblick des jetzt hier auf den Tod verwundet liegenden Veteranen doch ungleich schmerzlicher, wie es sonst bei vielen Andern der Fall gewesen sein würde. Gar manche lange Jahre hatte sie mit demselben beim Regimente gestanden, viele Strapatzen und Beschwerden zusammen mit ihm ertragen; aber auch wieder häufige vergnügte Stunden in seiner Gesellschaft verlebt. Wieder Einer ihrer alten Genossen ging mit ihm dahin und immer spärlicher ward allmälig die Zahl derselben, die sie noch in ihrer Jugendzeit, als sie zuerst zu den Dragonern gekommen war, gekannt hatte.

„Schau, schau Nowodni, alter Schatz, Du hast es gar

schlimm abbekommen," redete sie mit der sanftesten Stimme, derer sie nur fähig war, den Verwundeten an. „Sag', kannst du noch nicht davon kommen, hast ja harte Knochen, Alter." „Nichts ist dies Mal, Mutter Kalassan, in kurzer Zeit wird mir der letzte Appell geblasen und es heißt einrücken da droben. Na, wegen meiner kann's schon immer, hab' ich doch den Tod wie ein braver Soldat für meinen Kaiser gefunden," sprach der matt und leise, dabei die Hand der Marketenderin, die diese ihm gereicht hatte, erfassend. „Aber Mutter Kalassan, ich hätt' noch eine Bitt'." „Was denn, mein Alter, kann ich's thun, soll's gewiß geschehen," versprach ihm diese.

„So laß Sie gleich den Franzl holen. Möcht' das Buble noch gern zuletzt sehen, ehe mir die Augen zu sind. Aber geschwind muß er kommen, denn lange läßt der Tod mich nicht mehr warten," stammelte er noch. „Gleich, gleich soll der Franzl kommen, wirst noch so lange leben, bis er da ist," antwortete die Marketenderin und sandte sogleich einen ihrer bekannten Soldaten ab, den Knaben, der sich eine Viertelstunde davon entfernt, in seinem Karren befand, herbeizuholen.

Förmlich freudig aussehend wurde wieder das bleiche Gesicht des schon immer schwächer und schwächer werdenden Nowodni, als der Franzl endlich herbeigekommen war. Der Knabe, obgleich er den baldigen Tod seines alten Freundes noch nicht wußte, erkannte doch sehr gut den leidenden Zustand desselben, und zum Erstenmal, seit er von der Marketenderin aufgenommen war, füllten Thränen seine großen dunkeln Augen. Er kniete neben dem Verwundeten nieder, blickte mitleidsvoll auf dessen Antlitz und streichelte mit seinen kleinen Händen die bleichen eingefallenen Backen desselben.

„Schau Franzl, das ist halt eine große Freud', daß ich dich zuletzt noch sehen kann," sprach der mit immer matter und matter werdender Stimme, indem er versuchte, seine eine Hand bis auf das Haupt des Knaben zu erheben, was ihm aber nicht mehr gelingen wollte. „Mit mir ist es aus und bald mach' ich die Augen zu. Franzl werd halt ein braver Bursch, und mach'

unserem Regimente, was dich als Sohn aufgenommen, alle Ehre, und wenn Du groß bist, diene unserem Kaiser als Soldat, wie es sich gehört," sprach er noch leise und mit sichtbarer Anstrengung. „So Franzl — nun geht's zu Ende. — Adjes Buberl. — Lebt wohl Kalassan, grüßt mir noch die alten Kameraden und haltet den Franzl brav. Gelobt sei Jesus Christus — nun ist's aus," flüsterte er immer leiser und leiser, streckte sich noch einmal im letzten Todeskampf, die Augen schlossen sich, und die Hand, die so lange Jahre den schweren Pallasch mit Macht für des Kaisers von Oesterreichs Fahnen geführt hatte, sank kraftlos darnieder.

„Der hat's überstanden. — Schade um den braven Kerl, einen schneidigeren Soldaten gab's nicht in unserem ganzen Regiment," sagte mit gerührter Stimme die Frau Kalassan, indem sie dem Gestorbenen vollends die halbgebrochenen Augen zudrückte. „Komm' Franzl, laß uns ein Vater-Unser für seine Seele beten, die eben wohl zur letzen Musterung eingeht." Die alte Frau und der kleine Bube knieten nun zu beiden Seiten der Leiche hin und beteten andächtig ihr Vater-Unser, während unfern von ihnen andere Verwundeten seufzten, stöhnten, im letzten Todeskampf röchelten oder vor grimmigem Schmerz gar heftige Verwünschungen ausstießen.

An den andern Wachtfeuern, um welche sich vielfache Gruppen von nicht verwundeten Soldaten gelagert hatten, sang und lachte man, und ein böhmischer Soldat, der Gott weiß wo, so eben in den Besitz eines Dudelsacks gekommen war, vergnügte sich, demselben mehr laute, wie gerade harmonische Töne zu entlocken, die aber, wie die freudigen Beifallsbezeugungen in einzelnen Pausen der Musik bewiesen, bei seinen Kameraden vollen Anklang fanden. Aus weiterer oder näherer Entfernung tönten aber hin und wieder von den Vorposten einzelne Schüsse und zeigten, daß trotz der großen nächtlichen Dunkelheit, der kleine Krieg zwischen den Vedetten und Patrouillen immer noch nicht ganz aufgehört habe, auch Trompetengeschmetter, Trommelgewirbel und das dumpfe Rädergerassel von Geschütz- und Wagen-

zügen, ließ sich mitunter vernehmen. Wenn zwei ziemlich starke Heereshaufen in beträchtlicher Nähe einander gegenüber lagern, wird es nie an kriegerischem Lärm aller Art fehlen, selbst wenn auch das eigentliche Gefecht schon längst beendet ist. Zahllose Wachtfeuer, die längs dem ganzen Horizont in die dunkle Nacht hineinflammten, verkündeten aber auch dem Auge die Plätze, wo die zurückgedrängten französischen Heereshaufen sich für diese Nacht ihre Lagerplätze gesucht hatten. Zweifelhaft war es daher, ob das Gefecht am andern Morgen nicht auf's Neue wieder beginnen würde, und es gebot daher die Nothwendigkeit, daß alle Vorbereitungen dazu auf das Sorgfältigste getroffen wurden. So konnte sich denn auch die Frau Kalassan, deren Thätigkeit vielfach bei solchen Gelegenheiten in Anspruch genommen ward, keiner langen nutzlosen Trauer über den Verlust ihres alten Freundes Nowodni hingeben. So wie sie und der Franzl ihr Gebet beendet hatten, nahm die Pflicht ihres Geschäftes die alte, rührige Frau wieder vollauf in Anspruch. Sie trug einigen Arbeitern, die man aus der Nähe requirirt hatte, auf, sogleich ein Grab für den gestorbenen Dragoner unter einer daneben stehenden mächtigen Tanne zu graben, und versprach denselben einige Gulden Belohnung, wenn sie diese Arbeit noch in derselben Nacht vollenden würden.

„Komm, Franzl, es wird kalt, Buberl, und ich will Dich auf Dein Lager im Karren bringen, den Nowodni machen wir hier doch nicht mehr lebendig," sprach die stets rührige Frau und faßte den noch immer neben der Leiche knieenden Knaben an der Hand, ihn aufzuziehen und fortzuführen, was ihr denn auch nach einigem Widerstreben von Seite desselben gelang, da er sich anfänglich ungern von seinem todten Freunde trennen wollte.

Als die kurze Sommernacht geendet hatte und die aufgehende Sonne in purpurnem Morgenglanz den Schauplatz des gestrigen Kampfes beleuchtete, da war auch das Grab schon vollendet, und die Leiche des Nowodni konnte dem Schooße der Mutter Erde wiedergegeben werden. Die Schwadron war nicht

weit davor aufmarschirt, und da der Befehl zum Abmarsch noch nicht gekommen war, so konnte der Rittmeister Vautremont einigen Dragonern die erbetene Erlaubniß ertheilen, daß sie unter Anführung des Wachtmeisters Josias Lichtenberger dem Begräbniß zu Fuß beiwohnen dürften, so dem todten Kameraden die letzten Ehren noch zu beweisen. Auch der Rittmeister selbst kam auf seinem Streitroß einen Augenblick an das Grab gesprengt, in das gerade der Nowodni in seiner arg zerschossenen, über und über mit Blut befleckten Uniform gelegt wurde.

„Sacristie, seien das gewesen ein sehr braver Soldat für unsern Kaiser. Schade, daß er müssen sterben, hätt' ich gegeben lieber manch andern Mann für ihn." Diese den Todten nicht wenig ehrenden Worte, sprach der Rittmeister noch am Grabe desselben und wandte dann wieder seinen Hengst der Schwadron zu. Bald darauf setzte sich dieselbe auch wieder in Marsch, der Karren der alten Marketenderin, mit dem Franzl darin, der in den ersten Tagen auch noch häufig nach seinem Nowodni fragte, dann denselben aber auch bald wieder vergaß, wie dies den Kindern eigen ist, folgte mit der übrigen Bagage, und öde und verlassen war der Platz, auf dem am Abend zuvor noch ein so bewegtes Leben aller Art geherrscht hatte.

Hin und her nun marschirte die Dragoner-Schwadron unter dem Rittmeister Vautremont in diesem Feldzug. Bald war der günstige Erfolg der Waffen auf Seite der Oesterreicher, bald wieder auch auf der der Franzosen, wie es nun eben kam, denn die Glücksgöttin ist einmal ein sehr unbeständiges Weib, die ihre Gaben je nach Laune ungemein verschieden vertheilt. Ein großer Nachtheil für die k. k. Truppen war aber, daß ihre übrigen deutschen Bundesgenossen so ungemein unzuverlässig sich zeigten und gerade da im entscheidenden Augenblick ihre Hülfe versagten, als dieselben am Dringendsten bedurft wurde. Zwar fochten die einzelnen Soldaten derselben mit, so namentlich die Sachsen und Württemberger, ganz brav und machten dem alten Ruf der deutschen Tapferkeit alle Ehre, aber ihre Regierungen wurden kleinmüthig, verzweifelten feigherzig daran, daß auf die

Länge ein erfolgreicher Widerstand gegen die Franzosen geführt werden könne, und beeilten sich, auf eigene Hand kläglich um einen Frieden bei der revolutionären Regierung in Paris, die sie früher so tief verachtet hatten, zu betteln. Seit Preußen hierin schon im vorigen Jahre das bekannte schlechte Beispiel gegeben und zu Basel einen besonderen Frieden mit Frankreich abgeschlossen hatte, war unter die meisten übrigen deutschen Reichsfürsten auch schon der böse Geist der Zaghaftigkeit und der Uneinigkeit immer mehr und mehr gedrungen. Einer nach dem Andern befahl seinen Truppen, die mit dem k. k. Heere unter dem Befehl des Erzherzogs Karl, der zugleich auch Reichsfeldmarschall war, vereint fochten, alle Feindseligkeiten gegen die Franzosen aufzugeben und möglichst schnell in die Heimath zurückzukehren. Das waren denn freilich sehr böse Vorfälle, und die besten Entwürfe des Erzherzogs Karl wurden dadadurch schon häufig gleich in der Anlage zerstört, bevor nur noch zu ihrer Ausführung geschritten werden konnte. Zwar fluchten die muthigen sächsischen und württembergischen Truppen, die gerne noch recht lange mit ihren österreichischen Waffenbrüdern, mit denen sie stets in der besten Kameradschaft fortgelebt hatten, gefochten hätten, nicht wenig über diese erbärmlichen Befehle, die sie mitten in einem Feldzuge von dem Ehrenfelde abriefen, allein was wollten sie machen, sie mußten wohl gehorchen, denn die strengste Subordination auch unter allen Umständen zu bewahren, ist die erste Pflicht jedes gut disciplinirten Heeres. So fiel die ganze Last des Kampfes zuletzt fast allein dem k. k. Heere zu, und zu schwach war dies gegen die große Ueberlegenheit der Feinde. Aber geschlagen ward dennoch bei jeder Gelegenheit recht herzhaft drauf los, und manche größere oder kleinere Gefechte, die der Kriegsgeschichte aller derjenigen Truppentheile, welche an denselben Antheil nehmen konnten, große Ehre machen, fielen in den nächsten Monaten noch vor. So besonders auch bei Cannstatt und Eßlingen, im Herzen des Würtemberger Landes, bis wohin die Franzosen unter dem berühmten General Moreau, der jetzt das Oberkommando über sie

führte, allmälig vorgedrungen waren. Am 21. Juli marschirten die Feinde in beträchtlicher Uebermacht gegen die k. k. Truppen, welche Cannstatt besetzt hielten, vor und es gelang denselben, letztere nach hartnäckiger Gegenwehr mehr zurückzudrängen. Eine Hauptabsicht dieses Angriffes aber, der Uebergang über den Neckar, ward den Franzosen dennoch vereitelt und hiezu trug wesentlich die heldenmüthige Entschlossenheit eines einzigen jungen Subaltern-Offiziers mit bei. Der Fähndrich Karl Baron Vauthier von Bellamont im k. k. Infanterie-Regiment Manfredini war dies, dessen Name mit Ehren in jedem Buche, was den Kriegsruhm der k. k. Armee zu feiern die Absicht hat, genannt werden muß. Nur ein schwaches Kommando von einigen sechzig Soldaten und sämmtlichen Zimmerleuten des Regiments, hatte derselbe nun damit den so wichtigen Posten der Neckarbrücke bei Cannstatt zu behaupten, aber was ihm an Zahl der Mannschaft fehlte, wußte er reichlich durch den heldenmüthigen Sinn, den er derselben mitzutheilen verstand, zu ersetzen. Eine starke französische Kolonne griff im Sturmschritt die Brücke an, auf welcher der Fähndrich mit seiner kleinen Schaar hinter einigen in Eile aufgeworfenen Verschanzungen stand, an. Ruhig ließ derselbe die Feinde bis auf die beste Schußweite herankommen, dann gab er das Kommando zur Salve, und so richtig und sicher feuerten seine Soldaten, dem Vorbilde ihres Offiziers folgend, daß die Franzosen unverrichteter Sache wieder umkehren mußten. Nochmals stürmten dieselben vor, und obgleich auch die zweite Salve der Oesterreicher ihnen manche Verluste zufügte, gelang es ihnen doch, diesmal sich eines Theiles der Brücke zu bemächtigen. Aber obgleich selbst in der Brust durch eine feindliche Musketenkugel nicht unbedeutend verwundet, gab der Fähndrich die Vertheidigung der ihm anvertrauten Brücke dennoch nicht auf. Zu gut kannte er die wichtige Bedeutung derselben und war fest entschlossen, sein und seiner Schaar Leben an die Rettung derselben zu wagen.

„Hurrah hoch, hier gilt es Oesterreichs Ehre, vorwärts, Soldaten, mit dem Bajonnet und laßt uns die Feinde zurück-

werfen," rief der muthige Offizier aus und stürzte seinen Soldaten voraus gegen die Angreifer vor. Dem Führer nach folgte die getreue Schaar, unaufhaltsam vorwärts ging es mit dem Bajonnet und trotz ihrer Uebermacht wurden die Feinde zurückgeworfen und mußten selbst den Theil der Brücke, der schon in ihrer Gewalt gewesen war, wieder räumen. Trotz des heftigen Schießens der Franzosen, brachen die dem Detaschement beigegebenen Zimmerleute die Brücke nun so weit ab, daß denselben der Uebergang über den Neckar dadurch unmöglich wurde, was für die k. k. Armee als ein ungemein wichtiger Vortheil sich zeigte.

Langsam und in der besten Ordnung zog sich der Erzherzog Karl, dessen Heer durch die abmarschirenden deutschen Reichskontigente geschwächt wurde, nun aus dem Württembergischen nach Baiern zurück, und ebenso langsam folgte ihm der französische General Moreau. Lebhafte kleine Scharmützel zwischen der k. k. Nachhut und der französischen Avantgarde kamen täglich fast vor, bedeutende Gefechte, die irgendwie von Entscheidung auf den weiteren Gang des Krieges sein konnten, ungleich seltener. Der erste recht blutige Zusammenstoß des Heeres vom Erzherzog Karl, geschah bei Neresheim am 11. August, nicht weit von der bekannten baierischen Stadt Nördlingen. Es ward auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit und vielem Geschick gekämpft, und das Resultat des blutigen Gefechtes war ein gänzlich unentschiedenes, so daß weder die Franzosen noch Oesterreicher sich mit einigem Recht den Sieg zuschreiben konnten. So recht nach Herzenslust konnte aber an diesem Tage der Rittmeister Vautremont mit seiner Dragoner-Schwadron auf die Feinde wieder einhauen, und versäumte dies auch sicherlich nicht. Der Zufall hatte so es gewollt, daß er in den letzten vier bis fünf Wochen mit seiner Schwadron stets solche Kommandos erhielt, bei denen er keine Gelegenheit fand, mit den Feinden in's Handgemenge zu kommen. Das war denn eine gar böse Sache für den kriegsmuthigen Rittmeister, die ihm unzählige Sacristie und Sacre mille de tonnerres, in denen sein bitterer Unmuth

sich Luft zu machen suchte, entlockte. Auch die Frau Kalassan, obschon sie selbst ja nicht mitkämpfen konnte, war schier unmuthig darüber, daß ihre Dragoner in der letzten Zeit so wenig Gelegenheit gefunden hatten, sich hervorzuthun, während die Huszaren und manche andere leichte Reiter fast täglich mit den Franzosen herumscharmutzirten, daß es nur eine Art hatte.

„Kutya teremtete," fluchte sie wohl, wenn am Abend in den nächtlichen Quartieren oder den Bivouakfeuern die alten Korporale und der Wachtmeister Josias Lichtenberger um sie herumsaßen und sich gegen einander ihre Mittheilungen darüber machten, daß sie nun seit mehreren Wochen keinen Feind wieder gesehen hätten. „Kutya teremtete, sag ich noch einmal, ist aber eine Schand, schon wieder eine Woche vorbei und keinen Pferdsschwanz von den Feinden mehr geschaut. Alles nehmen die Huszaren für sich und wir Uebrigen haben das leere Nachschauen. Muß das anders werden, wie es vordem in den anderen Feldzügen war, oder der Henker soll die ganze Kriegsführung holen."

„Plausch Sie nicht so talketes Zeug, Kalassan. Sollte man doch glauben, Sie sei auch so ein Schreihals, der immer sein loses Maul vornweg hat, wenn etwas geschieht, das ihm justement nicht recht ist, und keine lang gediente Frau, die das Reglement kennt. Ist nun Mal die Ordre, daß wir uns nicht raufen sollen, nun so raufen wir auch nicht, ist aber die Ordre, daß wir uns alle Stunde herumschlagen sollen, nun so thun wir das auch und damit basta," verwies in fast erzürntem Tone der Wachtmeister Josias Lichtenberger, der nichts, was auch nur etwas dem Räsonniren gleich sah, leiden konnte, die Marketenderin.

„Ach, Er ist nun Mal ein Deutscher da von oben her aus dem Reich und die haben kaltes Blut. Wär' Er ein Ungar oder Wallone, Er würde auch anders sein," brummte dann die Frau Kalassan und schaute begierig sich nach dem Hansel um, an diesem ihren Unmuth auszulassen.

Uebrigens hätte nicht allzuviel gefehlt, daß die Marketen-

derin für ihre zu große Rauflust bald darauf empfindlich gestraft wurde, denn in dem Gefecht bei Neresheim entging sie nur mit Mühe der Gefangennehmung. Durch eine geschickte und schnelle Bewegung waren einige hundert französische Tirailleure an diesem Tage auf dem Wege zwischen Kosching und Vorheim den Oesterreichern in den Rücken gekommen, und nahe daran, sich der daselbst aufgestellten Bagage, bei der sich auch der Marketender-Karren der Frau Kalassan befand, zu bemächtigen. Schon wollte ein Theil der Wagen wild durcheinander sich flüchten, und Angstgeschrei der Weiber, Fluchen und Toben der Fuhrleute, Kommandoworte der geringen bei der Bagage aufgestellten Bedeckung, Alles tönte in einem Geschrei durcheinander. Wie immer in solchen gefährlichen Lagen, wie sie deren in ihrem langen Soldatenleben schon mehrfache mit durchgemacht hatte, verlor die Frau Kalassan auch jetzt ihre Besonnenheit und Kaltblütigkeit nicht. Mit ihrem Wagen war in dem Gewühl bei einer etwaigen Flucht nicht durchzukommen, dies erkannte ihr praktischer Blick sogleich, und sie säumte deßhalb nicht andere Anstalten hiefür zu treffen. Ihr erspartes Geld und einige andere Werthsachen, die sie bei sich führte, waren stets in einer großen ledernen Tasche zusammengepackt, welche sie jetzt um die Schultern hing, dann den Franzl auf ein Pferd setzte, ihm einschärfte, sich ja recht fest auf demselben zu halten, und eben im Begriff war, das zweite Roß zu besteigen, um so eine eilige Flucht zu versuchen. Alle diese Anstalten geschahen aber mit großer Schnelligkeit, und wenn auch die Frau Kalassan nicht wenig dabei fluchte, wie nun einmal ihre langjährige Gewohnheit nicht anders war, so verwies sie sonst doch einigen andern Weibern, die sich ebenfalls beim Troß befanden, ihr Weinen und Jammern auf das Bestimmteste.

„Kutya teremtete, was gibt's da viel zu heulen. Um den Hals wird's nicht gleich gehen, und wenn's auch Schade ist, daß unser sauer erworbenes bischen Eigenthum den verfluchten Franzosen in die Hände fällt, nun so muß man sich auch zu trösten suchen. Haltet also die Mäuler mit Eurem verdammten Ge-

plärre, Ihr Weibsbilder," fluchte die resolute Frau den klagenden und heulenden Weibern zu. — „Aber, Bizony igen, da kommt schon Hülfe — wahrhaftig, da schaut's unsere Reiter an, wie die dreingejagt kommen und auf diese sakrischen Franzosen loshauen. Hab' es mir immer noch gedacht, daß die Unseren es nicht leiden würden, wenn diese verdammten französischen Windbeutel sich so ohne Weiteres unserer ganzen Armee-Bagage bemächtigen wollten. Jetzt heißt es bei den Kerlen das Maul sich abwischen. Teremtete, was hauen die Unsern schon drein. Eine wahre Freud' ist es, das nur mit anzuschauen. Mein bestes Faßl Branntwein spendir' ich heute Abend extra den braven Reitern, die uns jetzt gerettet haben," jubelte plötzlich die Frau Kalassan, die so eben ihren alten Schimmel bestiegen hatte.

Und wahrlich, so war es auch, die ganze Bagage war für diesmal vor den Angriffen der Franzosen gerettet. Mit einer nur kleinen, dafür aber desto muthigeren Zahl von Kavalleristen war der heldenmüthige Fürst Liechtenstein der französischen Infanterie entgegengejagt, und hatte dieselbe wirklich in ihrem Andrange so lange aufgehalten, bis noch andere k. k. Truppen auf dieser Stelle des Schlachtfeldes ihm zur Hülfe kommen konnten. Wie immer bei ihr der Fall war, hielt übrigens die Frau Kalassan getreulich das von ihr gegebene Versprechen. Ihr bestes Fäßlein Branntwein suchte sie aus und brachte es noch an demselben Abend jener Reiter-Abtheilung, die den ersten Angriff hier auf die Franzosen gemacht hatte. Da war denn große Freude darüber bei den Kavalleristen, denen solche Stärkung nach der blutigen Tagesarbeit besonders wohlthat, und sie versäumten nicht, ein lautes „Hoch" der dem Rufe nach längst bei ihnen bekannten alten Marketenderin des k. k. Dragoner-Regiments N. N., die so gewissenhaft ihr im Augenblick der Noth gegebenes Versprechen hielt, zu bringen.

Auf eine ungemein geschickte Weise fing nun der Erzherzog Karl, der kurz nach diesem für beide Theile unentschiedenen Gefecht bei Neresheim mit seinem Heere über die Donau gegangen war, seine ferneren Manöver an. Durch eine Reihe sehr klug

vorher berechneter und ungemein kühn ausgeführter Manöver wußte er alle die ihm verfügbaren Streitkräfte gerade auf dem Punkte, wo er glaubte, die vortheilhafteste Verwendung für sie zu finden, zu vereinigen. In der Gegend von Neumarkt und Amberg in der baierischen Oberpfalz sollte aller Wahrscheinlichkeit nach die Entscheidung geschehen, hierauf deuteten wenigstens alle Anzeichen hin. Am 23. August geschah die Vereinigung des Korps, welches der k. k. Feldmarschall-Lieutenant Hotze befehligte, mit dem, was unter dem unmittelbaren Befehl des Erzherzogs Karl selbst stand, unweit Neumarkt, fast im Angesicht der feindlichen Truppen. Das war denn jetzt eine Freude, ein Jubelgerufe, ein gegenseitiges Zurufen unter den verschiedenen Truppentheilen dieser beiden Korps. Regimenter, die in den früheren Feldzügen vielleicht manche blutige Schlacht gemeinsam geschlagen, und mitten im heftigen feindlichen Feuer ein unauflösbares Band der engsten Kameradschaft mit einander geknüpft hatten, nun aber durch des Krieges Zufälle seit Jahren schon getrennt waren, sahen sich hier zum ersten Mal jetzt wieder. Ein gar freudiges Begrüßen gab das bei einander Vorübermarschiren, und wenn auch die Ordnung der Glieder nicht gestört werden, und ein beliebiges Heraustreten der einzelnen Leute aus denselben daher nicht geschehen durfte, ein gegenseitiges lebhaftes Zurufen fand dennoch statt, sobald man nur so nahe bei einander vorüberkam, daß sich die Stimmen erreichen konnten. Kannten sich auch die meisten der einzelnen Soldaten nicht persönlich mehr, es schadete dies nicht viel, that der Herzlichkeit dieser Begrüßungen der Regimenter unter einander weiter keinen sonderlichen Abbruch. Waren es doch die alten wohlbekannten Namen, von denen man so viel und gern schon gehört hatte; sah man doch die lieben alten Farben der Krägen und Aufschläge wieder, die man da und dort im heißen Feuer der Schlacht, als getreue Bundesgenossen mit dankbarer Freude für ihre gerade zur rechten Zeit gebrachte Hülfe begrüßt hatte. Selbst die jungen Ersatzmannschaften, die noch gar nicht im Dienst waren, wie diese Regimenter gegenseitig eine so besonders enge Waffen-

brüderschaft geschlossen hatten, theilten jetzt die Freude ihrer älteren Kameraden über diese langentbehrte Vereinigung. Zu viel hatten sie schon in den Quartieren, oder auf den Wachtstuben, oder am Bivouakfeuer, kurz an allen den Orten, wo die länger gedienten Soldaten den Rekruten von ihren früheren Kriegsthaten zu erzählen pflegen, die Namen von den und jenen Regimentern mit besonderem Wohlgefallen nennen hören, als daß sie jetzt nicht eine herzliche Freude darüber empfinden sollten, diese so viel gepriesenen Truppen endlich auch von Angesicht kennen zu lernen. Manche von einander längere oder kürzere Zeit getrennt gewesene Bataillone oder Schwadronen desselben Regiments, die sich bei den verschiedenen Korps befunden hatten, kamen hier jetzt auch wieder zusammen. Das gab denn eine wo möglich noch größere Freude, und schon aus der Ferne begrüßten sie sich mit herzlichem Zurufen. Die höheren Offiziere und Alle, die nicht so streng in der Front zu halten brauchten, sprengten auch wohl zu einander hin, schüttelten sich herzlich die Hände, zogen Erkundigungen in aller Kürze ein, was seit der Zeit, daß sie von einander abkommandirt waren, sich Alles ereignet, und ob man auch oft häufig Gelegenheit zu kleinen Raufereien mit den Feinden gefunden habe. Freilich gab es dabei hie und da traurige Nachrichten, die wohl die Freude des Wiedersehens etwas verbittern konnten, zu hören. Der gute Kamerad vielleicht, der beim Abschied noch so kriegsmuthig unter den Waffen stand, zu so schönen Hoffnungen berechtigte, war unterdeß auf dem Felde der Ehre für seinen Kaiser gestorben, und manch' Andere lagen in den Spitälern an schweren Wunden darnieder und wenig Hoffnung war vorhanden, sie in diesem Leben jemals noch wieder zu sehen. Im Felde da geht es nun einmal nicht anders, und auf alle derartigen Fälle muß der Soldat stets gefaßt sein.

Kaum war übrigens am 23. August die Vereinigung erfolgt, als auch schon die französischen Geschütze gegen die österreichische Linie zu donnern begannen, und es an mehreren Stellen zu einem lebhaften Gefecht kam. Die k. k. Truppen drangen übri-

gens siegreich dabei vor und vertrieben die Feinde aus mehreren Stellungen.

Der eigentliche Schlachttag war aber der 24. August, und hier gelang es den k. k. Truppen vollständig, die Stellung der Feinde zu durchbrechen und diese zu einem allgemeinen Rückzug zu zwingen. Mit gewohntem Muthe fochten übrigens auch hier wieder die Franzosen, und es ward den Oesterreichern nicht leicht, sich den Lorbeer des Sieges zu erringen. Mehrfach mußten besonders die französischen Quarrees ein so gut gehaltenes Feuer auf die gegen sie ansprengende k. k. leichte Kavallerie zu unterhalten, daß diese zurück mußte und ihren Zweck nicht erreichen konnte. Das tapfere k. k. Kürassier-Regiment Mack, eines der schönsten des ganzen Heeres, unternahm endlich die dritte Attaque auf die feindlichen Quarrees. „Wir wollen hinein und wir müssen hinein," rief der Oberst desselben, und vorwärts brausten nun die schweren Reiterschwadronen, daß der Boden unter den Hufschlägen ihrer gewichtigen Rosse erdröhnte. Solcher unwiderstehlichen Wucht konnten die französischen Haufen keinen Einhalt thun, es entstanden Lücken in denselben, die Glieder lösten sich auf und das Quarree ging auseinander. Und nun die Kürassiere mit ihren langen Pallaschen dazwischen gehauen und gestochen, und die großen kräftigen Pferde angespornt, daß sie hoch sich aufbäumten und gar manche einzelne Infanteristen noch zu Boden warfen. Die flinken Husaren auf ihren behenden ungarischen Rossen kamen jetzt auch wieder angesprengt, holten die einzelnen flüchtigen Infanteristen leicht ein und hieben dieselben nieder oder nahmen sie gefangen. Nach diesem Auseinandersprengen ihrer Quarrees hielten die Franzosen auf dem Schlachtfelde nirgends länger Stand, sondern räumten überall die von ihnen bis dahin festbehaupteten Stellungen. Noch an demselben Nachmittag konnte der Erzherzog Karl unter dem Schall der Kriegsmusik und dem Jubelrufe der auf den Gassen sich drängenden Volksmasse, die begierig war, den noch so jugendlichen Sieger in schon so vielen Schlachten zu sehen, seinen Einzug in

Amberg halten, während seine leichten Truppen den sich zurückziehenden Feind unermüdlich noch weiter verfolgten.

Diesem siegreichen Tage bei Amberg folgte nun noch eine Reihe mehr oder minder für die Oesterreicher glücklicher Gefechte. In aller Eile mußten die Franzosen die schon eroberten fränkischen Provinzen wieder räumen, und unermüdlich saßen ihnen die leichten k. k. Truppen auf den Fersen und hieben noch gar viele Feinde zusammen, oder nahmen dieselben in ganzen Schaaren gefangen. Genügende Gelegenheit zu recht vielen Raufereien fanden jetzt auch wieder unsere Dragoner, und daß es ihnen an Beschäftigung fehle, darüber durften sie jetzt wahrlich nicht mehr klagen. Welcher frohe Sinn herrschte aber jetzt wieder unter der gesammten Mannschaft, wie sang und lachte man fast stets auf allen Märschen, mochten diese auch noch so ermüdend sein, und brummige und unzufriedene Gesichter konnte man fast nirgends mehr sehen. Ging es nun doch wieder vorwärts gegen den Feind, und was das heißen will, wird jeder Soldat, der nur irgendwie einen Krieg schon mitgemacht hat, aus eigener Erfahrung wissen.

Siebentes Kapitel.

Der Freiherr von Sternberg und seine Familie; muthige Vertheidigung des freiherrlichen Schlosses gegen französische Marodeure. Der junge Dragoner-Lieutenant erscheint gerade zur rechten Zeit als Retter und wird dabei verwundet. Franzl verbleibt für einige Zeit auf dem Schlosse.

Nicht sehr weit von der berühmten Stadt Würzburg lag am schönen Mainstrom ein altes großartiges Schloß, was mit den dazu gehörigen weitläufigen Ländereien und geräumigen Oekonomiegebäuden schon seit vielen Jahrhunderten in dem Besitz der reichsfreiherrlichen Familie von Sternberg sich befand. Der jetzige Eigenthümer desselben, der Major außer Diensten Max Freiherr von Sternberg, hatte schon seit länger wie zwanzig Jahren den Dienst in der churfürstlich baierischen Armee, in der er früher als tapferer Soldat manche Feldzüge mit Ehren durchgefochten, aufgegeben und sich auf sein väterliches Stammgut zurückgezogen, um dort das einfache aber behagliche Leben eines Landedelmanns zu führen. Ein echter deutscher Mann von altem Schrot und Korn war der Freiherr vom Scheitel bis auf die Sohle. Derb, ja selbst sogar oft etwas rauh, trat er freilich wohl auf, und von feinen höfischen Manieren und glatten Worten war er kein Freund, aber keine Lüge kam je über seine Lippen, und was er einmal versprochen hatte, das hielt er auch getreulich, und selbst wenn es mit noch so großen Opfern für ihn verbunden sein mochte. Strenge hielt er zwar auf alle Vorrechte seines Standes, und die revolutionären Ideen, welche durch die französische Republik hervorgerufen waren, fanden in ihm den

heftigsten Gegner, aber seinen Bauern und sonstigen Untergebenen war er stets mehr ein väterlicher Freund wie strenger Herr, und allen Armen der ganzen Gegend weit und breit ein unerschöpflicher Wohlthäter gewesen. Aus seinem Schlosse ging so leicht kein Hungriger ungesättigt davon, und die Küchenausgaben für die Armen erforderten gewiß alljährlich bedeutendere Summen, wie die für die einfachen Mahlzeiten der freiherrlichen Familie selbst. Wo er sonst mit Rath und That seinen Nachbarn und sonstigen Freunden und Bekannten helfen konnte, da that er dies gewiß, und war er auch keineswegs ein gelehrter Mann, oder konnte er sich eines witzigen Kopfes oder einer gewandten Zunge rühmen, so besaß er dafür doch einen klaren, praktischen Blick und gesunden Verstand, so daß er, wie man wohl im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, bei seinen Rathschlägen den Nagel meist sehr gut auf den Kopf zu treffen pflegte. War nun auch der Freiherr dieser trefflichen Eigenschaften wegen bei Vornehm und Gering, Alt und Jung in der ganzen Umgegend weit und breit geachtet, so mußte auch schon sein Aeußeres gleich auf den ersten Blick ungemein für ihn einnehmen. Ein rundes, frisches Gesicht, das von Gesundheit strotzte, hatte er, in dem ein paar blaue Augen unter den schon eisgrauen Brauen gar treuherzig und wohlwollend in die Welt schauten. Das schon weiße Haar war hinten fest und ordentlich in einen mit schwarzem Band umwickelten dicken Zopf geschnürt, der ungefähr einen halben Fuß auf den Nacken daniederhing. Die Gestalt des Freiherrn war von mittlerer Größe, ziemlich wohlgenährt, aber trotz der sechzig Jahre, die er sicherlich schon zählen mochte, noch von aufrechter Haltung. So kräftig und sicher trat er auf, so gerade und fest saß er im Sattel, daß er gar manche viel jüngere Herrn darin weit beschämte. Gekleidet war er nach der Mode seiner Zeit, und zwar stets sehr einfach, aber reinlich und ordentlich gehalten. Für gewöhnlich trug er hohe Steifstiefel, gelblederne oder schwarzsammtene Reithosen und eine grüne Jagdpikesche; bei besonderen feierlichen Gelegenheiten aber seine kurbaierische Majors-Uniform, die er noch anzulegen berechtigt war.

Dem alten, ehrenhaften Freiherrn stand seine Gemahlin in jeder Beziehung würdig zur Seite, mit der er seit nahe an fünfundzwanzig Jahren eine musterhafte und glückliche Ehe führte. Sie war eine stille, einfach-vornehme Frau, die nur für ihre Familie und den ausgedehnten Pflichten ihres Standes lebte. Den Armen und Niedrigen dieser Erde zu helfen war ihre Freude, und nicht leicht ein Tag verging, und mochte die Witterung auch noch so unfreundlich und der Weg noch so schlecht sein, an dem sie nicht, einen oft ziemlich schweren Deckelkorb am Arme, den Schloßberg hinunterstieg, die Häuser der Armen und Kranken ihrer Herrschaft zu besuchen, um dort Hülfe und Erquickungen aller Art mit weiser Umsicht zu vertheilen. In früherer Zeit mußte die Schloßfrau von großer Schönheit gewesen sein, und noch jetzt lag in ihrem feinen blassen Gesichte ein ungemein anziehender Ausdruck. Der Mutter Ebenbild, nur durch den rosigen Glanz der frischen Jugend verschönert, war ihre sechzehnjährige Tochter Anna, das einzige Kind, was sich bei den Eltern noch auf dem Schloß befand, während ein etwas jüngerer Sohn seine Erziehung in dem kurfürstlichen Pagenkorps in München erhielt. Drei ältere Kinder waren der Mutter schon in früheren Jahren durch den Tod hingerafft worden, und die tiefe Trauer um den Verlust derselben hatte der so schon etwas schwächlichen Frau etwas Leidendes in ihrem ganzen Ausdruck gegeben. Man konnte übrigens nicht leicht ein schöneres und dabei auch mehr anziehendes junges Mädchen sehen, wie diese Anna es war. Von Gestalt groß und schlank, hatten ihre Umrisse etwas ungemein Zartes, ohne dabei im Mindesten eine etwa unangenehm auffallende Magerkeit zu zeigen. Alle Theile waren vollkommen harmonisch an ihrem Körper, von dem schmalen zierlichen Fuß, den feinen langfingerigen Händen bis auf den edel geformten Hals, auf dem ein zierliches Köpfchen sich ungemein schön ansetzte. Kein passenderes Modell zu einer Elfe des Waldes, oder irgend einer solchen duftigen Gestalt, wie sie uns in unserer deutschen Sagenwelt oft so anmuthig geschildert werden, hätte ein Bildhauer finden können, wie dies sechzehnjährige Frei-

fräulein. Ihr Gesicht hatte einen ovalen Schnitt und klassisch schöne Formen, die großen blauen Augen in demselben waren von ungemein anziehendem Ausdruck, voll Unschuld des Gemüths, Herzensgüte und geistiger Lebendigkeit; üppiges, dunkles Haar umgab in reichen Flechten die hochgeschnittene Stirn. Bei so viel äußerem Liebreiz, verbunden mit großer Herzensgüte, war es daher natürlich, daß dies junge Mädchen von Allen, die sie kannten, ungemein verehrt werden mußte. Alle Leute der Herrschaft freuten sich, wenn das schöne Schloßfräulein im Vorübergehen einige freundliche Worte mit Jedem von ihnen sprach, wie es seine Gewohnheit war, und die zahlreichen Dienstleute ihres Vaters trugen die junge Gebieterin fast auf den Händen.

Einfach und schlicht, zwar in behaglichem Wohlstand, aber dabei auch jeden überflüssigen Luxus streng vermeidend, lebte nun diese Familie des Freiherrn von Sternberg, deren Hauptpersönlichkeiten wir soeben flüchtig geschildert haben, fortwährend auf dem alten Stammschlosse. Der Freiherr hatte zwar sehr große Besitzungen, aber er war zu nachsichtig gegen seine Gutsunterthanen, und erließ den Aermeren derselben zu viele Gefälle, als daß seine Einkünfte nicht hätten sehr bedeutend dadurch geschmälert werden sollen. Seine unbegrenzte Gastfreundschaft, die er nach der alten Väter Sitte auf seinem Schlosse ausübte, wo jeder Bekannte, der einsprach, auf ein freundliches Gesicht und ein herzliches Willkommen sicher rechnen konnte, verbunden mit dem schon erwähnten Wohlthätigkeitssinn aller Familienmitglieder, kostete auch nicht unbedeutende Summen, und so geschah es denn, daß seine Einnahmen jährlich auch gänzlich wieder verausgabt wurden. Schulden machte er wohl nicht, aber ebenso wenig sammelte er auch irgendwie nennenswerthe baare Kapitalien an; die Rechnung ging alljährlich gerade so richtig auf.

In dies ruhige friedliche Familienglück sollte nun bald der Krieg gewaltsam eingreifen, diese alte Burg, schon so oft der Schauplatz vergnügter Feste, die rohesten Scenen aller Art in ihren Mauern sehen müssen. Das Glück hatte gewollt, daß die Gegend, in der das Schloß lag, bisher von den vielen Uebel-

ständen, die im Krieg nothwendiger Weise jedem Lande, in dem er geführt wird, bringen muß, gänzlich verschont wurde. Nur aus den Zeitungen erfuhr der alte Freiherr die Schreckensnachrichten von dem Einmarsch der Franzosen in Deutschland, und den vielen Verwüstungen aller Art, die sie unter dem frechen Vorwande, Freiheit und Gleichheit bis in jede Bauernhütte bringen zu wollen, überall dort verübten, wo sie bisher erschienen waren; ihm selbst waren diese unwillkommenen Gäste noch bisher fern geblieben. Immer näher wälzten sich aber jetzt die Schaaren der Feinde, und täglich kamen Nachrichten über Nachrichten von diesen oder jenen Verwüstungen, welche dieselben hier und dort an bekannten Orten schon verübt hatten, in das Schloß. Der französische Obergeneral Jourdan, der vor den siegreichen Schaaren des Erzherzogs Karl in aller Eile sich zurückziehen mußte, gestattete seiner zügellosen Soldateska jetzt allen möglichen Unfug, um dieselbe dadurch, nach seiner fälschlichen Meinung, für die Leiden und Entbehrungen, die sie auf ihrem nothgedrungenen Rückzug ausstehen mußte, zu entschädigen. Ganze Häuser, Höfe, Ortschaften ließen die Franzosen nutzlos in Flammen aufgehen, nachdem sie solche vorher ausgeplündert hatten. Raub und Gewaltthaten aller Art bezeichneten jetzt nur zu sehr ihren Weg. Von Ort zu Ort ertönten in den fränkischen Gegenden jetzt oft die Sturmglocken, um das Landvolk zusammenzurufen, damit dieses Haus und Hof wenigstens gegen die Haufen der einzelnen Marodeure, welche gewöhnlich am ärgsten zu hausen pflegten, zu vertheidigen versuchte. Ganze Dorfgemeinden standen in diesen Gegenden jetzt auf, dem Feinde alles Elend, welches er über sie gebracht hatte, so viel wie möglich wieder zu vergelten. Wer von den Bauern kein Gewehr hatte, schmiedete sich aus seiner Sense eine Waffe, oder nahm die Heugabel als Lanze, um die fremden Plünderer, wo sie in kleineren Schaaren sich zeigten, anzugreifen, und wenn deren Besiegung glücklich gelang, und häufiger wie man hätte eigentlich annehmen sollen, war dies der Fall, auch sogleich niederzuschlagen. Pardon ward bei dieser Art von Kriegführung gegenseitig nicht gegeben. Ohne Weiteres

tödteten die Franzosen alle bewaffneten Bauern, die in ihre Hände fielen, und ebenso machten es diese auch mit den Franzosen. Wie immer der Fall, wenn der Krieg erst einen solchen Charakter angenommen hat, geschahen auf beiden Seiten Gräuelthaten, deren Wiedererzählung hier wahrlich keine angenehme Arbeit sein würde.

Der Freiherr von Sternberg hätte kein ehemaliger alter Soldat sein müssen, wenn er nicht fest entschlossen gewesen wäre, sein Schloß so viel an ihm lag gegen eine feindliche Besitznahme möglichst zu vertheidigen. Aus seinen Jägern, Bedienten, Reitknechten und den übrigen männlichen Dienstboten seiner Herrschaft bildete er ein Häuflein von ungefähr zwanzig Mann, alle so ziemlich mit Schießwaffen ausgerüstet und auch in dem Gebrauch derselben geübt, und vielleicht die doppelte Zahl von Bauern aus seiner Herrschaft, die mit Sensen, Speeren und derartigen ländlichen Waffen sich versehen hatten, versammelte sich ebenfalls unter seiner Führung. Wußte er freilich wohl, daß er mit solcher Streitmacht auch keiner einzigen nur halbwegs disciplinirten französischen Compagnie zu widerstehen vermochte, so hoffte er doch Marodeurhaufen damit die Spize bieten zu können, und dies dünkte ihm am Ende das Wichtigste zu sein.

Auf solche Weise, so gut es die Umstände erlaubten, gegen einen feindlichen Ueberfall ausgerüstet, wartete der Freiherr von Sternberg nun mit der Ruhe eines alten Soldaten die ferneren Ereignisse ab. Seine Frau und Tochter behielt er bei sich im Schlosse, obgleich es anfänglich seine Absicht gewesen war, dieselben nach Bamberg oder Würzburg zu bringen. Zuerst, als die Annäherung der Franzosen noch ungewiß war, vermochte er es nicht, sich so lange von diesen beiden ihm so theuern Wesen zu trennen, später aber, wie man täglich auf einen feindlichen Ueberfall gefaßt sein mußte, waren die Wege schon von den Streifschaaren zu unsicher gemacht worden, als daß man Frauen ohne sicheren männlichen Schutz hätte eine weitere Reise unternehmen lassen können. Auch wollte die edle Gattin des Schloßherrn nicht in eine Trennung von dem Gemahl einwilligen, und

erklärte, es sei eine Pflicht für sie, auch in den etwaigen schlimmen Tagen, die jetzt leicht kommen könnten, demselben helfend und rathend zur Seite zu stehen.

Es war am Abend des 29. August, als ein Jäger des Freiherrn, den er zur Erkundigung ausgeschickt hatte, auf schäumendem Pferde zurückgesprengt kam, und die üble Nachricht brachte, daß ein Trupp der Feinde nur noch ungefähr eine Meile von dem Schlosse entfernt sei, und wahrscheinlich seine Richtung nach demselben nehmen werde. Ohne im Mindesten zu erschrecken, zog der Freiherr nun so genaue Nachrichten, wie sie der Jäger nur geben konnte, über die Stärke der Feinde, ob solche aus Infanterie oder Kavallerie beständen, Geschütze bei sich führten, und, was ihm am wichtigsten zu erfahren war, ob es reguläre, in strenger Disciplin marschirende Truppen oder verwilderte Marodeure wären, ein. So viel der Jäger, der sich selbst nicht in die Nähe der Feinde getraut hatte, erfahren, waren es nur ungeordnete Marodeure in der Stärke von hundert bis hundertundzwanzig Mann, die einer regelmäßigen Führung zu entbehren schienen, und mehr wie ein roher Bauernhaufe dahinzogen, als wie reguläres Militär marschirten.

„So müssen wir mit Gottes Hülfe denn eine Vertheidigung des Schlosses versuchen,“ sprach in ruhig gefaßtem Tone der alte Schloßherr, als der Jäger Alles, was er in Erfahrung gebracht, ihm umständlich rapportirt hatte, und traf sogleich die nöthigen Anstalten, die etwaige Vertheidigung, so kräftig es ihm die zu Gebote stehenden geringen Mittel erlaubten, zu versuchen.

Die ganze Familie des Schloßherrn war von strenger Religiosität, und versäumte es niemals, alle Pflichten der heiligen Religion auf das Sorgfältigste zu erfüllen. Fanden doch sämmtliche Familien-Mitglieder Stärkung und Beruhigung gerade in ihrem frommen Glauben bei allen schweren Prüfungen, welche Gott ihnen in seiner Weisheit bereits auferlegt hatte. Bevor er daher weitere Anstalten zur Vertheidigung traf, wohnte der Schloßherr mit sammt seiner Familie und Hausgenossenschaft der heiligen Messe bei, die ein alter ehrwürdiger Kaplan in der

Schloßkapelle las. So gestärkt gingen dann Alle mit frischem Muthe an ihre verschiedenen Pflichten. Alle Dorfbewohner erhielten die Erlaubniß, ihre werthvollsten Habseligkeiten in den feuerfesten Keller des Schlosses zu bringen, während die Pferde und alles andere Vieh nach einer sehr versteckten Bergschlucht, eine Stunde vom Orte entfernt, getrieben wurden.

Im Schlosse selbst wurden nun die Thore mit Balken und Wagen, die man davor fuhr, und sonstigen schweren Gegenständen möglichst verrammelt, vor die Fenster Betten gestellt, damit keine Flintenkugeln hindurch in die Zimmer dringen konnten, einzelne kleine Schießscharten an günstigen Stellen in die Mauer und am Dach durchgebrochen, und die Waffen dann noch in einen möglichst guten Zustand gebracht. Unter Mithülfe der Mädchenschaar, die ihr standhaftes Beispiel vor unnützem Gejammer zurückhielt, bereitete die Freifrau und ihre Tochter Speisen und Getränke zur etwaigen Stärkung der Kämpfenden im Vorrath, und ließ auch Charpie und Bandagen anfertigen, damit bei vorkommenden Verwundungen, die leicht eintreten konnten, hieran kein Mangel sein würde.

Unter allen diesen mannigfachen Zurüstungen verstrich die Zeit nur zu rasch.

Gegen 11 Uhr Abends kam der feindliche Trupp denn brüllend und die wildesten Lieder singend gegen das Schloß anmarschirt. So viel man im Lichte des Mondes erkennen konnte, mochten wohl an hundertundzwanzig bis hundertundfünfzig Mann sich hier zusammengerottet haben und alle verschiedenen Waffengattungen dabei vertreten sein. Konnte man doch schon über ein Dutzend französischer Dragoner und Huszaren, die hoch zu Rosse vor dem Fußvolke einhersprengten, dabei erkennen.

Das schöne stattliche Schloß, was so imponirend auf einer Anhöhe lag, schien den Marodeuren sogleich in die Augen zu fallen und ihnen ohne Weiteres reiche Beute zu versprechen. Ohne sich daher bei dem seitwärts liegenden Dorfe mit seinen kleinen Häusern länger aufzuhalten, marschirten dieselben sogleich

auf das Hauptthor des Schlosses zu, gebieterisch Einlaß fordernd, als sie dasselbe schon verschlossen fanden.

„Aufgemacht, aufgemacht Bougre — Trente de dieu, wir zünden Dir Dein altes Nest sogleich über dem Kopfe an, und knüpfen Dich mit Deiner ganzen Sippschaft ohne Weiteres auf, wenn Du uns nur noch einen Augenblick hier unnöthiger Weise warten läßt,“ schrien die Marodeure mit lautem Gebrüll, wie zu ihrem Erstaunen das Schloßthor, durch welches sie so ohne Weiteres ihren Einzug halten zu können gehofft hatten, verschlossen war.

Auf dies Gerufe des Feindes, theils in französischer, theils in deutscher Sprache, denn auch mehrere entartete deutsche Soldaten schienen sich bei dem wilden Haufen zu befinden, erschien der Freiherr, der jetzt seine volle Uniform angelegt hatte, an einem Fenster über dem Thore, und erklärte mit fester Stimme, daß er die Oeffnung desselben verweigern und die Vertheidigung seines Hauses so lange wie möglich versuchen würde. Wollten sie sich aber mit Wein und Lebensmitteln begnügen, so sollten ihnen solche, so viel sie zu haben wünschten, aus den Fenstern heruntergelassen werden, auf Weiteres könne er sich aber nicht einlassen.

Ein brüllendes Hohngelächter, ein lautes Geschimpfe von „Gredin, Canaille, Hund von einem Aristokraten, der aufgeknüpft werden müsse,“ und was derartige Drohungen noch mehr waren, aus dem Haufen war die Antwort auf diesen Vorschlag, und ließ erwarten, welch' Schicksal der Schloßfamilie bevorstände, wenn es der zügellosen Schaar wirklich gelingen würde, sich den Eingang zu erzwingen. Zugleich feuerten einige der Kerle ohne Weiteres ihre Flinten gegen den noch im Fenster stehenden Freiherrn ab, und eine Kugel fuhr so nahe bei seinem Kopfe in die Mauer, daß ihm die dadurch losgebrochenen Ziegelsteinstückchen in das Gesicht flogen.

So war der Angriff mit den Waffen denn von Seite der Feinde eröffnet, und nur Nothwehr konnte es genannt werden,

wenn nun der Freiherr nach besten Kräften sich ebenfalls vertheidigte.

Da die Franzosen bald sahen, daß ihr wildes Gebrülle und die einzelnen Flintenschüsse, welche sie gegen die wohlverblendeten Fenster richteten, ihnen das Schloßthor nicht öffnen würden, so begannen sie nun, ernsthafte Mittel zum gewaltsamen Angriff gegen dasselbe in Anwendung zu bringen. Aus dem Dorfe holten einige zwanzig bis dreißig Mann derselben einen großen schweren Balken, den sie dort gefunden hatten, herbei, um damit gegen das Thor zu rennen und so die Flügel einzustoßen. Zwar waren dieselben aus dicken, eichenen Bohlen fest gezimmert und mit Eisen gehörig beschlagen, so daß sie schon einen tüchtigen Stoß ungefährdet aushalten konnten, ob dieselben aber am Ende doch nicht durch derartige Anpralle eingestoßen würden, war sehr die Frage.

„Jetzt gilt es, Leute," befahl nun in so ruhiger Weise, als treffe er die Anordnungen zu einer großen Treibjagd, der Freiherr, „die Feinde wollen es nicht anders, ihr Blut komme daher über sie, mit Gottes gnädiger Hülfe also die Vertheidigung begonnen." Sechs bis acht Förster und Jäger, lauter geübte Schützen mit guten Büchsen versehen, die bei dem ziemlich hellen Mondschein, der draußen herrschte, ihres Schusses sehr sicher waren, hatte er unterdeß an die kleinen Schießscharten gestellt, und ihnen wohl eingeschärft, ja sorgfältig zu zielen, bevor sie abdrückten.

„Also nun die Vordersten der Kerle, welche den Balken tragen, recht auf das Korn gefaßt, und so wie ich Feuer gebe, auch losgeschossen," befahl er weiter.

Mit einem jubelnden Hurrah wollten eben die Franzosen mit dem wuchtigen Balken gegen das Thor Sturm laufen, da krachte die Büchse des wackern Schloßherrn, der sich selbst an eine Oeffnung gestellt hatte, und mit ihm zugleich fast schossen auch seine Jäger ihre Gewehre ab; das war denn ein gar unsanfter Empfang, den sich die Franzosen in ihrem übermüthigen Siegesjubel schwerlich in der Art erwartet haben mochten. Fast

jede Kugel hatte ihr Ziel getroffen, und fünf bis sechs der vordersten Kerle an dem Balken lagen todt oder verwundet am Boden, die Uebrigen hatten in dem ersten Schreck denselben aber fallen lassen, und waren hinter die allmächtigen Lindenbäume der Schloßallee gesprungen, deren dicke Stämme ihnen Schutz gegen etwaige noch fernere Kugeln gewährten.

„Frisch wieder geladen, Kinder — denn ich müßte mich schlecht auf die Feinde verstehen, wenn dieselben jetzt schon von einem weiteren Angriffe auf uns ablassen sollten," befahl wieder der Schloßherr seinen Leuten, die nicht geringe Freude über diesen ersten glücklichen Erfolg ihrer Vertheidigung zeigten.

Nur zu Recht hatte er gehabt, der Tod ihrer Kameraden hatte die feindliche Schaar, unter der sich viele wilde, verwegene und auch schon kriegsgeübte Soldaten befanden, nur noch mehr erbittert, und zu der Raublust gesellte sich auch jetzt noch das Verlangen nach Rache bei ihnen. Auf diese Art vermochten sie das Thor nicht einzurennen, ohne noch Viele der Ihrigen dabei zu verlieren, das sahen sie wohl ein, und mit der kriegerischen Anstelligkeit und Geschicklichkeit, welche die Franzosen so oft besitzen, beschlossen sie daher einen anderen Plan. Förmlich eine Art von Kriegsrath schienen die Kerle zu halten, wie sie auf die für sie leichteste Art in den Besitz des Schlosses gelangen könnten. Bevor sie aber zu weiteren Angriffen schritten, denn es paßte ihnen auch am besten, wenn später der Mond untergegangen und es dann dunkler war, so daß die im Schlosse befindlichen Büchsenschützen nicht mehr so sicher zielen konnten, wurden die Häuser des unfern davon gelegenen herrschaftlichen Dorfes ausgeplündert, und theils aus Muthwillen, mehr aber noch aus Raublust arge Verwüstungen in denselben verübt.

Während nun die Franzosen so herumtollten und die wildesten Lieder mit gräßlichem Gebrüll sangen, war die tapfere Besatzung des Schlosses unermüdet beschäftigt, so gut es anging ihre Vertheidigungsanstalten noch zu verstärken. Besonders die Verrammlung des Thores wurde noch bedeutend vermehrt, und auch eine andere kleine Pforte mit davor aufgestapelten Mauer-

steinen stark versperrt. Nach Mitternacht, wo der Mond völlig untergegangen war, und tiefe Dunkelheit die Erde bedeckte, begannen die raubgierigen Feinde auf's Neue ihren durch nichts zu rechtfertigenden Angriff. Es ward jetzt den Büchsenschützen ungleich schwerer, die Angreifer zu treffen, da sie der Dunkelheit wegen nicht mehr sicher zielen konnten, sondern nur dahin schießen mußten, wo sie dem Geräusch nach die Feinde am meisten in Thätigkeit glaubten. Einige Franzosen wurden übrigens dennoch getödtet und noch mehrere verwundet, und da der Versuch mit dem Balken, das Thor einzurennen, ihren Erwartungen nicht entsprach, ihnen auch des damit verbundenen Gelärmes wegen zu gefährlich dünkte, so gaben sie denselben auf. Sie suchten jetzt einige Wirthschaftsgebäude des Schlosses, die mit Schindeln gedeckt waren, mittelst kleiner Brandraketen, die sie bei sich führten, anzuzünden, und nach einigen verunglückten Versuchen gelang ihnen dies nur zu gut, und ein mit Heu gefüllter Stall auf dem Schloßhofe stand bald in vollen Flammen. Zwar war das eigentliche Schloßgebäude selbst von zu festem Gemäuer und durchweg mit Schiefer gedeckt, daher nicht leicht Feuer fangend, allein die Hitze und der Rauch von dem brennenden Stallgebäude konnte so unerträglich werden, daß man die Löschung desselben um jeden Preis versuchen mußte. Ein sehr gefährliches Geschäft war dies aber, denn einzelne französische Schützen hatten sich in den hohen Aesten der Linden, die auswärts des Schloßhofes standen, eingenistet und schoßen von dort aus auf die im Hofe mit Löschen befindlichen Männer, die sie beim Scheine des flammenden Feuers vollkommen sehen und daher als Zielpunkte nehmen konnten. Zwei oder drei der Dienstleute wurden erschossen und fünf bis sechs derselben mehr oder minder schwer verwundet, bevor es den eifrigen Anstrengungen Aller gelang, das brennende Gebäude so weit niederzureißen, daß die Glut desselben weiter keinen Schaden mehr thun konnte. Auch der alte Freiherr selbst, der überall da war, wo die Gefahr am größten und seine Gegenwart daher am nöthigsten sich zeigte, erhielt einen leichten Streifschuß an der

Hand, der ihn jedoch nicht hinderte, nach wie vor seine Anordnungen mit der größten Umsicht zu treffen.

Die schwerer Verwundeten, die nicht mehr bei der Vertheidigung mitwirken konnten, waren unterdeß nach einem Theile des Schlosses, der am sichersten gegen etwaige feindliche Kugeln geschützt war, gebracht worden, wo die Freifrau und ihre Tochter sich der Pflege und Wartung derselben mit der größten Sorgfalt unterzogen. Mitten in dem Getöse des Kampfes, dessen neuester Lärm auch bis hieher drang, knieten diese beiden edlen Frauen an den Lagern der Leidenden nieder, verbanden ihre Wunden oder benetzten ihre bleichen Lippen mit kühlenden Getränken.

Immer ungestümer wurden übrigens jetzt die Angriffe der feindlichen Schaaren, die sich durch einige frische Zuzüge noch mehr verstärkt zu haben schienen. Um das Thor wo möglich auseinander zu sprengen, hatten die Franzosen eine Art von Petarde, die einige Artilleristen unter ihnen aus Patronenpulver, so gut es in der Eile ging, angefertigt, an einem Flügel desselben befestigt und angezündet. Mit donnerndem Gekrach sprang dieselbe und riß einen Theil des Thorflügels mit fort, so daß eine weite Oeffnung, in der schon zur Noth ein Mann hineinkriechen konnte, klaffte. Der laute Knall der Explosion, der durch das ganze Schloß drang, erschreckte Mutter und Tochter, die so eben einem Jägerburschen, der eine tiefe Fleischwunde am Arme erhalten hatte, einen Verband anlegten, so sehr, daß sie auf die Knie sanken und wie aus innerem Antriebe, Beide zu gleicher Zeit, die gefalteten Hände zum Gebet in die Höhe streckten.

Der Freiherr sah nun sehr wohl ein, welche neue Gefahr durch diese Sprengung des Thores dem Schlosse entstände, und daß bei einer abermaligen glücklichen Erneuerung derselben die Einnahme wahrscheinlich erfolgen müsse. „Gottes Wille geschehe," rief er mit männlicher Fassung aus, „aber so lange ein Blutstropfen nur noch in meinen Adern rollt, soll keiner dieser frechen Räuber mein Haus ungestraft schänden."

„Wir halten schon fest zu Ihnen, gnädigster Herr Baron,"

riefen die Jäger und sonstigen Dienstleute des alten Schloßherren und zeigten so recht durch ihre Aufopferung in dieser Stunde der größten Gefahr, wie sehr sie die viele Güte, mit der ihre Herrschaft sie stets behandelt hatte, auch zu erkennen wußten. Gleich darauf gaben sie auch eine tüchtige Gewehrsalve und einige waghalsige Franzosen, welche versuchen wollten, durch die in den Thorflügel gesprengte Oeffnung den Schloßhof zu erstürmen, mußten diesen kühnen Versuch mit dem Leben bezahlen.

Es war ein Glück, daß die Anfertigung einer zweiten Petarde den Feinden einige Stunden Zeit kostete, während sie keinen sehr ernsthaften Angriff gegen das Schloß unternehmen konnten. Sie feuerten zwar hin und wieder einzelne Flintenschüsse ab und suchten die wackeren Vertheidiger auf alle Weise zu beunruhigen, erreichten aber sonst weiter nichts Besonders dadurch. So verging auf diese Weise die Augustnacht, und die aufgehende Sonne beleuchtete schon mit ihren Strahlen die Kampfesstätte, als den Franzosen ihre zweite Petarde so weit gelungen war, daß sie durch deren Anzündung das ganze Thor zersprengten und ihrem Sturm in den Schloßhof selbst nichts mehr im Wege stand. Mit jubelndem Siegesruf stürzte sich die ganze wilde Schaar, die immerhin noch an achtzig bis neunzig waffenfähige Männer stark sein mochte, in den Hof und wähnte sich schon ihres Sieges gewiß zu sein. Noch aber war dem nicht so, und obschon auf das Aeußerste bedrängt, hatte der alte, mannhafte Freiherr von Sternberg dennoch noch nicht den Gedanken an Widerstand aufgegeben. Er wußte, daß für ihn, für Frau und Kind, und auch für seine gesammten Hausleute, doch keine Schonung zu erwarten stand, wenn sie lebend in die Hände der von Branntwein und Rachelust gleich berauschten Schaar der Marodeure fielen, und so waren Alle fest entschlossen, bis zum letzten Hauch des Lebens zu fechten und einen ehrenvollen Tod mit den Waffen in der Hand, einem erbarmungslosen Hingeschlachte vorzuziehen. An der einen Ecke des Schloßgebäudes befand sich ein uralter, fest aus Quadern aufgemauerter Thurm, der schon Anhalt zu einer weitern Vertheidigung bieten konnte. Hieher hatte der

Schloßherr schon kurz nach dem ersten Versuch der Thorsprengung, wie er sah, daß auf die Länge bei einer Wiederholung derselben der Schloßhof selbst nicht mehr zu halten sein würde, alle Verwundeten, und dann die Familienpapiere und sonstige werthvolle Habseligkeiten, die sich in der Eile forttragen ließen, bringen lassen. Auch seine Gattin und Tochter, die unermüdet in der Pflege der Verwundeten fortfuhren und in dieser Schreckensnacht eine so heldenmüthige Standhaftigkeit, eine so fromme Ergebung in den Willen des Schöpfers zeigten, daß mancher Mann weit dadurch übertroffen wurde, hatten sich schon in das oberste Thurmzimmer begeben und nicht versäumt, Wein und einige andere Lebensmittel zur Erquickung der Verwundeten und Stärkung der Kämpfenden dahin zu bringen. Nachdem nun die Franzosen das Thor vollends gesprengt hatten und mit brüllendem Geschrei in den Schloßhof stürmten, flüchtete sich der Freiherr selbst mit der übrigen noch mit Waffen versehenen Mannschaft ebenfalls in diesen Thurm, dessen kleine mit Eisen beschlagene Thüre dann eiligst zugesperrt wurde.

War man auf diese Weise auch wieder gegen den ersten Ansturm der Franzosen auf einige Stunden geschützt, so konnte doch sonst die Lage, in der sich Alle befanden, jetzt wahrhaft eine verzweifelte genannt werden. Die seit längerer Zeit unbewohnten und mit allerlei Gerumpel versehenen innern Räume des Thurmes, der drei Stockwerk hatte, welche durch eine Leiter mit einander verbunden waren, boten für so viele Menschen nur einen ungemein beengten Raum dar. Da man alle Lücken und Oeffnungen in demselben sorgfältig mit Holzschindeln verstopfen mußte, damit die feindlichen Kugeln nicht hineindringen konnten, so war die dumpfe Luft in diesem so lange Zeit nicht bewohnten und jetzt plötzlich von so vielen Menschen, darunter einige zwanzig Verwundete, angefüllten Raum kaum zu ertragen. Tiefe Dunkelheit, die nur durch den schwachen Schein einiger angezündeten Laternen, die man in der Eile mitgenommen hatte, etwas erhellt wurde, herrschte in allen Etagen. Zahllose Fledermäuse, unerwartet so aus ihrer so lange Zeit genossenen Ruhe

aufgescheucht, flatterten ängstlich hin und her, und trugen dazu bei, das Unheimliche dieses Aufenthalts noch zu vermehren. Dazu das Stöhnen und Wimmern einzelner Verwundeten, und die angstvollen Ausrufungen und Klagen der Dienstmädchen und Frauen vom Schloß, die mit in den Thurm geflüchtet waren. Ungeachtet aller dieser Schrecknisse kam aber kein Wort der Klage über die Lippen der edlen Freifrau und der einer solchen Mutter würdigen Tochter, und unermüdet fuhren Beide in der Pflege der Verwundeten fort.

Draußen auf dem Hofe ging es aber jetzt immer toller und wilder zu. Die Marodeure hatten sogleich das Schloß geplündert und dann Alles, was nur irgendwie zerstörbar war, mit wahrhaft barbarischer Zerstörungswuth vernichtet. Aus den Trümmern des Hausgeräths, die auf den Hof geworfen und dort in einen großen Haufen zusammengeschleppt wurden, hatten sie ein mächtiges Feuer angezündet. Die Carmagnole, diesen wilden Blutgesang der Revolution, in schaurigem Chore brüllend, tanzten und sprangen Mehrere, denen der gute Wein, den sie im Schloßkeller gefunden hatten, schon zu Kopfe gestiegen war, um dies Feuer herum, während Andere sich in verschiedenen Gruppen gelagert hatten und sich mehr der Ruhe hingaben oder eine Wette eingegangen zu haben schienen, wer von ihnen wohl den meisten Wein austrinken oder die größte Menge von Speisen verzehren könne. Furchtbar verwildert aussehende Gestalten befanden sich unter diesem Marodeurhaufen, Kerle, denen jegliches Laster in frechen Zügen auf ihren verthierten Gesichtern aufgeprägt war. So weit es die oft in Fetzen herunterhängenden, über und über beschmutzten und verwahrlosten Uniformsstücke noch erkennen ließen, waren alle Waffengattungen der französischen Armee in dieser Schaar vertreten. Der Voltigeur zechte mit dem Artilleristen, der Husar lag neben dem Grenadiere, mit schmutzigen Würfeln mit ihm um einen Theil der so eben geraubten Beute spielend und gotteslästerliche Flüche in Menge ausstoßend, wenn das Glück sich nicht ihm günstig bewies. Alle Korps des französischen Heeres schienen ihre ent-

artesten Soldaten zu diesem Haufen abgegeben zu haben, wie dies in derartigen Fällen fast immer zu geschehen pflegt, da so leicht kein braver Krieger, der nur irgendwie etwas auf seine Soldatenehre hält, die Fahne seines Regiments verlassen und sich nimmer solchen Schaaren verwilderten Gesindels anschließen wird.

Die Hoffnung, daß in dem Thurme wohl noch der beste Theil aller Besitzthümer der Schloßbewohner verborgen sein möge, zugleich auch das Verlangen nach Rache gegen dieselben für ihre bisherige so heldenmüthige Vertheidigung, bewog die Baude wieder, nachdem sie einige Zeit so herumgetobt hatte, den Angriff auf diesen Thurm von Neuem zu beginnen. Ein kleiner fast halbnackter Kerl, dem der Fetzen einer ehemaligen Dragoner-Uniform über den bloßen Leib hing, da er, wie so mancher seiner Kameraden, den Besitz eines Hemdes als aristokratischen Luxus zu betrachten schien, ermunterte die Bande alsbald, zu einem neuen Angriff zu schreiten und dann dies verdammte Aristokratennest gänzlich zu vertilgen, nachdem man dessen Bewohner vollends alle hingeschlachtet habe. Solch' Vorschlag fand denn gar leicht allgemeinen Anklang unter allen Kerlen und alsbald ward der Angriff aufs Neue mit vieler Lebhaftigkeit wieder begonnen. Auf den Vorschlag des ehemaligen Dragoners, der überhaupt so eine Art von Anführerstelle bei der ganzen Bande zu bekleiden schien, ward nun beschlossen, den Thurm zuerst auszuräuchern, so daß alle in demselben befindlichen Menschen bald ersticken müßten. Mit brüllendem Beifall ward dieser verruchte Vorschlag begrüßt und alsbald machte sich der große Theil der Bande an das Werk, denselben auszuführen. Ein großer Haufe Buschholz, der in dem innern Schloßhof lag, ward von den vielen dabei thätigen Händen schnell herbeigeschleppt und so dicht als möglich neben dem Thurme aufgestapelt und dann in Brand zu stecken versucht. Zwar machten die Kugeln, die der Freiherr mit seinen muthigen Leuten aus den Schießscharten des obersten Stockes des Thurmes fortwährend auf die Angreifer feuerte, dies Geschäft nicht wenig gefährlich, und gewiß noch ein

halbes Dutzend der französischen Marodeure fand den Tod dabei, oder ward doch durch schwere Wunden für den fernern Kampf untauglich, die Uebrigen in ihrem trunkenen Muthe und von Raublust und Rachbegierde immer mehr und mehr angestachelt, ließen sich aber durch derartige Verluste in ihrem Vorhaben nicht abschrecken, und so gelang es ihnen denn nur leider zu gut, dasselbe vollständig auszuführen. Ein mächtiges Feuer, was besonders einen dicken, schwarzen Rauch ausqualmte, denn absichtlich hatte man auch viel grünes Buschholz zu demselben mit benützt, schlug bald in lichten Flammen neben dem Thurme auf.

Von Augenblick zu Augenblick unerträglicher ward jetzt die Lage der in diesem Gebäude eingeschlossenen Menschen, denn der dicke Rauch des Feuers drang durch alle Oeffnungen desselben ein, und machte das Athmen in den engen Räumen immer schwerer. Schon war die Schloßfrau selbst, die bis dahin so heldenmüthig allem Ungemach Widerstand geleistet hatte, bewußtlos zu Boden gesunken und auch die Tochter, die neben der Mutter Platz genommen und deren bleiches Gesicht auf ihren Schooß gelegt hatte, konnte nur mit äußerster Anstrengung sich noch aufrecht erhalten. Es war nur ein Glück, daß der Thurm von zwei Seiten an den steilen Schloßberg grenzte, und von daher kein Feuer um denselben herumgelegt werden konnte, da auf diesen so geschützten Stellen der Freiherr, der auch jetzt in der schrecklichen Lage keinen Augenblick seine ruhige Kaltblütigkeit verlor, sondern mit dem wahren Muthe eines alten erprobten Offiziers handelte, alle Lücken und Fensterlöcher hatte weit öffnen lassen, so daß wenigstens etwas frische Luft von daher eindringen konnte. Wäre dieser glückliche Umstand nicht gewesen, ohne Rettung hätten alle in dem Thurm befindlichen Menschen schon ersticken müssen, so war ihnen wenigstens dadurch noch eine etwas längere Frist vergönnt. Kam aber nicht binnen spätestens einer Stunde auf eine oder die andere Weise eine Rettung, so war Allen der Untergang gewiß, dessen täuschte sich der Freiherr selbst auch keinen Augenblick, ohne daß jedoch sein Muth nur im Mindesten dadurch

erschüttert ward. Wenn auch das feste Quadersteingemäuer des Thurmes selbst allen Flammen Widerstand zu leisten vermochte, so mußte dasselbe allmälig doch so durchglühen, daß ein längerer Aufenthalt in demselben rein unmöglich wurde.

„So laßt uns zuletzt denn noch zusammen ein Vater-Unser beten und dann unsere Seelen dem Schutze des Herrn empfehlen," sprach mit seiner gewöhnlichen festen Stimme der edle Freiherr und sank auf die Knie, die Hände zum inbrünstigen Gebete faltend, und dem Beispiele ihres Herrn folgte der kleine Haufen der Jäger und übrigen Dienstleute, so viel ihrer noch am Leben waren. Selbst die Verwundeten, die noch so viel Kräfte besaßen, das Gebet mitsprechen zu können, thaten dies, und mitten in all' dem Knistern der Flammen und dem rohen Siegesgebrüll der entmenschten feindlichen Schaaren erklangen ruhig und gefaßt die herrlichen Worte des Gebetes. Kaum aber war dasselbe, was von allen Betern laut gesprochen wurde, beendet, da ertönten von draußen Klänge, die Alle mit der lebhaftesten Freude erfüllten. Trompetengeschmetter erscholl in größter Nähe, etwas entfernter noch konnte man das Wirbeln von einer Trommel vernehmen. Wer es auch sein mochte, Freund oder Feind, Oesterreicher oder Franzosen, jedenfalls waren es geordnete Schaaren, denen der muthige Freiherr sich schon mit Ehren ergeben konnte, denn mit Recht durfte er und die Seinigen eine menschlichere Behandlung von denselben erwarten, als wenn er diesen Marodeuren in die Hände gefallen wäre. Doch, welche Freude für Alle, es waren Oesterreicher, wie der Freiherr, der sogleich auf die Zinne des Thurmes gesprungen war, von wo aus man eine freie Aussicht nach allen Seiten hatte, gewahrte und mit lautem Jubelruf den Seinen mittheilte. Ein Zug k. k. Dragoner sprengte schon so schnell die Pferde nur zu laufen vermochten, den Schloßberg hinauf, zwei Züge einer Infanterie-Kompagnie folgten den wackeren Reitern in schnellem Sturmschritt. Jetzt wurden auch die französischen Marodeure, die in ihrem Uebermuthe weiter gar keine Posten ausgestellt hatten, dieser neuen Feinde gewärtig, und ein Theil derselben suchte sich

zum Widerstand gegen dieselben zu rüsten. Alsbald kam es zum Kampfe, der junge Offizier, der die Dragoner befehligte, war auf seinem tüchtigen Rosse seiner Mannschaft einige Schritte vorausgeeilt und mit einem Franzosen, der ihm mit gezücktem Bajonnet entgegenspringen wollte, ins Handgemenge gerathen. Mehrere Schüsse knallten bald darauf in der Luft, von allen Seiten suchten die k. k. Dragoner vorzudringen, und trotz ihrer großen Ueberzahl vertheidigten sich die Franzosen nur schwach, da die Meisten von ihnen schon viel zu betrunken waren, um mit ihren Gewehren noch sicher treffen zu können.

„Jetzt gilt es, Kinder, wer irgendwie noch Kräfte hat, der folge mir, wir müssen einen Ausfall aus diesem Thurme zu machen suchen, und so den braven Soldaten zur Hülfe kommen,“ rief der alte Freiherr bei diesem Anblick des Gefechtes, trotz seiner Streifwunde neu gestärkt, aus. Ungefähr vier bis fünf Jäger und ebenso viel von seinen übrigen Leuten, denn die Anderen waren verwundet oder viel zu ermattet und mitgenommen, um noch ferner kämpfen zu können, schlossen sich mit ihren Büchsen dem Herrn an. Die kleine mit Eisen beschlagene Thüre des Thurmes ward aufgerissen und durch das davor liegende Buschwerk, was schon halb niedergebrannt war, stürzte sich die schwache aber muthige Schaar auf die Feinde. So kamen diese denn von zwei Seiten in das Feuer und wurden von vorne von den Oesterreichern, vom Rücken aber von den durch sie so arg gequälten Schloßbewohnern mit Ungestüm angegriffen. Zwar vertheidigten sich einzelne Franzosen auch jetzt noch mit Muth, und der junge Dragoner-Offizier, der gar so heftig vorstürmte, erhielt noch einen Bajonnetstich in die Seite, die Mehrzahl derselben aber warf bald die Waffen weg und bat demüthig um Gnade, oder suchte durch eilige Flucht den Schloßberg herab sich zu retten, was übrigens nur einzelnen Wenigen gelang.

Zu groß war anfänglich die Wuth der Jäger und Dienstleute des Freiherrn, als daß sie geneigt gewesen, selbst den demüthig um ihr Leben bittenden Feinden Pardon zu geben. Kaum aber sah der Freiherr solch Treiben seiner eigenen Leute,

als er sogleich ihnen zurief, daß jeder Feind, der um Gnade bitte, unter seinem Schutze stehe und sein Zorn den treffe, der einem Wehrlosen auch nur das Mindeste noch zufügen würde. Auch der junge Dragoner-Lieutenant befahl seinen Dragonern, den Besiegten Pardon zu geben, und ein Gleiches that auch der Feldwebel, der die unterdeß auch schon angekommene k. k. Infanterie befehligte. Uebrigens waren die Soldaten von selbst schon mehr geneigt gewesen, den besiegten Feinden einen Pardon zu gewähren, da solches ja im Kriege bei allen gut disciplinirten Heeren stattfindet und sie auch nicht den Grad von Haß gegen diese Marodeure hegten, wie ihn die Schloßleute wohl nicht ohne Grund hatten.

So wurden denn ungefähr noch an vierzig bis fünfzig Franzosen gefangen genommen, während beinahe eine gleiche Zahl schon getödtet oder stark verwundet sein mochte, der Ueberrest aber in aller Eile nach verschiedenen Seiten davonlief. Den Wenigsten der Fliehenden glückte es aber, andere französische Heerschaaren zu erreichen, sondern die Meisten derselben wurden einzeln von den erbitterten Bauern noch aufgegriffen und dann ohne Weiteres von ihnen erschlagen.

Kaum war das Gefecht im Schloßhofe selbst beendet, so ging der Freiherr, der seine Streifwunde gar nicht spürte, so aufgeregt von Kampflust und edlem Eifer, die Seinen zu retten, war er, auf den Dragoner-Lieutenant, der noch ein sehr jugendliches Aussehen hatte, zu, stellte sich ihm als Besitzer des Schlosses vor und dankte auf die herzlichste Weise für die gerade noch so zur rechten Zeit geleistete Hülfe. „Nur eine halbe Stunde länger hätte es bedurft, und die Meinigen mit allen meinen Leuten wären verloren gewesen,“ schloß er seine Rede.

Bleich und schwankend saß bei diesen herzlichen Worten des alten Freiherrn, der durch sein einfach vornehmes, wahrhaft ritterliches Wesen den jungen Offizier sogleich imponirte, dieser schon im Sattel, denn durch seine Wunde im Unterleib, der er anfänglich in der Hitze des Gefechtes auch weiter nicht geachtet,

hatte er zu viel Blut verloren. Kaum hatte er einige Worte auf die Dankrede des Schloßherrn erwiedert, so entfiel der Zügel seiner Hand, und er glitt bewußtlos vom Rosse und in die Arme eines Dragoners, der sogleich herbeigesprungen war. Auf einen Mantel ward der Lieutenant, es war der junge Graf Borsy, dessen Bekanntschaft wir schon in den früheren Feldzügen, da er noch als Kadet diente und unter der Obhut des alten Josias Lichtenberger stand, gemacht haben, auf einem geeigneten Platze im Schloßhofe gelegt, wo ein Feldchirurgus, der glücklicher Weise sich bei der Infanterie befand, ihm Hülfe so gut wie möglich zu leisten versuchte. Ein Korporal der Dragoner erzählte übrigens dem Freiherrn von Sternberg, wie sie noch ziemlich weit vom Schlosse entfernt, auf einer Streifpatrouille begriffen gewesen wären, als sie zuerst die Feuersäule von dorther gesehen hätten. Ihr Offizier, in der richtigen Vermuthung, daß wahrscheinlich ein Marodeurhaufen sein Unwesen dort treiben werde, habe sogleich seinen Zug schleunigst nach der Richtung des Feuers zu hintraben lassen. Die Infanterie, die bei ihnen gewesen, sei auch rasch gefolgt, und so habe es das Glück gewollt, daß sie gerade noch zur rechten Zeit gekommen. „Wenn nur unser Herr Lieutenant nicht zu viel von diesem gottverdammten Franzosen abbekommen hat, so daß er bald wieder munter im Sattel sitzen kann. Wir Dragoner in unserem Zug ließen für unsern jungen Herrn Offizier gern unser Leben, so viel halten wir von ihm," schloß der wackere Soldat seine Erzählung, welcher der alte Freiherr mit dem größten Interesse zugehört hatte. War nun zwar unter Gottes gnädigem Beistand der Anschlag der feindlichen Marodeure auf das Schloß glücklich vereitelt worden, so sah es dennoch wüst genug in dem großen Gebäude jetzt aus und nicht gering waren die Zerstörungen, welche die Feinde in ihrer kurzen Anwesenheit daselbst angerichtet hatten. Geplündert waren alle Zimmer, zerstört Alles, was irgendwie nur zerstört werden konnte, und auf nicht geringe Summen belief sich der Schaden, den der Schloßbesitzer erlitten hatte. Nun der ließ sich auch wohl wieder verschmerzen, dankte

der alte Freiherr doch Gott auf den Knieen für die glückliche Rettung seiner Familie. So wie sie nur erst wieder etwas in die frische Luft gebracht war, erholte sich auch seine Gemahlin allmälig wieder von ihrer Ohnmacht, und wenn sie sich auch wohl noch sehr schwach und matt fühlte, konnte sie doch schon wenigstens mit ihrem Rath die Pflege der zahlreichen Verwundeten mit lindern helfen. Die erste Sorge, welche der freiherrlichen Familie oblag, war aber diese, und mit der milden Barmherzigkeit, welche stets alle Glieder dieses edlen Hauses auszeichnete, wurden auch die verwundeten Franzosen nicht dabei vergessen. „Es sind jetzt unsere kranken Mitmenschen, die Schmerzen leiden und nicht unsere Feinde mehr,“ sprach die Schloßfrau, als einige Mädchen ihres Hausgesindes es unrecht fanden, daß sie mit der sorgsamen Pflege der verwundeten Franzosen, die man zusammen in ein Zimmer geschafft hatte, beauftragt wurden, und befahl ihnen strenge, auch nicht das Mindeste dabei zu vernachlässigen. Was übrigens den Dienstboten von ihrer Herrschaft befohlen wurde, das führten diese auch gewiß nach besten Kräften aus, so tüchtig war nach altem Recht und Brauch die Hausordnung in dem Schlosse des Freiherrn von Sternberg stets gehalten worden.

Daß es übrigens mit eine Hauptsorge der ganzen Familie des Schloßherrn wurde, dem jungen Dragoner-Offizier die bestmöglichste Pflege angedeihen zu lassen, war natürlich. Die Tochter war mit der besonderen Sorge dafür beauftragt worden, und besseren Händen hatte dieselbe freilich nicht anvertraut werden können. Noch war das Bewußtsein nicht bei dem Verwundeten wieder zurückgekehrt und bleich und regungslos lag er auf dem Lager, das man in dem Zimmer des Fräuleins, was zufälliger Weise am Wenigsten mitgenommen war, aufgeschlagen hatte. Nur die hoch aufathmende Brust zeigte, daß noch Leben in dem Körper war, sonst hätte man denselben gar leicht für eine Leiche halten können. Eifrig besorgt, ja alle Pflichten ihres Krankenwärterdienstes zu erfüllen, saß das schöne Schloßfräulein neben dem Lager des verwundeten Offiziers, dem sie als ihren und

ihrer ganzen Familie Lebensretter zu so großem Danke verpflichtet war, den sie aber sonst persönlich noch nicht im Mindesten kannte. Sie flößte ihm bisweilen nach Vorschrift des Arztes, der inzwischen aus dem unfern gelegenen Städtchen herbeigeholt war, den zahlreichen Verwundeten Hülfe zu bringen, stärkende Tropfen zwischen die bleichen festgeschlossenen Lippen ein, fächelte ihm Kühlung auf die heiße Stirn, oder ordnete die Kissen unter seinem Haupte, damit er ja recht sanft ruhen möge. Von der furchtbaren Aufregung und Anstrengung der letzten Stunden ungemein erschöpft, sah das Fräulein selbst sehr bleich und leidend aus, und die sonst so rosigen Wangen waren fast farblos. Aber gerade dieser etwas leidende Ausdruck ließ die wunderbare Schönheit des Mädchens noch mehr hervortreten. Wirklich einer fast überirdischen Erscheinung glich sie, wie sie so an dem Lager des Kranken dasaß, und nicht leicht hätte ein Maler einen anmuthigeren Gegenstand zu einem Bilde finden können, wie jetzt hier diese schöne Krankenpflegerin.

Wohl einige Stunden mochte der junge Dragoner-Offizier in solcher bewußtlosen Betäubung dagelegen haben, da siegte endlich seine kräftige, durch die bisherigen Strapatzen des Krieges ungemein abgehärtete Natur. Er fing an sich wieder zu regen und mehr und mehr seine großen blauen Augen, die bis dahin festgeschlossen waren, aufzuschlagen. Aber wie ward ihm, als sein erster Blick auf dieses wunderschöne Mädchen traf, das neben seinem Lager saß, mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme die ersten Zeichen seines wiederkehrenden Bewußtseins, beachtend. Träumte er noch, oder erwachte er schon, war er bereits im Paradiese und schirmte ein himmlischer Engel sein Lager, oder noch auf Erden, wo ein irdisches Wesen ihn so entzückte. Wahrlich er wußte im ersten Augenblick nicht, woran er war, so sehr blendete ihn die Schönheit des Fräuleins Anna.

„Gelobt sei Gott, der Sie wieder zum Leben erweckte, und Ihnen hoffentlich bald auch völlige Genesung schenken wird," diese Worte, in die das reizende Mädchen von innerer Freude

über sein Erwachen getrieben, unwillkürlich ausbrach, waren die ersten Töne, die sein Ohr berührten.

„Wo bin ich, was ist mit mir geschehen," fragte in noch schwachem Tone der verwundete Offizier, während seine Augen fort und fort an dem lieblichen Mädchen hingen, als könnten sie von solch' reizendem Bilde nicht genug in sich aufnehmen. Mit wenigen Worten erzählte das Fräulein nun dem Verwundeten, wo er sich befinde, und sprach dabei auch auf innige Weise den herzlichen Dank aus, den sie und ihre ganze Familie ihm schulde.

„Wie gerne wollt' ich mein Leben opfern, um Sie zu retten," stammelte der Jüngling, dessen bisher noch unberührtes Herz urplötzlich gewaltig von der größten Leidenschaft für seine schöne Pflegerin ergriffen ward.

Tief erröthete das Mädchen bei diesen Worten des Offiziers, deren Wahrheit sie selbst wohl empfand, und wandte verlegen sich ab, damit derselbe den Ausdruck ihres Gesichtes nicht sehe. Fing doch auch in ihrem jungfräulichen Herzen jetzt ein Gefühl an sich zu regen, von dem sie bisher keine Ahnung noch gehabt hatte und auch hier begann die Liebe ihre heilige Macht zu entfalten. Nicht viele Wochen bedarf es oft, um zwei Herzen sich finden zu lassen, wenige Stunden, ja selbst Augenblicke genügen, ein Band um sie zu schlingen, was nur der Tod wieder zu trennen vermag. Was auch des Lebens wechselvolle Schicksale über dies Paar jetzt hier verhängen mochten, diese Minute, in der zuerst die innigen Blicke ihrer Augen sich trafen und die wahre Liebe ihren Einzug in die bis dahin so unberührten Herzen hielt, vergaßen Beide niemals wieder, das war fest entschieden.

Die Ankunft des alten Freiherrn und seiner Gemahlin, welche Beide jetzt kamen, den Offizier bei seinem Wiedererwachen auf das Herzlichste zu begrüßen, machte dem verlegenen und dabei wieder doch so schönen Beisammensein desselben mit der Tochter ein Ende. Mehrere Tage mußte der Verwundete das Bett, ebenso lange wohl noch das Zimmer hüten, dann

erklärte der Arzt, werde er so weit wieder genesen sein, um in den Sattel zu steigen und an dem ferneren Feldzug Theil nehmen zu können. Daß ihm der Freiherr Quartier und Pflege in seinem Schlosse anbot, war eine Sache, die sich fast von selbst verstand. Waren auch gar arge Verwüstungen aller Art in dem Gebäude geschehen, und hatten besonders Speisekammer, Küche und Keller nicht wenig gelitten, so fanden sich doch noch so viele gerettete Vorräthe, daß die Hausfrau so leicht nicht in Verlegenheit kam, ihre Familie und die bei ihnen einquartierten Truppen den Umständen nach ganz reichlich verpflegen zu können.

Zahlreichere Einquartierung sollte aber noch kommen, denn am Abend des Tages marschirte auch die ganze Dragoner-Schwadron des Rittmeisters Baron Vautremont, zu welcher der Zug gehörte, den der junge verwundete Offizier befehligte, in dem halbzerstörten Schloßhof ein.

„Sacristie, wo sein mein junger Lieutenant? Gehen es ihm doch gut," war die erste Frage, die der Rittmeister, bevor er noch von seinem Rappen gesprungen war, an den ältesten Korporal des Zuges, der ihm entgegen gegangen, die Meldung zu machen, richtete, und kaum vom Pferde, eilte er auch sogleich an das Lager des verwundeten Offiziers.

„Sein das eine kleine blessure, die Sie haben bekommen, — machen das nichts aus, werden in dem Kriege wohl noch manche andere „blessure" erhalten und doch wieder werden gesund auf die Fuß," tröstete der Rittmeister in seiner eigenthümlichen Weise den Kranken, bei dem gerade jetzt zuerst ein heftiges Wundfieber sich eingestellt hatte. — „Aber, Kamerad, habe ich gesehen die fille von die alte Baron, den gehören das chateau. Sacristie, sein das ein schönes Mädchen, da kann man wohl, um so eine zu retten sich eine kleine blessure geben lassen. Weiß ich wohl, daß ich bin ein alter, häßlicher Kerl und meine Nase ist von das viele Gesaufe ganz roth, daß mir geben kein hübsches Mädchen mehr einen Kuß. Aber habe ich große Freude, daß Sie haben gerade diesen coup auf die mauduites marodeurs noch gemacht zur rechten Zeit," kauderwelschte er noch wei-

ter fort. Mit dem Schloßherrn selbst schloß übrigens der Rittmeister in den zwei bis drei Tagen, die er mit seiner Schwadron, die durch starke Märsche bei der Verfolgung der fliehenden Franzosen sehr ermüdet war, bei demselben im Quartier lag, große Freundschaft, und besonders der Weinkeller des Letzteren konnte schon es verspüren, daß eine so stets durstige Kehle ihm jetzt nach Lust und Belieben frei zusprechen dürfe.

Eine nicht mindere Freude über die ungefährliche Verwundung des jungen Lieutenants hatte übrigens der Wachtmeimeister Josias Lichtenberger, wenn er freilich dieselbe auch nicht so geräuschvoll aussprach, wie dies sein Rittmeister that. Die ganze Zeit, die ihm nur seine dienstlichen Pflichten übrig ließen, saß er gewiß am Bette des Kranken, pflegte denselben so gut er es nur konnte und suchte ihm manche lange Schmerzensstunde durch Mittheilungen aus seinem vielbewegten Soldatenleben zu verkürzen. So sehr auch der alte Josias jetzt in dem jungen Grafen den Offizier und Vorgesetzten ehrte, und deßhalb auch stets die strenge Subordination, die dessen höherer Grad mit Recht forderte, ihm bewies, so sah er sich im Uebrigen doch sonst noch immer als dessen Lehrmeister und Beschützer an. Nun, der junge Graf kam wahrlich bei dieser Fürsorge, welche ihm der alte Wachtmeister bei jeder Gelegenheit bewies, nicht zu kurz, und wenn er auch schon Offizier war, so konnte er doch von der vielerprobten militärischen Erfahrung des Veteranen noch so manches Nützliche lernen, was er in keinem Buche, und wäre dasselbe auch noch so gut gewesen, gefunden hätte.

So lieb übrigens dem Lieutenant auch sonst die Gesellschaft des Josias Lichtenberger war, und so gerne er früher den militärischen Rathschlägen desselben gelauscht hatte, so sehnte er sich jetzt doch oft nach dem schönen Fräulein zurück, deren Erscheinung ihn bei seinem Wiedererwachen auf so wunderbare Weise berührt hatte. Die kam aber jetzt nicht mehr an sein Lager; seitdem er zum Bewußtsein gekommen, hatte sie aus mädchenhafter Schüchternheit es vermieden, die Wärterin des fremden Offiziers zu sein. Mußte derselbe so freilich auch das Glück

ihrer Gegenwart entbehren, was weder der Rittmeistar noch der Wachtmeister ihm nicht im Mindesten ersetzen konnten, so weilten die Gedanken des jungen Mädchens doch desto mehr bei ihm. Nie und nimmer mehr wollte das Bild des jungen schönen Soldaten, wie er so bleich und regungslos auf seinem Lager gelegen und dann plötzlich seine großen blauen Augen aufgeschlagen und sie mit einem so wunderbaren, tief in die Seele dringenden Blick angesehen hatte, aus ihrem Herzen weichen. Stets dachte sie an denselben, lauschte mit fast athmungsloser Spannung auf jede Kunde von seinem Krankenlager, war glücklich wenn dieselbe eine gute, und traurig, wenn es eine schlechte war. Mit welcher liebenden Sorgfalt wachte sie in der Schloßküche darauf, daß die wenigen Speisen, die der Verwundete schon genießen durfte, auch auf das Beste zubereitet wurden, und suchte jeden Morgen gewiß die schönsten Blumen, welche der Garten noch enthielt, um solche in einen Strauß gebunden durch seinen Bedienten ihm zu übersenden, damit er an dem süßen Duft und dem bunten Farbenschmelz derselben sich ergötzen könne.

Die Dragoner hatten sich nun so weit ausgerastet, daß sie die Verfolgung der noch stets flüchtigen Franzosen mit neuen Kräften betreiben konnten, und marschirten daher wieder aus dem gastfreien Schloß ab, der junge verwundete Offizier, dessen Heilung langsamer fortschritt, mußte aber noch einige Wochen daselbst zurückbleiben. So sehr es ihn auf der einen Seite auch schmerzte, seinen siegreichen Kameraden nicht sogleich mit in das Feld folgen zu können, so war ihm dieser gezwungene Aufenthalt im Schlosse doch auch wieder lieb, denn er hoffte später, wenn er nur sein Lager schon verlassen konnte, auch dem theuern Gegenstand seines Herzens mehr sich nahen zu dürfen. Seinen Dragonerzug wußte er in guten Händen und konnte sicher sein, daß derselbe auch während seiner Abwesenheit, so wie es sich gehörte, geführt wurde. Der Rittmeister hatte, so lange der Lieutenant krank war, dem Wachtmeister Josias Lichtenberger den Befehl über den Zug gegeben, und daß der sein Kommando

schon verstünde, war eine ausgemachte Sache, an der im ganzen Regiment auch der jüngste Rekrut nicht mehr gezweifelt hätte. Völlig zum Aufsitzen bereit, kam der Rittmeister Vautremont noch im letzten Augenblick, vor dem Abmarsch seiner Schwadron, zu seinem jungen Offizier, um Abschied von demselben zu nehmen.

„Sacristie“ — so begann seiner steten Gewohnheit nach fast jede seiner Reden, daher er auch schon den Beinamen Rittmeister Sacristie erhalten hatte. „Seien das eine dumme Sache, daß Sie muß bleiben hier zurück in das Schloß, wenn es bei uns heißen en avant contre l'ennemi. Sein das hier zwar ein excellente Quartier und le vieux Major, dem gehören das Schloß, haben einen Weinkeller von die beste Art, und wär' kein Krieg, möcht' ich wohl hier bleiben ein paar Woch um zu kosten den guten Wein. Doch jetzt Sacristie wo wir schlagen die verfluchten Feinde alle Tage, möcht' ich nicht bleiben zurück um all der Wein, was ist auf der ganzen Welt. Hab' Sie daher grand patience, mon jeune camerade und werd Sie bald gesund, daß Sie kann wieder nehmen die Commando über Ihr Zug. — Und noch eins, verlieb Sie sich nicht in die schöne fille von die Schloß. Sein das ein gar zu schönes Mädchen, und hat sie Augen, die können wohl bringen die Lieb hinein in so ein jeune Offizier. Taugen das aber nicht, wenn ein Offizier, der seien im Krieg, haben die Lieb zu gewaltig in sein Brust. Croyez moi cela, mon jeune camerade, und nun adieu, werd Sie bald wieder gesund.“ Mit diesen Worten drückte der alte Rittmeister seinem jungen Lieutenant, den er ungemein liebgewonnen hatte, noch einmal herzlich die Hand und klirrte zur Thüre hinaus.

„Hab' Sie Dank, braver Baron, für die reichliche Bewirthung und die viele gute Wein, und pfleg' Sie mir mein klein Lieutenant noch recht, daß er werden bald wieder gesund und kann fechten für Sr. Majestät unserem Kaiser, wie es sich gehört,“ sprach er von seinem Streitrosse herab noch zu dem neben ihm stehenden Schloßherrn, diesem ebenfalls noch recht

herzlich die Hand zum letzten Abschied schütteln, dann tönte sein lautes „Habt Acht — Rechts schaut" und streng gerichtet, wie es das Reglement vorschreibt, stand die Schwadron in schnurgerader Linie aufmarschirt da. Die weiteren Kommandos ertönten, die dre iSchwadronstrompeter bliesen einen Marsch, und neue Siege für ihres Kaisers Fahnen zu verfechten, marschirte die muthige Reiterschaar ab. Im Schloßhofe, in dem vor wenigen Augenblicken noch so ein reges, militärisches Leben geherrscht hatte, trat jetzt wieder große Stille ein, da für den Augenblick weiter keine Einquartirung mehr vorhanden war, und ungestört konnten die Schloßbewohner ihren vielen Geschäften nachgehen, die freilich auch sehr dringend nothwendig waren, um die großen Verwüstungen, welche die Franzosen angerichtet hatten, wenn auch nur nothdürftig, wieder herzustellen.

Wenige Tage nach dem Abmarsch seiner Schwadron war auch der junge Lieutenant wieder so weit hergestellt, daß er Bett und Zimmer verlassen und auf einen Stock gestützt kleine Spaziergänge versuchen konnte. Jetzt sah er auch die schöne Anna wieder und hatte Gelegenheit, täglich mehrere Stunden in ihrer Nähe zubringen zu können. Wie schnell vergingen ihm dieselben, welche tiefe Liebe zu dem reizenden Mädchen beseelte immer mehr und mehr sein Herz. Aber ein Gleiches geschah auch bei dem Fräulein selbst, auch sie war glücklich, weilte sie in der Nähe des Geliebten, und wünschte bei jeder kleinen Trennung sehnsüchtig schon den Augenblick wieder herbei, der sie auf's Neue in seine Nähe führen würde. Mit Worten hatte keines dem anderen noch seine Liebe gestanden, denn zu zaghaft schüchtern fühlten sie sich noch dazu, aber dennoch wußten sie von einander, daß sie gegenseitig sich liebten, da jeder Blick, jeder Ton ihrer Stimme ihnen dies sagte. O, es waren glückliche Tage jetzt für die beiden Liebenden, und so gern der Offizier auch sonst wieder in die Reihen seiner muthig kämpfenden Kameraden geeilt wäre, so ertappte er sich jetzt doch selbst nur zu oft bei dem Wunsche, daß seine Wunde minder schnell heilen möge, damit er länger noch auf diesem gastlichen Schloß

und in der Nähe des geliebten Mädchens weilen dürfe. Aber auch sonst geschah von Seiten des Schloßherrn natürlich das Möglichste, um seinem jungen Gaste, der ja bei der Rettung von Allem was ihm auf Erden theuer war, sein Blut vergossen hatte, jetzt den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Seine Gattin konnte an dieser Sorge nicht Theil nehmen, denn der Schrecken jener furchtbaren Nacht hatte sie nachträglich noch auf das Krankenlager geworfen, und wenn auch nicht gefährlich erkrankt, durfte sie doch noch selten ihr Bett und nie das Zimmer verlassen. So kam es auch, daß sie nie ihre Tochter mit dem jungen Offizier zusammen sehen konnte, denn ihr Mutterauge hätte sonst wohl die wachsende Leidenschaft Beider zu einander leicht erkannt, wenn dieselbe auch nie in Worten sich aussprach. Der Freiherr selbst war zu wenig Kenner des Herzens eines jungen sechszehnjährigen Mädchens, um weiter das veränderte Benehmen der Tochter, wenn der Lieutenant in ihrer Nähe war, zu beobachten, und schrieb auch dessen Zerstreutheit und eigenthümlichen Hang, sich jeder lustigen Gesellschaft zu entziehen, wie er solchen sonst bei jungen, lebenslustigen Reiter-Offizieren niemals bemerkt hatte, mehr den etwaigen Schmerzen, die er noch an seiner Wunde leiden mochte, wie irgendwie sonst anderen Ursachen zu.

Ungefähr zehn bis zwölf Tage mochte dies freundliche, ungestörte Beisammensein der beiden Liebenden wohl gedauert haben, und viele, viele glückliche Stunden, deren Erinnerung für das ganze fernere Leben ihnen blieb, verdankten sie demselben, da trafen wieder mehrere Abtheilungen von k. k. österreichischen Truppen als Einquartirung auf dem Schlosse ein, und das stille Zusammensein Beider ward ungemein dadurch gestört. Das junge Mädchen konnte natürlich nicht allein so viel unter den Gruppen der lärmenden Offiziere und Soldaten verschiedener Waffengattungen, die jetzt alle Räume des Schlosses anfüllten, weilen, und zog sich mehr in das Zimmer der kranken Mutter zurück, und so wurde denn die Gelegenheit, sich mit dem Geliebten zu sehen, seltener und flüchtiger.

Bei dieser Einquartierung, die jetzt das Schloß erfüllte, befand sich auch die Mutter Kalassan mit ihrem Marketender-Karren, die mit dem Stabe des Dragoner-Regiments gekommen war. So sehr der junge Offizier die alte, brave Marketenderin nun auch gern hatte, denn er verdankte ihr schon so mancherlei Dienste, seit er beim Regiment sich befand, so war ihm doch jetzt im Grunde ihre Gegenwart nicht sonderlich angenehm.

Nach ihrer alten Gewohnheit ließ die Marketenderin es sich nicht nehmen, ihren jungen Lieutenant zu pflegen, und obschon sie dies freilich mit großer Umsicht that, so ward ihm dadurch doch noch mehr die Gelegenheit entzogen, das schöne Schloßfräulein sehen zu dürfen. Die ganze Art und Weise des Auftretens der Frau Kalassan paßte nicht dazu, daß ein junges, wohlerzogenes Mädchen sich länger wie dringend nothwendig war in ihrer Gesellschaft aufhielt. Ihre rohe Sprachweise, die vielen Flüche und Verwünschungen, die ihr nun einmal zur zweiten Natur schon geworden, die nichts weniger wie zarten Späße und Redensarten, die sie liebte, und die freilich ganz nach dem Geschmack der militärischen Umgebung, in der sie ihr ganzes Leben zugebracht hatte, waren, mußten für das Schloßfräulein etwas ungemein Abschreckendes haben. Gleich in dem ersten Augenblick, wo sie dieselbe in Gesellschaft des Lieutenants sah, hatte sie in der besten Absicht von der Welt einige Späße gemacht, die das junge Fräulein von Scham und Verlegenheit über und über erglühen ließen, so daß diese die Nähe der alten Frau floh, so weit sie nur konnte.

„Schauen's Ew. Gnaden, Sie haben aber ein bildsauberes Gesichtle, das muß wahr sein. Bizony igen, nun begreif' ich's, daß unser Herr Lieutenant hier so gern auf dem Schloß bleibt und nicht nach Würzburg will, wohin unser Herr Oberst ihn bringen lassen wollte. Ja so ein Busserl von einem jungen bildsauberen Madel, wie Ew. Gnaden sind, ist auch die beste Medezin für einen Lieutenant, das weiß ich noch von früher her,“ und in ähnlichem Tone ging es fort, obgleich der Offizier, dem derartige Reden in Gegenwart der Geliebten geführt, ebenfalls

nicht wenig verdrossen, sie wiederholt zum Schweigen zu bringen versuchte, bis das erschreckte Fräulein sich bald möglichst entfernt hatte.

„Aber Frau Kalassan, seid Ihr denn rein des Teufels, daß Ihr solch' talketes Zeug im Beisein der jungen Baronin plauscht, als wär't Ihr in der Kantine unter Euren Dragonern," sagte im hohen Unmuth der Offizier nun.

„Kutya teremtete, was ist denn los Ew. Gnaden Herr Lieutenant. Daß ich dem Madel gesagt habe, ein Busserl von ihr hätte jeder junge Lieutenant gern. — So was hören die Madels gern, und wenn sie auch so roth wie ein welscher Hahn dabei werden, und kicksen und kacksen und sich stellen, als müßten sie mit dem Kopf wegdrehen und die Augen niederschlagen, so ist das nur eitel Larifari und Komödienspielerei, und im Innern freuen sie sich doch darüber," lachte ihm auf diesen Verweis aber die Frau Kalassan entgegen, die freilich von so einem zarten Gefühl, wie es die jungfräuliche Schüchternheit ist, in ihrem Leben kaum eine Ahnung gehabt haben konnte. Hegte aber das Fräulein und später auch ihre Mutter, wie diese wieder so weit hergestellt war, daß sie ihr Zimmer verlassen konnte, keine sonderliche Zuneigung für die etwas rohe Marketenderin, deren große, anderweitigen Verdienste sie freilich nicht kennen lernen konnten, so gewann der kleine Franzl dafür bald die Zuneigung der beiden Frauen desto mehr. Der muntere Knabe, der jetzt im achten Lebensjahre stehen mochte, hatte aber auch ein Wesen, was Allen, die ihn kennen lernten, einen ungemein angenehmen Eindruck machen mußte. Er war lebhaft und muthwillig, ohne dabei eigentlich roh oder ungezogen zu sein, und bei aller seiner Wildheit und dem muthigen Selbstvertrauen, was er in so hohem Grade zeigte, blickte sein gutes Herz doch bei jeder Gelegenheit durch. Wie blitzten dabei seine großen dunklen Augen in dem vor Gesundheit strotzenden Gesichte, und der kleidsame grüne Anzug, den er nach Schnitt und Farbe der Dragoner-Uniform trug, hob seinen schlanken und dabei doch kräftigen Körperbau recht vortheilhaft hervor. Man konnte in

der That schwer einen mehr für sich einnehmenderen Knaben sehen, wie es der Franzl Aldenhoven, der Sohn des Regiments, gerade um diese Zeit war.

Der Knabe, wenn er seiner alten Pflegemutter, der Frau Kalassan, auch mit voller Anhänglichkeit zugethan blieb, wußte sonst die Zuneigung, welche ihm die vornehme Schloßfrau, deren ganzes Wesen ihm sehr imponirte, und deren anmuthige Tochter schenkten, doch nach Gebühr zu schätzen. Er war gerne und viel in den Zimmern derselben, und hörte aufmerksam den belehrenden Reden und Erzählungen der Schloßherrin zu, wie er es auch gerne mochte, wenn das Fräulein ihn durch die Besichtigung der vielen Kupferwerke, die sich in der gut ausgestatteten Schloßbibliothek befanden, zu unterhalten suchte. Vernachlässigte er doch jetzt mitunter seinen alten Freund Hansel, in dessen Gesellschaft er nicht mehr so viel wie früher war, was die treue Trompeterseele oft nicht wenig betrübte.

„Schau Franzl, hast mich denn nicht mehr so gern wie sonsten? Bischt ja jetzunter immer bei die vornehmen Weibsbilder da droben im Schloß, und nicht mehr so viel bei uns Dragonern hier unten im Dorfwirthshaus,“ klagte der Trompeter oft seinem kleinen Freund.

„Sei stat Hansel, werd' ich Dich doch immer noch gern haben. Wär' ich ja ein unnützer Bub', wenn ich Dich nicht gern hätt',“ antwortete dann wohl der Knabe, suchte aber doch wo möglich recht bald wieder in die oberen Schloßräume, wo es ihm weit besser gefiel, als in dem niederen Hause neben dem Schlosse, in dem die Frau Kalassan jetzt ihre zeitweilige Wirthschaft aufgeschlagen hatte, zu kommen. Nur wenn die Dragoner ihre Pferde in die Tränke ritten, oder wenn er sonst irgendwie Gelegenheit finden konnte, auf ein Stündlein auf ein Roß zu kommen, versäumte es der Franzl gewiß nicht, sich bei demselben einzufinden. Recht tüchtig zu reiten war das größte Vergnügen, was der Knabe nur kannte, um dessenwillen er alles Andere, was ihn sonst irgendwie nur anziehen konnte, gern im Stich ließ. So klein er auch noch war, so ritt er doch schon

ganz gut, und wußte sich nöthigenfalls so fest in die Mähnhaare des Pferdes, was dann der Hansel als Handpferd am Zügel hielt, anzuklammern, daß dasselbe schon recht tüchtig ausschlagen konnte, ohne daß er herabfiel. Und wenn er auch hie und da einmal etwas abgeworfen wurde, und einige Brauschen und blaue Flecke dabei erhielt, nun, so durfte das auch weiter nichts ausmachen. Der erste, beste Dragoner half ihm dann wieder auf das Roß, und von Weinen und Klagen, wie es sonst wohl verwöhnte Muttersöhnchen in ähnlichen Fällen zu machen pflegen, konnte natürlich keine Rede sein.

Der Zufall wollte übrigens, daß der Franzl noch länger in dem Schlosse des Freiherrn von Sternberg bleiben konnte. Die Beschwerden des letzten Feldzuges waren so groß für die Frau Kalassan gewesen, daß die üblen Nachwirkungen derselben jetzt immer mehr bei ihr sich einzustellen begannen, und sie die Gicht in ziemlich hohem Grade bekam. Zwar kämpfte die alte, sonst so rüstige Frau mit aller Kraft gegen dies böse Uebel an, allein es half ihr nichts, am Ende bekam dasselbe sie doch so weit in seine Gewalt, daß sie nicht daran denken konnte, in den nächsten Monaten schon das Regiment als Marketenderin wieder zu begleiten. Was fluchte und wetterte die heißblütige Frau da wohl im Anfang, wenn sie ihrer Gewohnheit nach so recht rüstig auf den Füßen sein wollte und die schlimme Gicht mit ihren Schmerzen sie daran verhinderte. Bösere Tage wie jetzt hatte der arme, geplagte Hansel noch nie gekannt, und er bekam so viel Schimpfworte, und die Knüffe und Püffe mehrten sich so, und die verschiedenen Gegenstände, die täglich von der einen gesunden Hand der zornigen Frau mit großer Geschicklichkeit im Treffen nach ihm geschleudert wurden, trafen so oft, daß selbst zuletzt dieser ehrlichen Haut die Geduld fast ausgegangen wäre.

„Was soll man mache, ischt halt a krankes Fraule die Mutter Kalassan," pflegte er achselzuckend zu sagen, wenn die Kameraden ihn wegen der täglich schlechter werdenden Behandlung, die er ertragen müsse, bespöttelten.

Der Regimentsarzt erklärte nun der Frau Kalassan ganz

bestimmt, daß es unmöglich für sie sei, den etwaigen Winterfeldzug des Regiments mitzumachen, und rieth ihr, wo möglich einige Monate der Ruhe sich zu gönnen und die heißen Quellen von Teplitz für ihr Gichtleiden zu gebrauchen. Zwar wollte die thätige Frau anfänglich von so einem Vorschlage nichts wissen, und schalt und fluchte nicht wenig darüber — allein es half nichts, die Gicht war diesmal stärker wie ihr Wille, und so mußte sie sich denn endlich wohl nothgedrungen zur Annahme desselben entschließen. Ein halbinvalider Soldat, der ebenfalls das Bad gebrauchen sollte, ward ihr als Begleiter mitgegeben, und beschlossen, daß sie in den ersten Tagen des Oktobers auf ihrem von allen Vorräthen geleerten Marketenderkarren nach Teplitz fahren solle. Was nun aber während dieser Zeit mit dem Franzl beginnen? Ihn der alten Frau Kalassan nach Teplitz mitzugeben, was diese freilich gerne wollte, war doch in mancher Beziehung nicht recht rathsam, und ebenso wenig ihn ohne den Schutz der Marketenderin bei dem Regimente, was vielleicht sehr starke Märsche machen mußte, zurück zu lassen. Zwar meinte der Rittmeister Vautremont, der eigends deßhalb aus seinem fünf Meilen weit entfernten Quartier nach dem Schlosse geritten war, um für den Franzl zu sorgen, dieser könne ohne Weiteres unter seinem und des alten Wachtmeisters Josias Lichtenberger Schutz den Feldzug wieder mitmachen, sah aber doch bald selbst ein, daß dies noch eine zu schwere Aufgabe für den Knaben sein würde.

Der Freiherr von Sternberg, der diesen Berathungen mit beigewohnt hatte, machte denselben bald ein Ende, indem er erklärte, daß er den kleinen Knaben sehr gerne auf so lange wie man wünsche bei sich im Schlosse behalten und in jeder Hinsicht auf das Beste verpflegen würde. Auf diese Weise könne Franzl auch einigen regelmäßigen Unterricht von dem Schloßkaplan erhalten, was bei dem steten Leben im Felde nicht möglich, sonst aber doch wohl sehr nothwendig sein würde. Dieser letzte Grund entschied selbst bei dem Rittmeister Vautremont und der Marketenderin Kalassan, obgleich Beide sonst im Grunde mehr Ver-

ächter wie Verehrer jeglicher Wissenschaft waren. Es ward nun beschlossen, den Franzl vorläufig im Schloß zu lassen, und ohne ihn den Weitermarsch, zu dem alle verschiedenen Schwadronen des Regiments jetzt den Befehl erhielten, anzutreten. Zwar trennte sich der Knabe gar ungern von der alten Marketenderin, der er auch zu so großem Danke verpflichtet war, und von seinem Freund Hansel und all' den übrigen Dragonern, die ihn stets mit so vieler Freundlichkeit behandelt hatten, allein der Gedanke, jetzt auf längere Zeit in dem prächtigen Schlosse bleiben und sich stets bei der Schloßfrau und ihrer schönen Tochter aufhalten zu dürfen, erleichterte ihm auf der andern Seite wieder auch sehr diese Trennung.

Gerührter wie der Franzl selbst, war der alte Hansel. Wie er dem Knaben noch einmal so recht die Hand gegeben hatte und sich in den Sattel seines Schimmels schwang, liefen die hellen Thränen über das breite ausdruckslose Gesicht des Trompeters, und einen förmlich weinerlichen Ausdruck hatte seine Stimme, mit der er sagte: „Behüt Dich Gott nu, mei liebs Franzl, schau daß Du fein gesund bleibst, und vergiß mich nicht hier in dem großen Schloß unter all' den vornehmen Leuten," und noch weiter wollte er so fort sprechen, aber ein zorniges „Kreuzhimmelschockschwerenoth, Trompeter, kann Er denn nicht seine Trompete vor das Maul nehmen und das Signal, was ich ihm befohlen habe, blasen, Er Dildapp Er," des zornigen Oberlieutenants, der die Schwadron kommandirte, endete seine ferneren Herzensergießungen. Erschrocken setzte der Hansel rasch seine Trompete an den Mund und schmetterte so kräftig die befohlenen Signale heraus, als wolle er die Mauern von Jericho damit umblasen.

Ungleich schmerzlicher noch wie dieser Abschied war mehrere Tage später der des jungen Offiziers von dem Fräulein Anna. Seine Wunde war jetzt wieder so weit geheilt, daß er ohne Gefahr damit den ferneren Dienst versehen konnte, und nicht länger durfte er nun mehr in träger Ruhe hier auf dem Schlosse weilen, Pflicht und Ehre riefen ihn wieder unter seines Kaisers

Fahne auf das Schlachtfeld. Die Stunde des Fortreitens von dem Schloß war gekommen, vollständig gesattelt und gepackt stand das Streitroß des jungen Offiziers schon auf dem Hofe, und auch die Dragoner, deren Befehl er vorläufig übernehmen sollte, waren völlig marschfertig schon aufmarschirt.

Es war wohl nicht ein Spiel des Zufalls, daß der Lieutenant das geliebte Mädchen in dem letzten Augenblick vor seinem Wegritt einsam in ihrem Zimmer fand. Unendlich viel hatte er ihr noch zu sagen, so gern wollte er ihr den Zustand seines Herzens entdecken, ihr seine heiße Liebe gestehen, und doch versagte ihm die Zunge fast den Dienst, und die inhaltsschweren Worte drangen kaum über seine Lippen. Leidend und angegriffen sah die Geliebte aus, ihre schönen Augen waren mit Thränen gefüllt, und ihr ganzes Wesen zeigte deutlich, welch' tiefer Schmerz sie über diese Trennung ergriffen habe.

„Es muß geschieden sein. Leben Sie wohl, Anna, auf lange — vielleicht für immer," stammelte der Offizier und reichte seine beiden Hände der Geliebten dar.

Bleich und zitternd war das Mädchen, vergebens rang sie nach Worten, die hochwogende Brust versagte ihr die Sprache. Stumm und still standen Beide so da, Hand in Hand, als wollten sie nimmer von einander lassen. Wenn aber ihre Lippen auch schwiegen, die Blicke ihrer Augen sagten mehr, wie alle Worte es vermochten, welch' tiefe Liebe sie gegenseitig für einander fühlten. Da schmetterte wieder das Trompetensignal, — Sporentritte einer Ordonnanz, die den Lieutenant zu holen kam, wurden hörbar, der Dienst rief denselben mit seiner gebieterischen Pflicht. In höchster Aufregung riß er die Geliebte an sein Herz, hielt sie einen Augenblick eng an dasselbe gepreßt, drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen, und ging dann in raschem Schritte, ohne nur noch einmal den Kopf zu wenden, in den Hof zu seinen harrenden Reitern. Noch ein schmetterndes Trompetensignal, ein lauter Kommandoruf und die Reiterschaar setzte sich in Bewegung.

Und wie nun die muthigen, lebensfrischen Soldaten so den

Schloßweg hinunterritten, da begannen einige gutgeübte Sänger unter ihnen in wohllautendem Chor das alte Soldatenlied zu singen:

„Der Reiter muß zum blutigen Kampf hinaus,
Für Kaiser, Recht und Vaterland zu streiten,
Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus,
Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.

O weine nicht die Aeuglein roth,
Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe,
Bleib' ich doch treu bis in den Tod,
Dem Kaiser und auch meiner Liebe.

Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen,
Er sammlet sie zu seines Kaisers Macht,
Und muthig blickt er auf der Feinde Reihen.

Mich schreckt es nicht, was mich bedroht,
Und wenn ich auf der Wahlstatt bliebe,
Denn freudig geh' ich in den Tod,
Für Oesterreich und meine Liebe."

In sich versunken stand das Fräulein noch auf derselben Stelle, wo der Offizier sie verlassen hatte, und lauschte den immer mehr und mehr verklingenden Tönen des Gesanges. Jetzt konnte sie zuletzt noch einmal die Gestalt des Geliebten an der Spitze seiner Reiter erkennen, dann verbargen dazwischen stehende Bäume denselben für immer. Nach der Kapelle des Schlosses ging nun die Verlassene, und warf sich dort vor dem Altar auf die Knie, in stillem, inbrünstigem Gebete für das fernere Wohl des Geliebten den Segen des obersten Heerführers aller Heerschaaren herabzuflehen. Lange, lange lag sie so da — aber neugestärkt durch die Kraft des Gebetes, verließ sie den heiligen Ort.

Achtes Kapitel.

Wiederbeginn des Feldzuges von 1797 am Rhein. Der Rittmeister Baron Vautremont rekognoscirt auf sehr kühne Weise die feindlichen Stellungen und muß dabei über den Rhein schwimmen. Uebergang der Franzosen über diesen Fluß und Gefechte dabei. Gefährliche Verwundung des Wachtmeisters Josias Lichtenberger.

Siegreich war das Ende des Feldzuges von 1796 für die k. k. Waffen in Deutschland gewesen, und Dank sei es dem Feldherrntalent des Erzherzogs Karl und der Tapferkeit der durch seine Anführung doppelt begeisterten Truppen, vertrieben waren die Schaaren des republikanischen Heeres großentheils wieder von dem deutschen Boden. Ein zweifaches Feld des Kampfes war aber den k. k. Truppen zugetheilt, denn auch in Ober-Italien ward mit nicht geringem Eifer von beiden Seiten gestritten. Napoleon Bonaparte führte hier den Oberbefehl über die Franzosen, und seine außerordentliche Begabung, die hier jetzt zum erstenmal in so recht glänzendem Lichte sich zu zeigen begann, hatte den von ihm befehligten Truppen wiederholt schon den Sieg über die Oesterreicher verschafft, obgleich auch diese hier wieder wie ja immer bei jeder Gelegenheit mit altgewohnter Tapferkeit fochten. Dringend nöthig war es daher, dem k. k. Heere in Ober-Italien auch einen Heerführer zu geben, der einem Napoleon ebenbürtig sich gegenüber zu stellen vermochte, und auf wen anders konnte die Wahl daher fallen, wie auf den jungen Erzherzog Karl selbst. Im Februar des Jahr 1797 verließ daher der Erzherzog die Armee am Rhein, deren Ober-

Kommando der Feldzeugmeister Graf Latour übernahm, und ging nach Italien, dort den Feldherrnstab zu ergreifen. Da es dringend nothwendig war, daß die k. k. Armee in Italien auch möglichst verstärkt wurde, so erhielten an 18 Schwadronen Reiterei und 22 Bataillone Infanterie schon im Februar und März Befehl, vom Rhein nach Italien zu marschiren, denen im April dann auf's Neue 11 Bataillone und 22 Schwadronen folgten.

Zu geschwächt war nun die k. k. Armee am Rheine durch diesen bedeutenden Truppenabgang geworden, als daß sie mit solcher Energie, wie es sonst jedenfalls geschehen wäre, dem Feinde die Spitze zu bieten vermocht hätte. Auch war der Feldzug von 1797 nur kurz und umfaßte eigentlich nur wenige Tage an denen recht gekämpft wurde, gab aber nichts destoweniger manchen Offizieren und Soldaten vielfache Gelegenheit, sich wieder in hohem Grade auszuzeichnen. Besonders unser alter Bekannte, der Rittmeister Vautremont, focht wie immer auch jetzt mit der größten persönlichen Tapferkeit, und zeigte an der Spitze seiner Schwadron so recht, was ein kühner Reiteranführer vermag, wenn er nur die rechte Schneide hat und seinen Soldaten Vertrauen auf seine Tüchtigkeit einzuflößen versteht.

Da die Frau Kalassan noch immer in Teplitz verweilte, um in den dortigen warmen Heilquellen Heilung für ihre Gicht zu suchen, so war der Franzl auch noch nicht wieder bei dem Regiment, sondern befand sich noch auf dem gastlichen Schlosse des Freiherrn v. Sternberg in Franken. Zwar hatte der Rittmeister an denselben geschrieben und sich erboten, den Knaben wieder zum Regiment zurückkommen zu lassen, der Freiherr aber ihm geantwortet, daß dieser ihm nicht im Mindesten lästig falle, sondern im Gegentheil der ganzen Familie viel Freude bereite und auch unter der Anleitung des Schloßgeistlichen nicht geringe Fortschritte im Lernen mache, so daß es wirklich schade sei, wenn er wieder darin gestört würde.

Freute sich nun zwar der Rittmeister auch darüber, daß sein Franzl so gut aufgehoben war, so entbehrte er die Gegenwart desselben sonst doch sehr schmerzlich. Aus Verdruß dar-

über ergab er sich während der Winterquartiere immer mehr und mehr einem gänzlich zügellosen Leben, und wenn ihn nicht der Dienst vor dem Feind beschäftigte — denn dann war er plötzlich Soldat durch und durch — verbrachte er ganze Tage, und oft auch die Nächte bei wilden Saufgelagen oder am Spieltisch. Gerade diese zügellose Lebensweise machte auch, daß der Rittmeister es trotz seiner sonstigen Bravour nicht weiter bringen konnte, und auch jetzt wieder mehrfach im Avancement übergangen wurde. Fluchte und raisonnirte er auch wohl in manchen Augenblicken hierüber und nannte es eine schreiende Ungerechtigkeit, daß er noch immer Rittmeister bleiben müsse, während andere junge Milchbärte, wie er sich ausdrückte, es schon längst bis zum Stabsoffizier gebracht hatten — so fühlte er doch in ruhigen Stunden selbst nur zu wohl, daß er kein Recht habe, sich darüber zu beklagen, und schon seines Lebenswandels wegen nicht zum Stabsoffizier passe. „Sacristie, sein das eine verfluchte Sache, wenn man haben so viel Durst und kann die Finger nicht lassen von die verdammte Karten und die Würfel. Wär' ich schon lange Zeit Oberst und muß nun immer bleiben Rittmeister und dient' ich auch an die hundert Jahre im Regiment," brummte er dann wohl für sich hin, ohne jedoch diesen üblen Angewohnheiten auf die Länge entsagen zu können, so festgewurzelt waren dieselben schon bei ihm.

Größtentheils an den Ufern des Ober-Rheins war jetzt die Schwadron, welche der Rittmeister befehligte, in Thätigkeit. Hier kommandirte der bekannte französische General Moreau die feindlichen Truppen, und es kann nicht geläugnet werden, daß es seiner Umsicht als Feldherr gelang, manche glückliche Erfolge herbeizuführen. Der k. k. Feldmarschall-Lieutenant Sztarrai war Anführer des linken österreichischen Flügels, und suchte nun den Franzosen den Uebergang über den Rhein, welchen diese beabsichtigten, auf alle Weise streitig zu machen. Am 20. April wollte der feindliche Obergeneral diesen Uebergang wahrscheinlich versuchen, und es war voraussichtlich, daß es an diesem Tage zu einem heftigen Gefechte kommen würde. Schon von

frühem Morgen an hatte am 19. April der Rittmeister Bautremont, der sich mit seiner Schwadron auf den äußersten Vorposten befand, im Sattel gesessen und die marschirenden Patrouillen, welche ausgesandt wurden, um Erkundigungen über die Absichten der Feinde einzuziehen, größtentheils selbst befehligt. Der dicke Nebel, der sich, wie im Frühling und Herbst so oft der Fall, über das ganze Rheinthal gelegt hatte, versperrte jedoch jede Aussicht, so daß der Rittmeister trotz alles Gespähes dennoch nicht recht über die Absichten der Feinde in's Klare kommen konnte. Zwar fluchte er ein Sacristie über das Andere, ja ritt selbst so weit in den Rheinstrom hinein, daß das Wasser seinem Streithengst schon bis an die Brust reichte und das wackere Roß nur mit Mühe noch Fuß fassen konnte; allein alles war vergebens, der dicke Nebel erlaubte nicht zwanzig Schritte weit um sich zu sehen, und wegen des Geräusches, was der stark strömende Fluß machte, vermochte man auch von Allem, was auf dem jenseitigen Ufer vorging, nicht das Mindeste zu vernehmen. Hier konnte ein kühner Streich nur helfen, und gerade der Rittmeister Bautremont war der Mann dazu, solchen zu unternehmen. Er hatte einige Tage zuvor in dem bekannten Badeorte Baden-Baden, wohin er von seinem Kantonnirungsquartier aus geritten war, mit einigen anderen jungen Offizieren ein gar wüstes Trinkgelage abgehalten, bei dem es wild zugegangen war. Im trunkenen Uebermuthe hatte man sogar verschiedene, durch nichts zu entschuldigende Excesse begangen, den Saal des Wirthshauses arg demolirt und zuletzt sogar den Wirth, der dem ungehörigen Lärmen Einhalt thun wollte, weidlich gequält. Die trunkenen Offiziere hatten dem Mann mit Kohlen einen großen schwarzen Schnurrbart in seinem Gesichte gezeichnet, ihn dann so wie er war, mit Pantoffeln und Schlafrock, eine langgezipfelte weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, mit Gewalt auf ein Pferd gesetzt, welches zwei andere Reiter zwischen sich am Zügel nehmen mußten, und so war man nun unter wildem Hallohgeschrei und Peitschengeknall, Jubel und Lachen, kurz einem Lärm, der alle Bewohner des Städchens an die

Fenstern locken mußte, in später Abendstunde durch alle Gassen gejagt. Der arme Wirth, der sich in großer Angst krampfhaft mit beiden Händen in die Mähnen seines Rosses geklammert hatte, um nicht den Sitz zu verlieren, bot freilich mit seinem weitflatternden Schlafrock, die Zipfelmütze ganz auf dem Hinterkopfe gerückt, einen ungemein komischen Anblick dar, über den Jeder unwillkürlich lachen mußte, doch war ihm die ganze Geschichte so schlecht bekommen, daß er einige Tage deßhalb krank wurde. Zwar wollten die Offiziere, als sie am anderen Tage, nachdem sie noch die ganze Nacht durchtobt hatten, endlich wieder nüchtern geworden waren, natürlich allen Unfug, den sie angerichtet, mit Geld wieder vergüten, und suchten überhaupt die ganze Sache so viel wie möglich zu vertuschen. Es gelang ihnen dies aber nicht, der Feldmarschall-Lieutenant Prinz Lothringen, zu dessen Korps die Truppentheile, bei dem sie standen, gehörten, hatte davon Meldung erhalten und war nicht wenig darüber erzürnt gewesen. Besonders den Rittmeister Vautremont, als den an Jahren ältesten und in seiner Charge am hochstehendsten der anwesenden Offiziere, traf besonders sein Zorn. Derselbe war eigends deßhalb zum Rapport vor dem Feldmarschall-Lieutenant befohlen worden und hatte von diesem dann einen Verweis erhalten, wie er nicht viel strenger sein konnte. „Bei einem Kadeten dürfe man sich am Ende über derartige muthwillige Streiche nicht verwundern und habe auch passende Strafen dafür, bei einem Rittmeister sei dies aber nicht der Fall;“ solche derartige, gerade nicht angenehm klingende Worte hatte der Rittmeister gar viele aus dem Munde des erzürnten Feldmarschall-Lieutenants mit anhören müssen. „Nur seinem festbegründeten Rufe als sonst braver und tüchtiger Feldsoldat habe er es zu verdanken, wenn diesmal keine ärgere Strafe für den begonnenen Frevel erfolge, da es der besonders eingeschärfte Befehl von Sr. Majestät dem Kaiser sei, daß alle seine Truppen in den deutschen Landen die strengste Mannszucht beobachten und die Einwohner derselben so wenig wie nur irgend möglich belästigen sollten, da diese schon ohnehin genug von den

Lasten des Krieges leiden müßten," hatte der Feldmarschall-Lieutenant beim Schluß seiner Strafrede noch gesagt.

Nur zu wohl fühlte der Rittmeister selbst, daß seine Theilnahme an dem zügellosen Gelage der jüngeren Offiziere eine unpassende gewesen sei und er diesen Vorwurf sehr verdient habe, und dieser Gedanke wurmte ihn nicht wenig.

Wenn nur irgendwie die Gelegenheit dazu günstig sein würde, sich wieder durch eine besondere kühne That auszuzeichnen und so den übeln Eindruck dieser Geschichte zu verwischen, beschloß er daher.

Wie nun am Abend des 19. Aprils es noch immer nicht möglich gewesen war, recht sichere Nachrichten darüber einzuziehen, wo die Franzosen den Rheinübergang beabsichtigten, glaubte der Rittmeister, daß jetzt wohl eine passende Gelegenheit sein würde, sowohl sich persönlich sehr auszuzeichnen, wie auch dem Heere einen nicht unbedeutenden Dienst zu erweisen.

„Ist eine schlimme Sache, daß wir keine sichere Nachricht haben, wo die Franzosen eigentlich den Uebergang beabsichtigen. Daß die Kerle für die nächste Zeit schon solch Vorhaben ausführen wollen, ist gewiß, wo dies aber geschehen soll, mag der Henker wissen," brummte der Feldmarschall-Lieutenant Sztarray, als von allen Patrouillen und Vorposten immer wieder die Meldungen kamen, der dicke Rheinnebel mache es unmöglich über die feindlichen Bewegungen am jenseitigen Ufer die mindeste sichere Nachricht einzuziehen.

„Können wir nicht erfahren auf unsere Pferd, was wollen die Feinde machen, müssen wir suchen auf die andere Weise es zu wissen," meinte nun der Rittmeister Vautremont und bot sich an, auf einem kleinen Kahn, den die k. k. Vorposten in Besitz genommen hatten, den Versuch zu machen, auf das andere Rheinufer überzuschiffen und so die feindlichen Bewegungen besser, wie es sonst sein könnte, zu rekognosciren. Es war dies zwar ein ungemein kühnes Unternehmen, was sehr leicht den damit Beauftragten den sicheren Untergang bringen konnte, aber wenn es

wirklich glückte, auch für die k. k. Truppen von nicht geringem Vortheil. Dies wohl erwägend, ertheilte der Feldmarschall-Lieutenant Sztarrai dem Rittmeister die Genehmigung hiezu, und erlaubte ihm, drei bis vier Freiwillige, denn mehr konnte der kleine Kahn unmöglich fassen, zu seiner Begleitung sich auszusuchen. Freiwillige genug, die ihrem Rittmeister zu jedem, noch so gefährlichen Unternehmen mit Freude gefolgt wären, hätte nun zwar derselbe leicht unter der Mannschaft seiner eigenen Schwadron finden können. Er bedurfte aber Leute, die mit einem Schifflein umgehen und im geschickten Gebrauch der Ruder sehr geübt waren, und solche gab es nicht unter seinen Dragonern. Es lag aber ein serbisches Freikorps hier mit auf Vorposten, und unter der Mannschaft desselben war es dem Rittmeister leicht, sich zwei Leute, wie er sie gerade gebrauchen konnte, herauszuwählen. Gar verwegen und wild aussehende Kerle waren es, kühn und waghalsig genug, und auch im Lenken eines Kahnes von großer Geschicklichkeit. Wie häufig hatten sie früher schon in ihrer Heimath die breite Donau auf heimliche Weise überschifft, um den Schmuggelhandel zu treiben und dabei den Kugeln der Grenzwächter, wie den mächtigen Stürmen und Ungewittern auf dem Flusse selbst gern getrotzt, wenn nur einige Zwanziger dabei zu verdienen gewesen. Als dritten Mann nahm der Rittmeister seinen langjährigen Privatdiener mit, der ihn nun schon in so vielen Feldzügen treulich begleitet und bei so manchen Gefahren schützend zur Seite gestanden hatte. Der alte Dragoner Bellon, ebenfalls ein Wallone, wie sein Herr, besaß auch alle Fehler wie Tugenden desselben. Er besoff sich leider nur zu häufig, und war auch sonst oft ein wilder, roher Kerl, der, wenn er in Zorn gerieth, zu Rauferei nur zu geneigt sich zeigte, und deßhalb schon wiederholt kriegsrechtlich abgestraft war, sonst aber war er im Gefechte von dem kaltblütigsten Muthe von der Welt, der, was Furcht eigentlich war, kaum dem Namen nach kannte. Wie ein Hatzhund so treu und unerschütterlich folgte er seinem Rittmeister überall hin, wo dieser es befahl, und hätte er ganz allein mit demselben auf ein Infanterie-Quarré einhauen

sollen, keinen Augenblick würde er sich nur bedacht haben, ohne Weiteres darauf loszujagen. Um aber einen sicheren Führer bei dieser nächtlichen Expedition zu haben, hatte man einen Schiffer, der am rechten Rheinufer wohnte, aufgegriffen. Der Rittmeister versprach demselben fünf Dukaten als Lohn, wenn die Expedition glücklich gelingen würde, versicherte ihm aber auch unter manchen Sacristies, daß ihm eine Kugel durch den Kopf ganz gewiß sein würde, sobald er nur die mindeste Absicht zeige, irgendwie den Verräther machen zu wollen. Der arme Schelm versprach zitternd und zagend, gewiß sein Möglichstes zu thun, damit die Unternehmung gelinge und wie ihm gewiß der Gedanke, irgendwie den Verräther machen zu wollen, sehr fern sei. Es mochte wohl an 11 Uhr Nachts sein, und tiefe Finsterniß lag über dem ganzen Rheinstrom, wie der Rittmeister nicht weit von Rastatt sich mit seinen Gefährten in den kleinen Kahn, der eben groß genug war, um alle nothdürftig zu fassen, setzte. Die zwei Serbier führten die Ruder, die man dicht mit alter Leinwand umhüllt hatte, damit sie weniger Lärm machen sollten, der Rheinschiffer aber saß hinten am Steuerruder. Neben ihm hatte Bellon Platz genommen und auf Befehl seines Herrn eine geladene Pistole bei sich gelegt, damit der Steuermann durch deren Anblick stets daran erinnert würde, welches Schicksal ihm bei dem mindesten Versuch zur Verrätherei drohe. Der Rittmeister selbst, der ebenfalls ein Paar Pistolen zu sich gesteckt hatte, wie denn auch die Serbier vollständig bewaffnet waren, legte sich vorn am Kahne nieder, sein Gesicht über dem Kiel desselben gebeugt, in dieser Stellung eifrig mit seinem scharfen Gesichte die dichte Finsterniß durchspähend. Es waren übrigens verschiedene Zeichen verabredet worden, wie man denn auch mehrere roth und weiß brennende Raketen zu dem Zwecke mitgenommen hatte, nöthigenfalls Signale damit geben zu können. Da das französische Ufer voraussichtlich sehr mit Feinden besetzt sein mußte, so war es dringend nothwendig, mit der größten Vorsicht zu rudern, um ja keinen Lärm zu machen und so vielleicht glücklich, ohne irgendwie bemerkt zu werden, die Landung

zu vollführen. Gar geschickt waren aber hierin die beiden serbischen Soldaten und wußten so leise stets die Ruder einzusetzen, daß auch nicht das mindeste Geräusch hörbar wurde und das kleine Schifflein wie von Geisterhänden getrieben auf der dunklen Fluth dahinschoß. Wie ein Falke auf seinem Horste, der nach dem Raube späht, lag dabei der Rittmeister Vautremont vorn am Kahn, und sein Auge schien förmlich die Dunkelheit durchdringen zu wollen, so unausgesetzt sah es in dieselbe.

Schon war man bis über die Hälfte des Rheinstromes gekommen und dem französischen Ufer näher wie dem deutschen, als plötzlich der Rittmeister den Serbiern das leise Zeichen gab, auf der Stelle mit dem Rudern einzuhalten und sich platt auf den Boden hinzulegen, damit man ja nicht ihre Gestalten über den Rand des Kahnes hervorragen sehen könne. Seine scharfen Ohren nnd Augen hatten schon aus der Ferne erkannt, daß zwei größere Fahrzeuge ihnen entgegengerudert kämen. Sehr wahrscheinlich konnten Feinde in denselben sein, und es war daher von der Vorsicht geboten, sich denselben so viel wie irgend möglich unhörbar und unsichtbar zu machen. Konnte dann doch der kleine niedere Kahn, der kaum einige Fuß über der dunklen Wasserfläche des Flusses hervorragte, leicht an denselben vorbeitreiben, ohne daß er selbst in einiger Entfernung von den Leuten in den Fahrzeugen bemerkt wurde.

Richtig hatte der Rittmeister Alles vorausgesehen; es waren wirklich zwei große Schiffe, die unter der Aufsicht von französischen Soldaten von Ruderern den Strom aufwärts getrieben wurden, die am Kahne vorbeifuhren. Nicht viel mehr wie zwanzig Schritte weit von denselben entfernt, glitt dieser den Fluß herunter, und deutlich konnten die darin Liegenden die Waffen der französischen Soldaten in den Schiffen erkennen und ihre Reden verstehen. Einen Augenblick schon war es nahe daran, daß auch sie selbst erkannt worden wären. Ein französischer Soldat in dem zweiten Schiff mußte den kleinen Kahn doch etwas bemerkt haben, wenn er auch freilich nicht genau unterscheiden konnte, was es für ein dunkler Gegenstand war, der so

geräuschlos auf dem Wasser dahintrieb, kaum einige Fuß über der Oberfläche desselben aufsteigend. Der Rittmeister konnte schon hören, wie der Franzose einen Offizier im Schiffe darauf aufmerksam machte, und der Augenblick der Entdeckung, wo dann das ganze kühne Unternehmen gescheitert war und Tod oder Gefangenschaft allen Theilnehmern desselben drohte, schien bereits gekommen zu sein. Glücklicher Weise theilte der französische Offizier nicht den Argwohn seines Soldaten. „Ah bah, was wird es sein, Mathieu, vielleicht ein Baumstamm, der vorübertreibt, oder gar nur ein todtes Stück Vieh. Ein Kahn kann es ja nicht sein, denn man hört ja keinen Ruderschlag," antwortete er mit der leichten Sorglosigkeit, welche die Franzosen im Kriege so häufig besitzen, und die ihre sonstigen vielen guten militärischen Eigenschaften oft nicht wenig beeinträchtigt. „Vorwärts nur, Ihr Leute, und Euch nicht aufgehalten, damit wir mit unseren Schiffen noch zur rechten Zeit ankommen," trieb er dann seine Ruderer wieder an, und so lag denn bald ein beträchtlicher Raum zwischen seinem Schiffe und dem Kahne des Rittmeisters.

„Sacristie, da wären wir vorbeigeschlichen, wie eine Katze, und daß die Feinde wollen schlagen Brucken, wissen wir auch schon. Wo aber dies wird sein, ist jetzt Frage, die wir müssen wissen," murmelte vergnügt der Rittmeister Vautremont, als die französischen Schiffe wieder weit genug entfernt waren, und befahl dann seinen Soldaten, dem französischen Ufer zuzurudern, da er waghalsig genug war, eine Landung an demselben zu versuchen. „Muß ich wissen, wo die Feinde wollen schlagen die Brucken oder wollen ich nicht lebendig retourniren," sprach er zu sich selbst.

Wie der Rheinschiffer dem Rittmeister sagte, war am französischen Ufer, nicht weit von dem Dorfe Killstädt, ein großes Moor dicht am Flusse gelegen, und man konnte mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten, daß dasselbe nicht sehr stark von den französischen Posten besetzt sein würde. Nach der Versicherung des Schiffers, der in dieser Gegend auch schon heimlicher Weise

vielen Schleichhandel getrieben zu haben schien, führten nur einige wenige Fußpfade durch dies Moor, während dasselbe sonst völlig unpassirbar war.

So wie der Kahn nun dem französischen Ufer näher kam, konnte man auch besser die verschiedenen feindlichen Wachtfeuer, die in größeren oder kleineren Gruppen brannten, auf demselben unterscheiden. Eine starke Truppenmenge schien in dieser Gegend vereinigt zu sein, und das Geräusch der Wagen, die man jetzt deutlich fahren hören konnte, und auch andere Zeichen bewiesen, für irgend eine Unternehmung sich zu rüsten. Man hörte bei der Stille der Nacht bisweilen wohl mehr landeinwärts Trommelwirbel oder Trompetengeschmetter, als würden zum Aufbruch Signale gegeben oder das dumpfe Geräusch marschirender Infanterie-Kolonnen. Besonders in der Gegend, in der die starke französische Festung Straßburg lag, schien diesen Zeichen nach die Anhäufung der Truppen am beträchtlichsten zu sein.

Vermehrten alle diese Umstände nun zwar die Gefahr einer Rekognoscirung am feindlichen Ufer selbst nicht wenig, so war doch der Rittmeister Vautremont ein viel zu waghalsiger Mann, als daß ihn irgendwie eine Gefahr dazu hätte bewegen können, von einem Vorsatz, den er einmal gefaßt hatte, abzustehen. So befahl er denn die Landung und es glückte wirklich, den Kahn unbemerkt von den Feinden an einer einsamen Stelle des Ufers, dort wo das große Moor sich befand, landen zu lassen und hinter einigen Weidenbüschen zu verbergen. Die beiden Soldaten des serbischen Freikorps mußten in demselben sitzen bleiben, der vor Furcht nicht wenig zitternde Schiffer aber dem Rittmeister, der in Begleitung seines getreuen Bellon seine Rekognoscirung weiter landeinwärts antreten wollte, zum Führer dienen. Der Rittmeister befahl Letzterem übrigens noch, den Schiffer unter seine besondere Obhut zu nehmen und sogleich mit einer Pistole niederzuschießen, wenn er den mindesten Versuch zur Flucht bei ihm bemerken würde.

Eine halbe Stunde mochte der Rittmeister und sein treuer Begleiter wohl schon am Lande einwärts gegangen sein, wobei

sie einen ziemlich gangbaren Fußsteig, den ihr Führer genau zu kennen schien, denn trotz der großen Dunkelheit wußte er denselben mit ziemlicher Sicherheit mitten aus dem Moorboden herauszufinden, benützten, als sie sich dem ersten französischen Wachtfeuer näherten. So viel man bei dem hellen Flammenschein, den dasselbe um sich herum verbreitete, schon aus der Entfernung von einigen fünfzig Schritten erkennen konnte, saßen ungefähr zwanzig bis dreißig Soldaten im Kreise um die erwärmende Gluth und schienen besonders guter Dinge zu sein. Da sie hier, wo der breite Rheinstrom zwischen ihnen und den Oesterreichern lag, irgendwie an einen feindlichen Ueberfall nicht im Mindesten denken konnten, so war auch die Wachsamkeit bei diesem Bivouakfeuer nicht sonderlich groß, und nicht einmal ein Vorposten in einiger Entfernung davon ausgestellt. Da es dem Rittmeister nun besonders darum zu thun war, irgend einen französischen Soldaten oder sonst wie eine Person, von der er zuverlässige Nachrichten über den Uebergangsplan der Feinde einziehen konnte, in seine Gewalt zu bekommen, so versuchte er es, sich mit seinen beiden Begleitern um dies Wachtfeuer herumzuschleichen. Auf Händen und Füßen mußten die kühnen Leute kriechen, und wenn sie auch mitunter in nicht geringer Gefahr waren, in dem Moorboden zu versinken, so glückte ihnen ihre Absicht doch vollkommen und sie kamen unbemerkt bei dem Wachtfeuer vorbei. Nicht sehr weit davon konnte man in der Dunkelheit schon die Umrisse eines Dorfes erkennen, und da der Rittmeister mit Recht vermuthete, daß er sich hier am Ersten eines Menschen, von dem er die nöthige Auskunft erhalten würde, bemächtigen könne, so befahl er seinem vor Angst schon halb todten Führer ihn dorthin zu geleiten. Vor dem Dorfe auf einem freien Platze war eine ziemlich große Menge französischer Munitionswägen aufgefahren und eine Schildwache zur Bewachung derselben daneben gestellt. Der Zufall wollte, daß der Rittmeister, der sich vorausgeschlichen hatte, um das Terrain, so gut es die Dunkelheit erlaubte, zu rekognosciren, während sein Begleiter mit dem Führer mehr zurückgeblieben, diesen Posten,

der hinter einem Wagen stand, nicht sogleich bemerkte, und so geradenwegs auf ihn zuging. Ein plötzliches halte — la — qui — vive! der französischen Schildwache ertönte plötzlich. Jetzt war die größte Gefahr vorhanden, denn erhielt der Posten nicht auf der Stelle Antwort, so schoß er wahrscheinlich sein Gewehr auf den unbefugten Annäherer ab und allarmirte dadurch alle seine Kameraden, so daß mindestens die ferneren Absichten des Rittmeisters unmöglich gemacht wurden. So leicht verlor derselbe im Augenblick der Gefahr aber nicht die nöthige Geistesgegenwart, und so antwortete er denn sogleich dem Anrufer in französischer Sprache „Gut Freund.“ Bevor nun aber der Soldat noch recht zu einem festen Entschlusse, was er jetzt machen solle, gekommen war, stürzte der Rittmeister mit der größten Schnelligkeit auf ihn zu, und ehe derselbe nur noch Zeit gehabt hatte, sein Gewehr anzulegen und abzufeuern, war er von den kräftigen Fäusten seines Angreifers an der Kehle gepackt und ohne Weiteres zu Boden geworfen worden. Mit eben solcher Schnelligkeit und Gewandtheit kniete der Rittmeister dem Ueberraschten, der vergebens sich diesen kräftigen Armen zu entreißen suchte, auf die Brust, drückte ihm ein Tuch in den Mund, so daß er nur noch mühsam röcheln und keinen Lärm mehr machen konnte, und band ihn dann mit einem vorsorglicher Weise schon vorher mitgenommenen Strick die Arme so fest zusammen, daß er wehrlos wie ein Wickelkind dalag. Keine Minute hatte übrigens diese ganze Handlung gewährt, so schnell war Alles dabei vor sich gegangen. Auf einen Wink des Rittmeisters kam nun auch Bellon angelaufen, nahm den gebundenen Franzosen so leicht, als sei es nur ein Kind, in den Arm und trug ihn mehr in den Sumpf nach einer entfernteren Stelle zurück. Hier nun löste der Rittmeister das Tuch aus dem Munde seines Gefangenen und bemühte sich, aus demselben die erwünschten Nachrichten über den beabsichtigten Rheinübergang herauszufragen. Vergeblich war aber dies Bemühen, und alle Versprechungen und Drohungen, welche der ungeduldige Rittmeister abwechselnd in reichem Maße anwendete, fruchteten nichts. Der gefangene

Soldat, der noch ein junger Rekrut zu sein schien, war über diesen ganzen Vorfall noch so erschreckt, daß er förmlich geistesgestört sich geberdete, und es selbst mit der größten Mühe nicht möglich war, irgendwie nur die mindeste Auskunft über die Pläne der Franzosen von ihm herauszufragen. Mochte der ungeduldige Rittmeister auch noch so viel brummen und ein Sacristie nach dem andern in den Bart murmeln, es half ihm Alles nichts, der Gefangene wurde nur noch mehr dadurch eingeschüchtert und immer verwirrter in seinen Reden. Man mußte sich endlich entschließen den armen Kerl an Händen und Füßen zu binden, ihm einen Knebel in den Mund zu schieben, damit er nicht um Hülfe rufen könne, und nun so auf dem Felde liegen zu lassen, da doch nichts weiter mit ihm anzufangen war.

Unzufrieden mit diesem ersten Erfolg seines kühnen Streifzuges setzte der Rittmeister, von seinem getreuen Bellon und dem noch immer gar ängstlichen Schiffer gefolgt, seine Wanderung weiter fort. Er hatte sich nun einmal vorgenommen, sichere Nachricht über die Absichten der Franzosen einzuziehen, und war wahrlich nicht der Mann, der einen einmal gefaßten Entschluß aufgab, mochten die Gefahren dabei auch noch so bedeutend sein. Es war nur ein Glück für ihn, daß die Franzosen hier gar sehr unachtsam in der Ausübung der gewöhnlichsten Wachsamkeit sich zeigten, sonst hätte der Rittmeister mit seinen Genossen entschieden von ihnen entdeckt werden müssen, so nahe mußten dieselben oft an den französischen Wachtfeuern vorbeikriechen. Auf Händen und Füßen geschah dies auf die möglichst geräuschloseste Weise, und so glückte es ihnen, mehrere wirklich ungemein gefährliche Stellen glücklich zu passiren.

Daß übrigens die Franzosen noch in dieser Nacht sehr wahrscheinlich einen Rheinübergang versuchen wollten, konnte der Rittmeister aus mehreren Anzeichen mit immer größerer Sicherheit entnehmen. Ueberall marschirten Truppenkolonnen, rasselten Geschütze, sprengten Adjutanten, mit, wie es schien, sehr dringenden Befehlen, hin und her. Einmal mußte der Rittmeister mit seinen Gefährten sich schon eiligst unter einer Grabenbrücke

verkriechen, da mehrere französische Geschütze den Weg entgegenkamen und so über sie hinwegfuhren. Ein kleiner Hund, der sich bei der Bedienungsmannschaft derselben befand, lief zwar an die Brücke und bellte die darunter Liegenden heftig an, wurde aber von den Artilleristen, die weiter kein Arg dabei hatten, wieder zurückgerufen.

Schon war es die höchste Zeit, wenn der Rittmeister noch das nächtliche Dunkel zur Rückkehr über den Fluß benützen wollte, an die Umkehr zu denken, als es ihm glückte, einen einsam des Weges daherkommenden Bauern, der eine Axt auf der Schulter trug, durch einen plötzlichen Ueberfall einzufangen. Der arme Kerl war zwar anfänglich auch nicht wenig erschrocken, als so plötzlich zwei österreichische Soldaten aus dem Graben am Wege aufsprangen, ihre Pistolen ihm vor die Brust setzten und nun auf das Strengste befahlen, er möge ihnen, ohne einen Laut von sich zu geben, sogleich querfeldein folgen, da er sonst auf der Stelle des Todes sein würde. Er faßte sich jedoch bald wieder, da er merkte, daß man nur Auskunft von ihm haben wolle, ihm aber sonst nicht das Mindeste weiter zu Leide geschehen würde, und erzählte nun, daß er ein Zimmermann aus einem der nächsten Dörfer sei, und den strengen Befehl erhalten habe, sich am heutigen Morgen bei dem Dorfe Wanzenau einzufinden, um dort für einen beabsichtigten Rheinübergang mit bei den Schiffen arbeiten zu helfen. Auch sonst wußte dieser Mann ziemlich genaue Auskunft auf alle Fragen, die der Rittmeister ihm vorlegte, zu geben, so daß dieser nicht wenig zufrieden darüber war und den Gefangenen zuletzt mit einigen Dukaten belohnte. Da dem Mann aber doch sonst nicht zu trauen war, so ward er schließlich ebenfalls an Händen und Füßen gebunden, ihm ein Knebel zur größeren Vorsicht in den Mund gesteckt und er so an einer etwas abgelegenen Stelle des Feldes zurückgelassen.

Es war aber ein Glück, daß der Rittmeister gerade noch so zuletzt eine hinreichende Auskunft über die beabsichtigten Unternehmungen der Feinde bekommen hatte, denn in aller Eile

mußte er und sein getreuer Bellon jetzt den Rückweg antreten. Der zuerst gefangene französische Soldat mußte wahrscheinlich sich befreit und dann die nächsten Wachtposten allarmirt haben, denn plötzlich wurde es überall an denselben lebendig, und man konnte hören, wie zahlreiche Patrouillen ausgeschickt wurden, die kühnen österreichischen Soldaten, welche das Wagniß unternommen hatten, sich mitten in die französische Stellung hineinzuschleichen, einzufangen.

Schon hatte eine französische Dragoner-Patrouille die beiden Flüchtlinge, die, so schnell ihre Füße es nur erlaubten — der badische Schiffer war ihnen jetzt bei der Flucht schon abhanden gekommen, dem Rhein zuliefen, entdeckt, aus ziemlicher Entfernung noch ihre Karabiner auf dieselben abgefeuert und verfolgte sie jetzt so schnell wie möglich. Der morastige Boden der Gegend hielt die Pferde häufig in ihrem Laufe auf und zwang die Reiter zu mehr oder minder bedeutenden Umwegen, und so glückte es denn dem Rittmeister und seinem Bellon, ihren Kahn zu erreichen und denselben schon einige Schritte vom Ufer abzustoßen, bevor die Dragoner ebenfalls an dieser Stelle ankamen. Voll Wuth, daß ihnen ihr Fang zuletzt noch entwischt war, feuerten diese sämmtlich ihre Karabiner noch auf den schnell davon rudernden Kahn ab, und obgleich die Dämmerung ein richtiges Zielen verhinderte, denn sonst hätten bei der großen Nähe, in der die Salve erfolgte, Alle getroffen werden müssen, so erhielt der serbische Soldat doch einen Schuß durch den Hals, so daß er auf der Stelle todt über den Kahnrand stürzte, Bellon aber ward, obschon nur leicht, am Kopfe von einer Kugel gestreift. Die höchste Kraftanstrengung war jetzt nöthig, wenn es wirklich noch gelingen sollte, glücklich zu entkommen, und in eiliger Hast ergriff der Rittmeister Vautremont jetzt selbst ein Ruder und ruderte mit gewaltsamer Aufbietung aller seiner Kräfte.

Aber noch größer sollte die Gefahr werden, welche drohte. Die Franzosen, denen sehr daran gelegen zu sein schien, daß von den Kundschaftern keiner glücklich mit dem Leben davon

komme und so ihre Pläne den Oesterreichern verrathe, warfen eine Leuchtkugel nach der Gegend hin, wo sich ihrer Berechnung nach der Kahn befinden müsse. Hell beleuchtete diese auch für eine kurze Weile das kleine Fahrzeug mit den darin sitzenden Männern, und diesen Augenblick benützte ein französisches Feldgeschütz, was auf einem Rheindamme in der Nähe aufgefahren war, einen Kartätschenschuß darauf abzufeuern. Nur zu gut hatte derselbe getroffen, von den vielen Kugeln durchbohrt füllte sich der leichte kleine Kahn augenblicklich mit Wasser und sank auf den Grund, mit ihm auch der zweite serbische Soldat, der ebenfalls von einer dieser Katätschenkugeln tödtlich verwundet worden war. Zwar hatte auch den Rittmeister Vautremont ein von einer solchen Kugel losgerissener Splitter des Kahns in der Backe verwundet, dennoch warfen er und sein Diener sich sogleich in den Fluß, um wo möglich durch Schwimmen ihr Leben zu retten. Der arme Bellon war für jetzt wohl von seiner Wunde am Kopfe zu sehr geschwächt, um das noch fernere badische Ufer erreichen zu können. Nur mit äußerster Mühe glückte es ihm, wieder an das französische Ufer zurückzuschwimmen, wo er von den Feinden, welche diesen guten Erfolg ihres Schusses mit lautem Jubelgeschrei begrüßt hatten, denn auch sogleich gefangen wurde. Es war ein Glück für ihn, daß er seine österreichische Dragoner-Uniform trug, denn sonst hätte es ihm als einem Spion sehr übelergehen können, nun aber, da er ja ein Soldat war, wurde er von den Franzosen mit aller derjenigen Rücksicht behandelt, welche dieselben einem tapferen Feinde fast immer zu zollen pflegen. Besser wie seinem Diener gelang dem Herrn diesmal seine Rettung. Zwar hinderte seine volle Uniform, und besonders auch der schwere Säbel, den er nicht verlieren wollte, den Rittmeister ungemein am Schwimmen, doch war er sehr geübt darin, dabei von außergewöhnlicher Körperstärke, und so gelang es ihm dennoch, sich immer mehr und mehr dem badischen Ufer zu nähern. Einigemal schossen zwar noch die Franzosen nach dem kühnen Schwimmer, der so ruhig die Fluthen des Rheinstroms durchfurchte, und die Kugeln schlu-

gen nahe bei ihm ein; wie aber das Glück so oft den Muthigen begünstigt, so traf ihn auch keine, und so gelang es ihm denn auch endlich mit Aufbietung aller seiner Kräfte, denn die Kälte des Aprilwassers lähmte fast die Glieder, glücklich das badische Ufer zu erreichen, wo ihn die Soldaten des daselbst auf Vorposten befindlichen serbischen Freikorps mit großem Jubel empfingen.

„Sacristie, seien das eine verfluchte Geschichte gewesen. Hab' ich dabei so viel Wasser gesoffen, wie sonst noch nicht in mein ganz Leben. Doch mein pauvre Bellon, was machen der wohl jetzt?" dies waren die ersten Worte, welche der sich pruhstende und schüttelnde Rittmeister Vautremont ausrief, da er zuerst an das Land stieg. Nicht weit vom Ufer, hinter einem dort stehenden Erlenwäldchen hatten die k. k. Vorposten ein ziemlich bedeutendes Bivouakfeuer angezündet, und hieher wurde der Rittmeister geführt, sich vorher ein wenig zu erwärmen und zu trocknen, bis er seine weiteren Meldungen über das, was er in Erfahrung gebracht hatte, an den kommandirenden General mache.

„Gebt mir Schnapps oder Wein, oder was Ihr habt zu saufen Kamerad, daß ich werd' los dieses verfluchtige Wasser aus meinem Leib," war die erste Bitte, die der Rittmeister an dem Wachtfeuer an den dort befehligenden Hauptmann richtete. Der hatte denn glücklicherweise eine große Tschuttora voll starkem Branntwein bei sich, und gab dieselbe bereitwillig dem Bittenden.

„Sacristie, das schmeckt excellent," schmunzelte der die große Flasche mit dem starken Branntwein immer von Neuem wieder an den Mund setzende und mit Wohlgefallen lange Züge aus derselben schlürfende Rittmeister. „Seien das nun in mein Leib geworden, guter Punsch und bin ich ganz wieder gesund und content," meinte er noch, wie er gleichsam zögernd die über die Hälfte schon geleerte Flasche ihrem Eigenthümer wieder zurückgab.

Die Uniform war unterdeß nothdürftig am Feuer wieder getrocknet und etwas gereinigt worden, und so bestieg denn der

Rittmeister Vautremont einen kleinen Klepper, den ihm der serbische Hauptmann ebenfalls lieh, und trabte in das Hauptquartier des Feldmarschall-Lieutenants Sztarrai, diesem die Meldung über Alles, was er über den beabsichtigten Rheinübergang der Franzosen in Erfahrung gebracht hatte, so schnell wie möglich zu melden.

Seine Nachrichten waren auch von der größten Wichtigkeit hinsichtlich der ferneren Anordnungen, welche der Feldmarschall-Lieutenant jetzt treffen konnte, und nicht geringes Lob über seine kühn und geschickt ausgeführte Unternehmung erhielt daher der Rittmeister aus dem Munde desselben. Zwar freute ihn solche verdiente Anerkennung nicht wenig, und er fühlte selbst auch recht gut, daß er jetzt den üblen Eindruck, den seine jüngst gezeigte Zügellosigkeit in Baden-Baden gemacht hatte, wieder ausgeglichen, dennoch war aber der Rittmeister jetzt lange nicht so guter Laune, wie er es sonst jedenfalls gewesen wäre. Der Verlust seines alten treuen Vellons, der ja entweder ertrunken oder von den Franzosen gefangen genommen sein mußte, betrübte ihn nicht wenig und war noch die Ursache zahlloser Flüche und Verwünschungen. Lange Zeit zu müssigen Klagen hatte aber der Rittmeister Vautremont an dem Morgen nicht mehr, denn schon eine Stunde darauf befand er sich bereits auf seinem ungeduldig scharrenden Hengste an der Spitze seiner Schwadron, völlig bereit, jedem Angriff der Franzosen den muthigsten Widerstand entgegenzusetzen.

Gegen 6 Uhr Morgens am 20. April, wie so eben die Dämmerung mehr verschwunden war, begannen nun die Franzosen, unter dem Oberbefehl des Generals Moreau, an mehreren verschiedenen Stellen den Uebergang über den Rhein zu versuchen. Eine heftige feindliche Kanonade, die schon eine Stunde früher begonnen hatte, eröffnete die Feindseligkeiten dieses blutigen Tages, und unter dem Schutz derselben fuhren die mit den französischen Truppen besetzten großen Rheinschiffe von den ihnen bestimmten Plätzen ab. Nicht unthätig waren übrigens jetzt auch die Oesterreicher, und besonders ihre am Ufer aufge-

stellten Kanonen empfingen die Feinde mit einem so lebhaften Kartätschenfeuer, daß nicht alle Schiffe ihren beabsichtigten Weg fortsetzen konnten.

Unweit Diensheim, wo eine lange Sandbank sich weit in den Fluß hinein erstreckt, landeten die ersten französischen Grenadiere und Voltigeure. Ungefähr an dreihundert Mann des schon genannten serbischen Freikorps waren hier von österreichischer Seite aufgestellt, und diese vermochten den lebhaften Angriffen der Franzosen auf die Länge nicht Stand zu halten, sondern mußten sich zurückziehen, eifrig verfolgt von den gelandeten Feinden, die mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit sich bereits formirt hatten. Immer mehr Franzosen landeten nun, und bald fühlten sich dieselben stark genug, das von den Serbiern besetzt gehaltene Dorf Diensheim zu erstürmen, was ihnen auch endlich nach blutigem Verlust, den sie dabei erlitten, gelang. Der Besitz dieses Dorfes war für den ferneren Erfolg des Unternehmens von so großer Wichtigkeit, daß der hier kommandirende k. k. General Klinglin Alles daran setzen mußte, dasselbe wieder zu errobern. Zwei Bataillone des k. k. Infanterie-Regiments d'Alton erhielten den Befehl, den Sturm auf das von den Franzosen nunmehr stark besetzte Diensheim zu beginnen. Muthig drangen die braven Soldaten vor, allein vergebens war ihr Bemühen, die Feinde, die hier von dem später so berühmten General Davoust befehligt wurden, schlugen alle Angriffe standhaft ab. Noch mehr Verstärkung sandte der Feldmarschall-Lieutenant Sztarrai jetzt den stürmenden Truppen, und besonders ein Bataillon vom Infanterie-Regiment Kaunitz nebst einigen Schwadronen Dragoner mußten ebenfalls auf dieser Stelle den Feind mit angreifen helfen. Bei Letzteren befand sich auch die Schwadron, die der Rittmeister Baron Vautremont befehligte. Mit doppelter Begierde erwartete der heute den Befehl zum Einhauen, und saß gar ungeduldig auf seinem hohen Streitrosse, bis ihm endlich Gelegenheit wurde, seine Kampflust zu stillen. Er hatte heute eine besondere Wuth auf die Franzosen, und schwor, er wolle es denselben schon mit seiner Pallaschklinge

vergelten, daß er vorher ein so kaltes Bad im Rhein habe nehmen müssen, und daß sein getreuer Bellon ihm fehle.

Auch der junge Lieutenant, den wir zuletzt aus dem Schlosse des Freiherrn von Sternberg haben abmarschiren sehen, befand sich bei dieser Schwadron, und hegte ebenfalls den dringenden Wunsch nach einem tüchtigen Kampf. Er hatte, seitdem er nach seiner Wiedergenesung auf's Neue bei dem Regimente eingerückt war, noch keine Gelegenheit gehabt, wieder mit den Feinden zusammen zu kommen, und wünschte doch so dringend sich auszuzeichnen und so der Geliebten recht würdig zu werden. Seit er an jenem ihm so unvergeßlichen Abschiedsmorgen das Mädchen nicht mehr gesehen, hatte ein gewisser schwermüthiger Ernst sich seiner bemächtigt, und er floh die fröhlichen Gesellschaften seiner Kameraden mehr, wie er sie gerade aufsuchte.

Gleichmüthig, wie stets bei solchen Gelegenheiten, hielt der Wachtmeister Josias Lichtenberger auch am heutigen Morgen wieder auf seinem getreuen Schweißfuchs Michel, der jetzt recht wohlgenährt aussah, denn die lange Rast in den Winterquartieren war ihm gut bekommen. Kam es zum Einhauen, nun so war es eine ausgemachte Sache, daß der Josias Lichtenberger seine volle Schuldigkeit that, und gewiß so tapfer dreinhaute, wie nur Einer im ganzen Regiment; kam es nicht dazu, so machte er sich auch weiter nichts daraus, denn zu viel hatte er sich schon mit den Feinden in seiner langen Dienstzeit herumraufen müssen, als daß er nicht schon ziemlich gleichmüthig dafür geworden wäre.

Jetzt drang mit lautem Hurrahgerufe und dem Geschlage des Sturmmarsches sämmtlicher Trommelschläger das Bataillon Kaunitz gegen Diensheim vor. Auch die Dragoner-Schwadronen erhielten den Befehl zum Angriff, und mit lautem Hurrah begrüßte der Rittmeister Vautremont den Adjutanten, der ihm diesen Befehl brachte. Bis zur Mitte des Dorfes sprengten die Schwadronen nun vor, und die darin befindlichen Franzosen mußten schnell zurückweichen, wobei sie mehrere Leute verloren, dann aber machte eine Kirchhofsmauer dem weiteren Andringen

der Reiter Halt. Die französischen Bataillone, durch ihre bis dahin nicht im Gefecht gewesenen Reserven verstärkt, setzten sich hier fest, und ihr wohlgezieltes Feuer streckte viele der österreichischen Infanteristen und Kavalleristen zu Boden.

Mitten in dem brennenden Dorfe entspann sich nun ein wüthendes Gefecht, bei dem freilich die Dragoner der vielen Hindernisse wegen nicht so viel leisten konnten wie die Infanteristen. Aus allen Häusern und selbst vom Kirchthurme herab, der mit feindlichen Büchsenschützen besetzt war, krachten die Schüsse, und viele tapfere Krieger färbten die breiten, schmutzigen Dorfstraßen mit ihrem Blute. Immer größere Streitmassen ließen aber nun die französischen Generale Davoust und Vandamme, die hier befehligten, gegen Diensheim anmarschiren, und wenn auch die schon im Dorfe befindlichen k. k. Truppen sich mit äußerster Anstrengung in dem schon eroberten Theile desselben zu halten suchten, und nur Schritt vor Schritt zurückwichen, sie mußten endlich doch den Rückzug antreten.

Das war denn eine böse Sache für den Rittmeister Baron Vautremont, der von dem Worte Rückzug nicht gern viel hören mochte, und ingrimmiger wie sonst gewöhnlich klangen seine zahllosen Sacristie's. Er selbst hatte übrigens bei dieser Gelegenheit einen französischen Offizier gefangen genommen, wäre aber auch fast wieder dafür gefangen genommen oder getödtet worden, wenn ihn der uns bekannte junge Lieutenant nicht gerettet. Der sonst so tüchtige schwarze Hengst des Rittmeisters war über einen in den Weg geworfenen zerbrochenen Munitionskarren gestürzt und hatte bei dieser Gelegenheit seinen Reiter zu Boden geschleudert. Diesen Augenblick, wo derselbe vertheidigungslos dalag, wollten einige französische Infanteristen, die bis dahin aus einem Hause an der Straße gefeuert hatten, benützen, um den Rittmeister entweder gefangen zu nehmen oder mit den Flintenkolben zusammenzuschlagen, und sprangen daher schnell auf den Liegenden zu. Der junge Lieutenant sah diese gefährliche Lage seines Schwadrons-Chefs, und das edle ungarische Roß, was er ritt, trug ihn pfeilschnell über alle dazwischen

liegenden Wagen und andere Hindernisse zu dem Gestürzten. Ein mächtiger Säbelhieb, so recht von oben herab, belehrte den einen Franzosen, daß gerade noch Hülfe zur rechten Zeit für den Rittmeister gekommen sei, worauf auch sein Kamerad, der sich einem gleichen Schicksal nicht aussetzen wollte, eiligst die Flucht ergriff. Der Rittmeister hatte sich unterdeß auch wieder von seinem Sturze aufgemacht, und da sein Hengst, der nicht weiter beschädigt war, ruhig an seiner Seite stand, so konnte er schnell wieder den Sattel besteigen und das Kommando über seine Schwadron fortführen. Zwar schmerzten ihn von seinem Sturze die Knochen nicht wenig, aber aus so etwas machte er sich nicht viel.

„Sacristie, das hätt' seien können eine schlimme Sach', aber viel Dank mon brave camerade, komm' Sie mal wieder in Gefahr, hau' ich Sie wieder heraus," mit diesen einfachen aber wahrhaft herzlich gemeinten Dankworten schüttelte der Rittmeister dem jungen Lieutenant vom Sattel herab die Hand.

Für den Tag war es nicht mehr möglich, dem weiteren Uebersetzen der Franzosen über den Rhein Einhalt zu thun, und der Feldmarschall-Lieutenant Sztarray mußte sich begnügen, seine sehr ermüdeten Truppen jetzt unweit der von den Feinden besetzten Dörfer bivouakiren zu lassen. Die meisten Truppenabtheilungen, sowohl bei den Franzosen wie bei den Oesterreichern, waren von dem grauenden Morgen an unausgesetzt auf den Beinen gewesen, ohne das Mindeste genießen zu können, und zeigten sich daher so ermüdet und angegriffen, daß sie dringend der Ruhe bedurften. Obgleich sie sich jetzt in sehr großer Nähe gegenüber standen, verhielten sich daher die Vorposten der beiden Armeen ungemein ruhig, und es kam nicht zu den kleinen Neckereien und Plänkeleien, wie solche sonst so häufig zu geschehen pflegen, wenn zwei feindliche Heere in so großer Nähe bei einander sich lagern. Man war der Ruhe zu sehr bedürftig, um frische Kräfte zu dem neuen Kampfe, der am andern Morgen gewiß wieder entbrennen sollte, zu sammeln. Selbst der Rittmeister Vautremont, der sonst stets so unruhig war und

derartige kleine nächtliche Scharmützel mit dem Feind ungemein liebte, war von seiner nächtlichen Expedition und dann von dem heutigen Gefecht so mitgenommen worden, daß er, in seinen Mantel gehüllt, der Länge nach am Bivouakfeuer ausgestreckt dalag, und einen so festen Schlaf hatte, daß er am anderen Morgen förmlich durch Zupfen am Arm von seinem Wachtmeister Josias Lichtenberger geweckt werden mußte. So viele Jahre der Wachtmeister nun auch schon unter dem Rittmeister diente, so war dies doch das erste Mal, daß er denselben hatte förmlich wecken müssen, wenn man dem Feind gegenüberstand; ein Beweis, wie sehr derselbe von den Anstrengungen der letzten vierundzwanzig Stunden erschöpft sein mußte.

Kaum graute am Morgen des 21. Aprils die Dämmerung, als der Feldmarschall-Lieutenant Sztarray schon, von seinem Stabe umgeben, auf der Höhe von Hochbühn erschien, um den erneuten Angriff auf das so wichtige Dorf Diensheim, dem Gegenstande des gestrigen Kampfes, in Person leiten zu helfen. Ein sehr unglücklicher Zufall wollte aber, daß ein Soldat des Bataillons Olivier Wallis aus Unvorsichtigkeit sein Gewehr losgehen ließ, und den Feldmarschall-Lieutenant so gefährlich verwundete, daß dieser fortgetragen werden mußte und das Kommando nicht weiter fortführen konnte, so daß der General Graf O'Reilly den Oberbefehl hier übernahm.

Gegen die Trümmerhaufen des am gestrigen Tage schon fast gänzlich niedergebrannten Dorfes Diensheim richteten sich jetzt wieder besonders die Angriffe der Oesterreicher. Gar ihre Batterien eröffneten jetzt ein so heftiges und dabei wohlgezieltes Feuer gegen dasselbe, daß die darin befindlichen französischen Kanonen bald zum Schweigen gebracht wurden. Schon wollten die österreichischen Angriffskolonnen, die aus vier Bataillonen der Regimenter Kaiser, d'Alton, Benjowsky und Wallis, dann aus Huszaren und zwei Dragoner-Schwadronen bestanden, den Sturm auf dies Dorf beginnen, als plötzlich der französische General Davoust mit einer überlegenen Streitschaar hervorbrach, die Oesterreicher in der linken Flanke faßte, und sie durch dies

geschickte Manöver zum Rückzug brachte. Jetzt mußte auch die k. k. Kavallerie, von der freilich nur ein kleiner Theil hier anwesend war, ihrer Infanterie zu Hülfe eilen, und so fand auch der Rittmeister Baron Vautremont wieder die ihm stets erwünschte Gelegenheit, mit seiner Schwadron so recht ins Handgemenge kommen zu können.

„Vorwärts, en avant — Dragoner, gebt diesen französischen Königsmördern nur gehörige Hiebe mit Euren Palaschen!" rief er in fröhlichem Kampfmuth noch seinen Leuten zu, wie der Befehl zum Einhauen auf die feindliche Infanterie gekommen war. So muthig war der Angriff der beiden k. k. Dragoner-Schwadronen, daß die französische Infanterie trotz ihrer großen Ueberlegenheit durch denselben in Stocken gerieth und ihr weiteres Vordringen für den Augenblick aufgeben mußte. Auf's Neue gewann jetzt die k. k. Infanterie wieder Zeit, ihre Kolonnen zu formiren und ihren Angriff gegen Diensheim nochmals zu wiederholen. Allein vergebens, die Uebermacht der Franzosen war hier zu groß, und so konnten die Oesterreicher den Angriff nicht weiter fortsetzen, sondern mußten bald wieder ihren Rückzug antreten. Jetzt brach auch eine starke Abtheilung französischer Reiterei, die in der Nacht ebenfalls noch über den Rhein gegangen war, hervor, und warf sich mit Ungestüm auf die beiden Schwadronen Dragoner, die durch ihren bisherigen Kampf mit der Infanterie so schon sehr mitgenommen waren. Ein recht herzhaftes Reitergefecht begann jetzt, denn wenn auch die k. k. Dragoner sich vor der allzugroßen Ueberlegenheit ihrer Gegner auf die Länge nicht halten konnten und allmälig den Rückzug antreten mußten, so geschah dies doch nur nach der muthigsten Gegenwehr, und nachdem sie noch gar manche ihrer Feinde aus dem Sattel gebracht hatten. Besonders auch der Rittmeister Vautremont hieb gewaltig um sich, und mehr als einen Feind traf die Schärfe seiner schweren Pallaschklinge.

Unter den Verwundeten, welche die beiden Dragoner-Schwadronen bei diesem Reitergefecht mit der französischen Kavallerie hatten, befand sich auch der alte Josias Lichtenberger.

Mit seiner gleichmäßigen Tapferkeit, ohne dem mindesten Ungestüm, aber auch ebenso ohne Furcht, war er auf die Franzosen eingeritten. Ein französischer Brigadier, dem Anschein nach ebenfalls ein schon länger gedienter Soldat, ward bei dem Einzelgefecht, in den sich eine Zeit lang der allgemeine Kampf auflöste, sein Gegner. Beide waren sich ebenbürtig, gut beritten und geschickt im Gebrauch ihrer Pallasche, und so wechselten sie denn mehrere Hiebe mit einander, die stets so gewandt parirt wurden, daß sie nicht den mindesten Erfolg hatten. Einen tüchtigen Hieb hatte zwar der Franzose schon dem Josias Lichtenberger über den Hut gegeben, doch war derselbe zum Glück flach gefallen, und drückte so nur den Hut weiter auf die Stirn, ohne sonst im Mindesten zu schaden.

„Dat die dee Düvel!" rief der alte Wachtmeister, seinen plattdeutschen Fluch, aus, was er nur im höchsten Zorn that, und hob sich in den Bügeln, um seinem Gegner wo möglich diesen Hieb mit guten Zinsen zurückzuzahlen. Der Franzose aber, der ein gutes, gewandtes Pferd ritt und es auch trefflich zu regieren verstand, warf dasselbe sehr schnell so auf den Hinterfüßen herum, daß der alte Wachtmeister seinen so gut gemeinten Hieb nicht mit der gehörigen Sicherheit anbringen konnte. Nun wollte der Feind aber ihm die linke Seite abgewinnen, dafür wußte aber auch wieder der Josias Lichtenberger aufzupassen, und obgleich sein Schweißfuchs Michel durch die vielen schon mitgemachten Feldzüge schon etwas steif geworden und lange nicht mehr so behende war, wie im Anfang unserer Erzählung, so hatte er denselben doch noch so zwischen Schenkel und Zügel, und warf ihn so schnell herum, daß der feindliche Brigadier wieder nicht seine Absicht erreichen konnte. Wahrscheinlich wäre nun bei dem ganzen Zweikampf nicht viel herausgekommen, wie dies häufig der Fall zu sein pflegt, wenn zwei gleich geschickte und muthige, auf guten Rossen sitzende Reiter im Einzelgefecht auf einander stoßen, wenn nicht zuletzt noch ein zweiter französischer Kavallerist seinem Brigadier zur Hülfe gekommen. Der brannte aus großer Nähe die Pistole, die er noch in der

Hand hatte, auf den Schweißfuchs des Wachtmeisters los, und wenn er auch nicht den Kopf desselben so traf, daß das Thier zu Boden stürzte, wie wahrscheinlich seine Absicht gewesen war, so erhielt es doch eine Streifwunde am Halse, und der eine Zügel wurde von der Kugel zerrissen. Hochauf bäumte sich vor Schmerz und Schreck das sonst so kampfgewohnte Roß, und da ihm der eine Zügel fehlte, so hatte sein Reiter es auch nicht mehr so völlig wie sonst in seiner Gewalt. Schnell benutzte der französische Brigadier diesen für ihn günstigen Augenblick, und bevor der Wachtmeister sich noch dagegen decken konnte, fühlte er, wie die lange, spitze Pallaschklinge seines Gegners in seine Seite drang. Von dem Schmerz seines Streifschusses am Halse wie toll geworden, rannte übrigens das Pferd des Lichtenberger jetzt mit ihm fort, ohne daß an ein Halten oder Lenken desselben zu denken war. In dieser gefährlichen Lage behielt der Verwundete aber dennoch seine völlige Besonnenheit, und nur diese allein konnte ihn jetzt retten. Da seine Wunde, wie er selbst fühlte, so tief gegangen war, daß er viel Blut aus derselben verlieren mußte, und sich jetzt schon nur noch mit Mühe im Sattel erhalten konnte, so klammerte er sich mit der einen Hand krampfhaft in die langen Mähnen seines Schweißfuchses, um so seinen Sitz zu bewahren, mit der anderen aber riß er gewaltsam in dem einen noch übrig gebliebenen Zügel desselben, und lenkte so den Lauf des Pferdes nach einer Seite hin, wo, wie er wußte, weiter zurück die österreichischen Bagagewägen aufgefahren waren.

So rannte nun das Roß in wilden Sprüngen aus dem Kampfgewühl fort, zur großen Verwunderung des Rittmeisters Vautremont, der zufällig dasselbe nicht sehr weit von sich vorbeistürmen sah. Zwar wußte derselbe nicht, was geschehen sein möchte, nahm aber gleich an, daß entweder der Wachtmeister selbst, oder sonst doch dessen Roß eine so schwere Wunde, daß ihnen die fernere Theilnahme an dem Gefecht unmöglich sein würde, erhalten haben müßten. Daß es keine Feigheit war, die den Josias Lichtenberger so eilig aus dem Gefechte zurück-

jagen ließ, davon war der Rittmeister eben so sehr, wie jeder Dragoner der ganzen Schwadron fest überzeugt, denn zu viele Beweise seines Muthes hatte der alte Veteran schon in seiner langen Dienstzeit gegeben, als daß so etwas nur im Mindesten von ihm erwartet werden konnte.

Es war ein Glück für den verwundeten Wachtmeister, der sich nur mit äußerster Anstrengung noch im Sattel halten konnte, daß sein so scheu gewordener Michel gerade auf einen leer zurückfahrenden Munitionswagen, der von k. k. Fuhrwesens-Soldaten geführt wurde, zulief. Auf das Anrufen des Reiters liefen zwei dieser Soldaten, die neben ihren Pferden gingen, dem schon über und über mit Schaum und Blut bespritzten Rosse entgegen, und brachten es so glücklich zum Stehen, obschon ihnen dies noch manche Mühe machte, denn förmlich in Raserei gekommen war das sonst so ruhige Thier.

So wie das Pferd endlich so weit stand, daß der Wachtmeister aus dem Sattel gehoben werden konnte, verließen diesen auch seine Kräfte, die er sich bis dahin mit aller Anstrengung noch zu bewahren gewußt hatte. Glücklicher Weise war eine Ambulance in der Nähe, in die er gebracht und dort den Händen eines Arztes übergeben werden konnte. Nach Anlegung des ersten Verbandes, der dringend nothwendig war, da der Verwundete schon sehr viel Blut verloren hatte, wurde er in ein großes Hospital, was die Oesterreicher in Karlsruhe angelegt hatten, gebracht, und mußte dort mehrere Monate verweilen, bis er wieder so weit hergestellt war, um einigermaßen seinen Dienst beim Regimente versehen zu können.

Der 21. April, der gleich so unglücklich für die Oesterreicher durch die Verwundung ihres hier kommandirenden Obergenerals begonnen hatte, sollte auch in seinem ferneren Verlauf kein glücklicher Tag für sie sein. Unter der persönlichen Leitung des französischen Generals Moreau, der bei dieser Gelegenheit wieder seinen Ruf als tüchtiger Obergeneral glänzend bewährte, rückten immer mehr Regimenter auf der inzwischen fertig gewordenen Schiffbrücke über den Rhein, so daß das Uebergewicht

der französischen Truppen immer stärker wurde. Besonders eine sehr zahlreiche Kavallerie erschien jetzt, und die k. k. Dragoner und Huszaren-Schwadronen vermochten derselben keinen Widerstand mehr zu leisten. Wenn auch der Rittmeister Vautremont noch so viel fluchte und tobte und wiederholt, wie immer bei solchen Gelegenheiten, Proben seiner persönlichen Tapferkeit an den Tag legte, es half ihm Alles nichts, er mußte dennoch mit seiner Schwadron den Rückzug antreten. In guter Ordnung geschah dies aber, denn der Rittmeister, der jetzt wieder allein mit seiner Schwadron detaschirt war, hatte mit einem wilden Fluch geschworen, Jeden seiner Dragoner, der sich nur unterstehen würde, ein rascheres Tempo zu reiten, als wie befohlen war, sogleich mit eigener Hand zusammenzuhauen oder mit der Pistole zu erschießen. Daß aber ihr Rittmeister in solchen Sachen keinen Spaß verstände und gewiß Wort halten würde, wußten alle Dragoner nur zu gut, und wenn auch vielleicht Einzelne darunter sein mochten, die sich gerne etwas rascher aus dem Bereich der immer mehr zunehmenden feindlichen Schaaren entfernt hätten, so wagte doch kein Einziger auch nur einen Schritt weit aus dem Gliede zu reiten.

Diese festgeschlossene Haltung der Dragoner-Schwadron imponirte auch den Feinden, und da sie voraussehen konnten, daß noch ein verzweifelter Kampf entstehen würde, wenn sie dieselbe angriffen, so unterließen sie dies und begnügten sich lieber, in ziemlicher Entfernung den weiteren Rückmarsch derselben zu begleiten. So erreichte denn die Schwadron in guter Ordnung und festgeschlossen den Ort, der ihr auf Befehl des jetzt kommandirenden Generals O'Reilly zum Bivouak angewiesen war. Nicht gering waren freilich die Verluste, welche diese beiden letzten blutigen Tage der Schwadron zugefügt hatten, und manche brave, langbewährte Dragoner, die schon so viele Jahre ihrem Kaiser ehrenvoll gedient hatten, fehlten in den Gliedern, allein ihren alten Kriegsruhm hatte sich dieselbe auch diesmal wieder unverletzt erhalten und war mit Ehren aus diesem Kampfe hervorgegangen. Mit gerechtem Stolze durfte der Rittmeister Vau-

tremont daher auch wieder auf seine Thätigkeit in diesen letzten beiden Tagen zurückblicken; denn wahrlich nichts Geringes hatte er in denselben geleistet und seine unbedingte Tüchtigkeit als Soldat wieder so recht gezeigt. Sonst war derselbe an diesem Abend, als endlich das Bivouak bezogen wurde, und die sehr mitgenommenen Pferde ihr Futter erhielten, obschon sie sonst unter dem Sattel stehen mußten, da man nicht wissen konnte, ob die Feinde am Ende nicht noch einen nächtlichen Ueberfall versuchen würden, von ungemein schlechter Laune. Er fluchte und wetterte mehr wie nur zu viel, und sein Sacristie klang so brummisch, daß Jeder seiner Untergebenen dem zornigen Mann gerne so weit als möglich aus dem Wege zu gehen suchte. Die Abwesenheit des alten Wachtmeisters Lichtenberger, an den der Rittmeister durch langjähriges Beisammensein sich so sehr gewöhnt hatte, schmerzte ihn sehr, und der Korporal der Schwadron, den er noch am Abend dazu bestimmte, die Geschäfte des Verwundeten zu übernehmen, trat diesen neuen Posten nur mit einem leisen inneren Seufzer an, denn mit Recht konnte er schon im Voraus ahnen, wie viele Unannehmlichkeiten aller Art ihn dabei erwarten würden. Fast ebenso sehr wie seinen alten Wachtmeister entbehrte der Rittmeister auch seinen getreuen Privatdiener Bellon, und der Dragoner, der diesen Dienst interimistisch versehen mußte, erhielt so viele „Sacristie, du dummes Vieh, oder grauseliger Esel, und was derartige zarte Benennungen, die der Rittmeister in allen Sprachen kannte, daß der arme Kerl noch mehr seine Fassung dadurch verlor, und noch ungeschickter bei seinem neuen Dienst wurde. Eben hatte der Rittmeister demselben noch ein zorniges „verdammter Grützkopf, hätt' ich nur wieder mein alten Bellon, seien der viel besser wie ein Dutzend solcher Eseln wie Du“ zugerufen, als der Genannte in die Scheuer, in welcher der Rittmeister mit den übrigen Offizieren der Schwadron bei einem sehr spärlichen Abendessen saß, hereintrat, und sich mit dem „hab' ganz gehorsamst zu melden Ew. Gnaden Herr Rittmeister, daß ich wieder eingerückt bin,“ vor seinen Herrn hinstellte.

„Sacristie Bellon, Du seien wieder da, mon brave Dragon," rief der Rittmeister aus, vor Freuden von seinem Sitze aufspringend, und dem alten Dragoner recht herzlich die Hand drückend. Zuerst erhielt derselbe nun so vielen Branntwein wie nur zu bekommen war, und er trank wahrlich einen tüchtigen Zug, und dann mußte er erzählen, auf welche Weise es ihm möglich gewesen sei, jetzt hier so plötzlich zu erscheinen.

Der alte Soldat, der, wie vorhin erwähnt, bei der verunglückten Rückfahrt über den Rhein in die Gefangenschaft der Franzosen gekommen war, hatte es versucht, sich selbst wieder zu ranzioniren und dies war ihm denn auch geglückt. Er hatte die Unruhe, die der Rheinübergang bei den französischen Truppen hervorrief, benützt, seinen Wächtern zu entwischen, und der Umstand, daß er als geborener Wallone der französischen Sprache so ziemlich mächtig war, hatte ihn hiebei sehr begünstigt. In der letzten Nacht war nun der muthige und entschlossene Soldat über den Rhein geschwommen, wobei er nach seiner eigenen Erzählung fast wiederum ertrunken wäre, und hatte am Tage sich in einem Schilfgebüsch verborgen gehalten, bis es ihm denn jetzt endlich nach vielen Beschwerlichkeiten gelungen war, sich durch die Linie der Franzosen hindurchzuschleichen und so endlich glücklich zu seiner Schwadron zurückzukommen. Nochmals drückte der Rittmeister dem treuen Diener recht herzlich die Hand, wie dieser seine Erzählung beendet hatte, schenkte ihm dann seinen eigenen Feldbecher mit dem wenigen Wein, der noch vorhanden war, voll, und gab ihm endlich zur Belohnung seine volle Geldbörse, in der sich ungefähr einige zwanzig Dukaten noch befinden mochten. Der alte Privatdiener weigerte sich zwar anfänglich, letztere Gabe anzunehmen, als aber der Rittmeister ihm zurief „Sacristie, Bellon, Du nehmen das Geld, kannst Du versaufen die gelben Dinger auf meine Gesundheit," da ließ er sich denn doch dazu bereitwillig finden und steckte wohlgefällig schmunzelnd die volle Börse ein. Den Rathschlag seines Herrn befolgte Bellon aber auch getreulich, und kaum einige Wochen waren vergangen, da besaß er keinen einzigen Dukaten mehr,

sondern in Gestalt von Wein und Branntwein waren alle durch seine stets durstige Kehle gegangen. Bei seinem Rittmeister stund derselbe übrigens nach dieser kühnen Selbstranzionirung in noch größerem Ansehen wie zuvor, und derselbe ließ ihm noch mehr Unordnungen und Excesse ungestraft hingehen.

Mannigfaches Unglück traf übrigens die meisten k. k. Truppenabtheilungen noch bei diesem Rückzug am Nachmittag des 21. Aprils, und selbst der General O'Reilly kam dabei in die Gefangenschaft der Franzosen. Sein Pferd war zu erschöpft, er selbst durch einen Säbelhieb verwundet, und so mußte er sich den wohl nothgedrungen den feindlichen Reitern ergeben, nachdem die wenigen Huszaren, die er noch bei sich hatte, von der großen Uebermacht derselben zersprengt waren. Noch an demselben Abend besetzten die Franzosen auch die wichtige Stadt Offenburg.

An mehreren Stellen kam es nun am 22. noch zu Feindseligkeiten, und besonders der Uebergang über die Rench wurde den Franzosen von den k. k. Truppen auf das Hartnäckigste streitig gemacht. Fast mitten im Gefecht traf aber ein Kourier von der Armee in Italien ein und verkündete dem französischen General Moreau, daß dort bereits ein Waffenstillstand, dem wahrscheinlich ein weiterer Frieden folgen würde, abgeschlossen sei. Die Feindseligkeiten wurden nun auch hier am Rhein auf der Stelle eingestellt und schon am anderen Morgen ein Waffenstillstand zwischen dem k. k. Feldzeugmeister Graf Latour und dem General Moreau abgeschlossen.

Einige Tage dauerte es noch, so rückten die k. k. Truppen in ausgedehntere Friedenskantonnirungen längs des Rheins und Mains ein, wo sie während des Sommers ruhig stehen blieben. Unablässig wurde aber in dieser Zeit in dem ganzen Kaiserstaate gerüstet, um die durch viele Verluste so sehr zusammengeschmolzene Armee möglichst wieder zu ergänzen und in einen recht schlagfertigen Zustand zu bringen, wenn das Geschick es wolle, daß der Krieg von Neuem beginnen müsse.

Der am 17. Oktober 1797 zu Campo Formio geschlossene

Friede machte diese neuen Rüstungen unnütz und bewirkte, daß diejenigen Truppentheile, die außerhalb der Grenzen der österreichischen Monarchie standen, in die ihnen angewiesenen Friedensgarnisonen zurückmarschiren mußten. Dies Loos traf auch das uns bekannte Dragoner-Regiment, was wieder nach Böhmen zurück mußte, nachdem es während fünf Feldzügen sich jetzt mit den Franzosen herumgeschlagen und großen Kriegsruhm dabei erworben hatte. Am zornigsten im ganzen Regiment über den geschlossenen Frieden und den Rückmarsch in die Friedensgarnison war der Rittmeister Baron Vautremont.

„Sacristie, seien das dummes Zeug, daß wir haben jetzt Frieden und soll nicht mehr raufen mit die Franzosen. Aber geb sie Acht, werd nicht lange dauren der Frieden und wird sein noch viel Krieg zwischen Sr. Majestät unserem Kaiser von Oesterreich und die Franzosen," rief er in gleichsam prophetischem Tone aus, wie seine Schwadron den Marschbefehl in die Friedensgarnison erhielt. Und nur zu recht sollte der alte Rittmeister diesmal haben.



Inhalt des ersten Bandes.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.





